

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 74

DAS BRITISCHE EMPIRE



1815-1914



ISBN 1761-3-652-004M3-5

4 194875 1510002 74

ALS LONDON DIE WELT BEHERRSCHTE

Singapur - Stadt im Dschungel / Die Opiumhändler Ihrer Majestät / Abenteuer Indien / Die Macht der Royal Navy / Im Reich des weißen Radscha / Kampf gegen die Buren / Niedergang: Der müde Titan

Deutschland € 10,00 • Schweiz 18,60 sfr Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 • Finnland € 15,50 • Frankreich € 13,50 • Italien € 13,50 • Spanien € 13,50

»Wir sind die beste Rasse auf
Erden, und je mehr wir von der Welt
bewohnen, desto besser für das
Menschengeschlecht.«

Cecil Rhodes, 1877

Pionier der britischen Expansion in Südafrika

Liebe Leserin, lieber Leser

Seit ein paar Jahren verfolgt eine wachsende Gemeinde von TV-Zuschauern die Geschicke der fiktiven britischen Adelsfamilie Crawley und ihrer Dienstboten. „Downton Abbey“, ausgestrahlt in mehr als 100 Ländern und vielfach ausgezeichnet, ist die derzeit wohl erfolgreichste Serie des Planeten.

Vordergründig handelt das Melodram höchst unterhaltsam von den gesellschaftlichen, politischen und amourösen Konflikten in der Zeit um den Ersten Weltkrieg - tatsächlich aber geht es um den Niedergang einer Großmacht und ihres Kolonialreichs (und das macht für mich auch die eigentliche Qualität dieser Serie aus).

„Downton Abbey“ beginnt im Jahr 1912 und zeichnet dann über einen Verlauf von einem Dutzend Jahren den gesellschaftlichen Abstieg des britischen Adels nach. Anschaulicher als in jedem Geschichtsbuch lässt sich an den Figuren der Serie verfolgen, welch ungeheurer Schock es für die Elite des Vereinigten Königreichs gewesen sein muss, nach dem Ende des Ersten Weltkriegs nach und nach zu realisieren, dass Großbritannien nicht mehr das mächtigste Land der Erde ist - und das Empire nicht mehr das bedeutendste Reich.

Denn das waren beide im 19. Jahrhundert. Angesichts des ökonomischen und politischen Bedeutungsverlustes Großbritanniens kann man sich heute kaum noch vorstellen, wie groß die Machtfülle der Krone um, sagen wir: 1875 war, als die Royal Navy die sieben Meere dominierte und London das unbestrittene Zentrum der Welt war. Als die Regierung Ihrer Majestät Königin Viktoria über 280 Millionen Menschen herrschte, ein Fünftel der Weltbevölkerung, und über mehr als



Niedergang des Empire: Die TV-Serie »Downton Abbey« erzählt am Beispiel einer britischen Adelsfamilie vom Bedeutungsverlust der Weltmacht Großbritannien und ihrer Eliten in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg



80 Territorien auf allen Kontinenten, von der winzigen Insel Tristan da Cunha im wellenumtosten Südatlantik bis in die Höhen des Himalaya, von den Weiten Kanadas bis an die Küsten der Karibik, vom Süden Afrikas bis nach Australien.

Die großen Rivalen im Kampf um den globalen Einfluss - Frankreich und Russland - waren zu schwach, um dem Königreich ernsthaft Paroli zu bieten, die USA waren mit den Folgen des Bürgerkriegs beschäftigt, und das Deutsche Reich war gerade erst gegründet worden.

„Britannia rule the waves!“, hieß es damals in der inoffiziellen Nationalhymne, und das musste man nicht nur auf Londons Herrschaft über die Weltmeere beziehen. Auch technisch und industriell hatte das Vereinigte Königreich mindestens eine Generation Vorsprung vor allen anderen Nationen.

Die Welt war unipolar, und das Zentrum des Planeten lag an der Themse. Wie es für die Briten war, sich als Herren der Erde zu fühlen, davon handelt dieses Heft. Es beschreibt die Hochzeit des britischen Imperiums, die von 1815 bis 1914 reichte.

Natürlich gab es auch zuvor schon ein britisches Weltreich - das „ältere Empire“, wie Historiker es nennen -, dessen bedeutendstes Auslandsterritorium die ab 1607 in Nordamerika gegründeten Kolonien waren. Doch jene Ära endete 1776 mit der Unabhängigkeitserklärung von 13 britischen Besitzungen auf amerikanischem Boden, und es begann bald darauf die Epoche des „klassischen Empire“. Von diesem Zeitalter erzählen wir auf den folgenden 162 Seiten.

Und davon, was es bedeutete, über das größte und bedeutendste Reich in der Geschichte der Menschheit zu gebieten. In den gut 100 Jahren vor „Downton Abbey“.

Herzlich Ihr

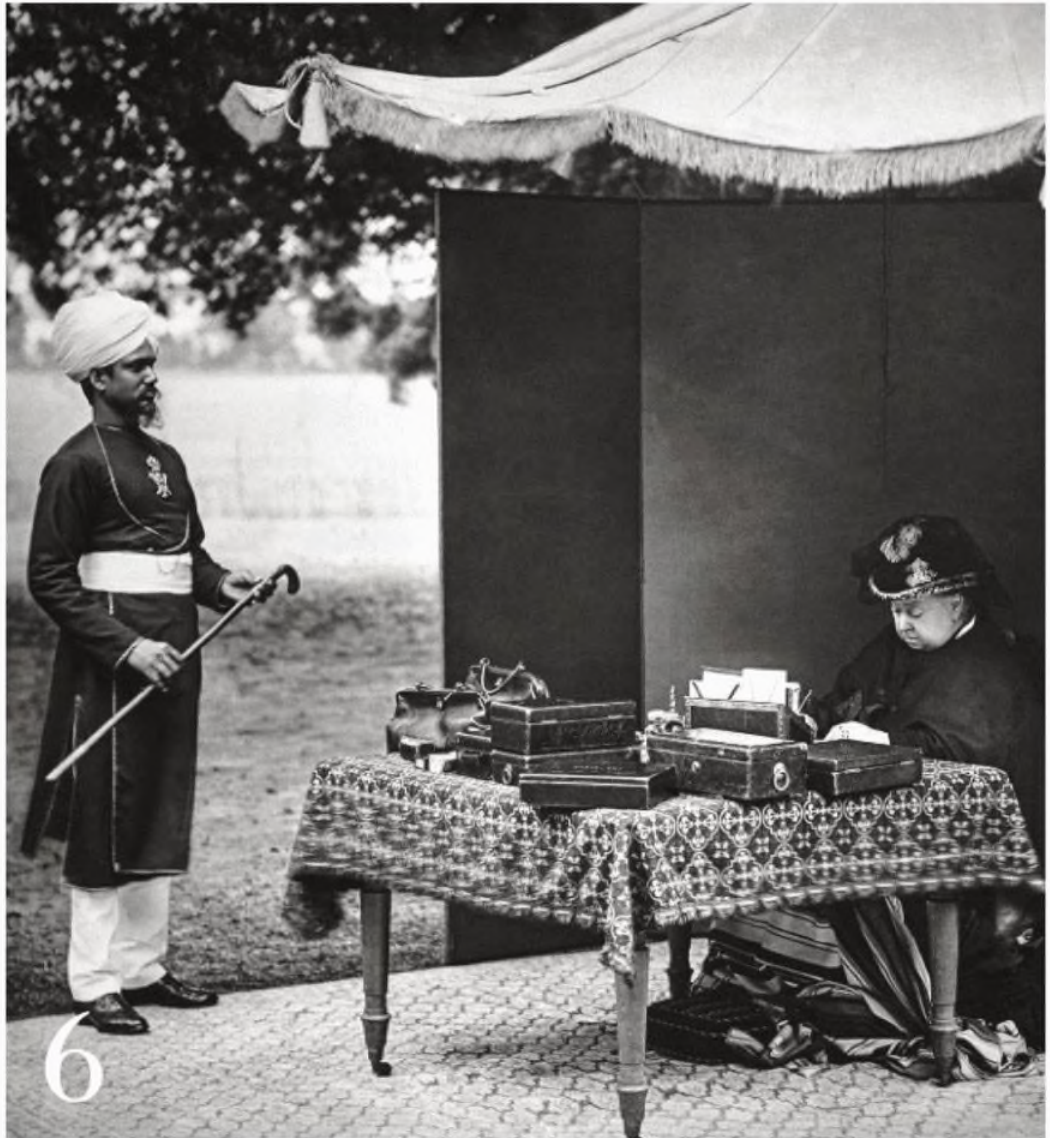
hijLtkL Sil?
Michael Schaper



SINGAPUR 1819 gründet Sir Thomas Raffles an der Straße von Malakka einen Handelsposten. Der wird schon bald zum wichtigsten Stützpunkt des Empire in Asien.



OPIUM Britische Kaufleute schmuggeln Rauschgift nach China - mit großem Profit, aber verheerenden Folgen für die Menschen. 1839 schlägt Beijing zurück.



HERRSCHAFT Am Ende der 63-jährigen Regierungszeit Königin Viktorias besitzen die Briten 1901 das größte Kolonialreich in der Geschichte. Die Eroberer gebieten über ihr Imperium mit einer Mischung aus militärischer Gewalt, fürsorglicher Strenge - und grenzenloser Selbstgerechtigkeit.



LONDON Im Jahr 1851 wird in der mächtigsten Stadt der Erde die erste Weltausstellung eröffnet - eine Leistungsschau des britischen Imperiums.



KOLONIALFRAUEN Selbst in der Hitze und Fremdheit Indiens kultivieren die Gattinnen der Kolonialbeamten unnachgiebig den British Way of Life.



AFRIKA Niemand verkörpert imperiale Hybris so sehr wie der Diamantenkönig Cecil Rhodes, der sein afrikanisches Privatreich nach sich benennt: Rhodesien.

INHALT #74

HERRSCHAFT GEBIETER ÜBER DEN PLANETEN

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts unterwerfen sich die Briten ein Weltreich, das ein Viertel der Erde umfasst 6

PROLOG. 1607-1783 AUFSTIEG EINES IMPERIUMS

Bevor das Empire zur Weltmacht wird, gab es schon ein frühes, von England kontrolliertes Kolonialreich 22

SINGAPUR. 1819 DER TRAUM DES MR. RAFFLES

Aus einem Piratennest macht ein Abenteurer die Drehscheibe des britischen Handels mit den Schätzen des Ostens 26

JAMAICA, 1831 REBELLION AUF DER ZUCKERINSEL

Auf den Plantagen des Karibikeilands schufteten Sklaven für weiße Pflanze. Doch dann erheben sie sich gegen ihre Ausbeuter 40

KOLONIALFRAUEN. UM 1835 DAHEIM IN DER FREMDE

Die Gattin eines Beamten der East India Company sucht jenes Indien, in dem der europäische Einfluss noch nicht sichtbar ist 52

CHINA. 1839 DIE DROGENHÄNDLER IHRER MAJESTÄT

So mancher geschätzte Untertan Königin Viktorias verdient sein Geld mit einem perfiden Gewerbe: dem Verkauf von Opium 60

NEUSEELAND. 1840 AM ANDEREN ENDE DER WELT

Als immer mehr Siedler auf die Inseln der Maori drängen, schließt die Krone einen fatalen Vertrag mit den Einheimischen 74

BORNEO, 1839 DER WEISSE RADSCHA

Der Glücksritter James Brooke errichtet auf der Insel der Kopfgänger im Südchinesischen Meer sein eigenes Fürstentum 76

AUSTRALIEN, 1849 KÜSTE DER VERDAMMTEN

Lange Zeit nutzt London den Südkontinent als Überseegefängnis. Bis die Bewohner ehrbare Bürger des Empire werden wollen 90

LONDON. 1851 DAS ZENTRUM DER WELT

In der Hauptstadt des Vereinigten Königreichs, der größten Metropole auf dem Globus, schlägt das Herz des Empire 92

ÄGYPTEN, 1882 MIT DER MACHT DER KANONEN

Die Royal Navy schützt die Handelsrouten der Briten - und zwingt ausländische Mächte, sich dem Willen Londons zu beugen 110

CECIL RHODES. 1853-1902 GRIFF NACH AFRIKA

Ein imperialistischer Diamantenhändler treibt das Empire in einen blutigen Guerillakrieg 122

INDIEN. 1911 BESUCH EINES KAISERS

Die erste Visite eines britischen Herrschers in Indien ist eine präzise choreografierte Feier von Monarchie und Imperium 142

ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN 156

Impressum 109

Bildquellen 161

Die Welt von GEO 162

VORSCHAU

GEOEPOCHE DIE PEST 164

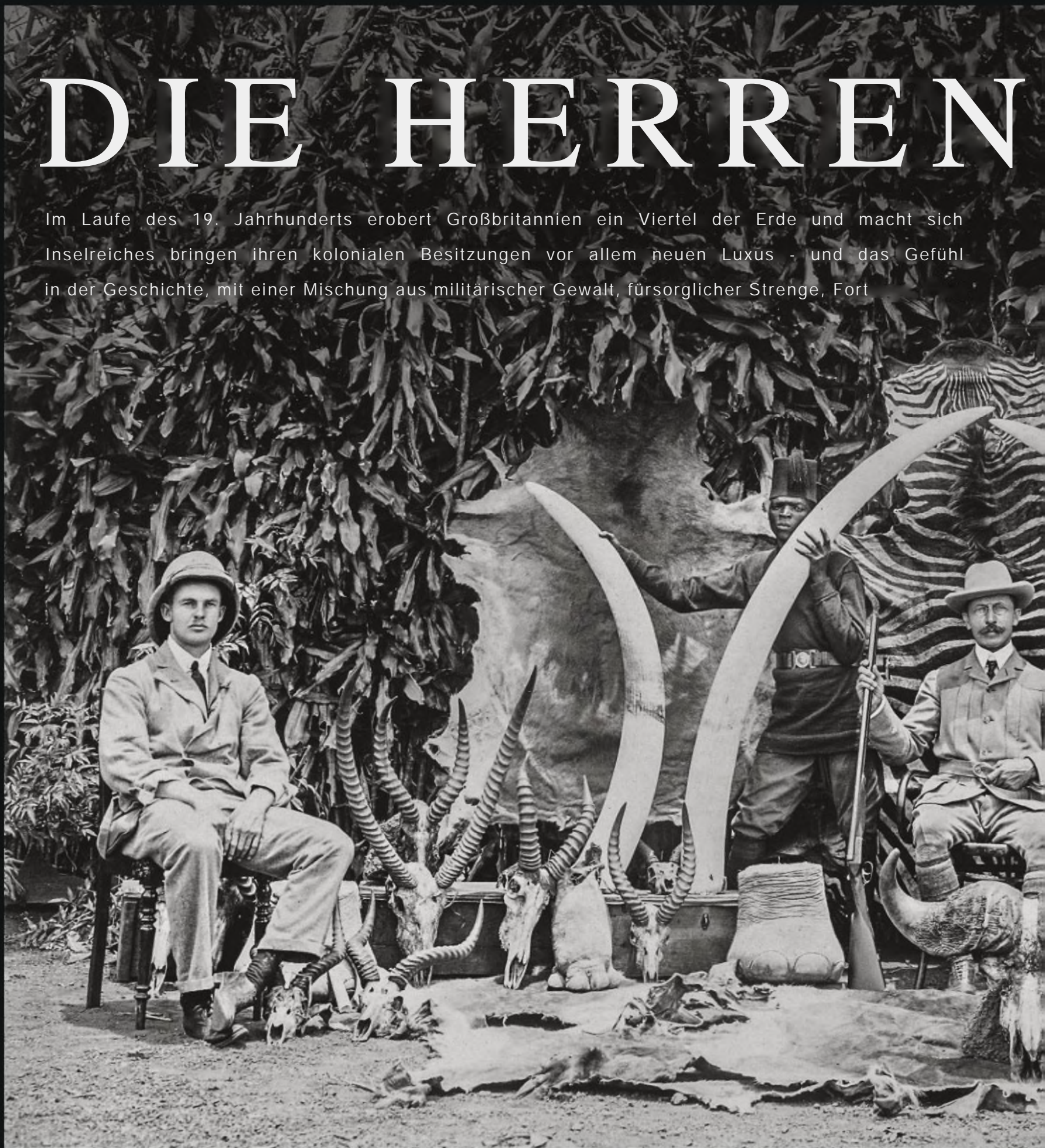
GEOEPOCHE EDITION DÜRER UND SEINE ZEIT 165

Ein Verzeichnis mit den Themen aller GEOEPOCH-Ausgaben sowie einen Briefkasten für Leserzuschriften finden Sie unter www.geo-epoche.de oder besuchen Sie uns auf Facebook

Titelbild: Sir Henry Hesketh Bell. Gouverneur im britischen Uganda, um 1908. Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Die Redaktion folgt der Regel, nach der die Namen aller regierenden christlichen Monarchen Europas - und damit auch die der englischen Königinnen und Könige - in ihrer deutschen Form zu schreiben sind. Schiffsnamen sind dagegen nicht übersetzt. Redaktionsschluss: 24. Juli 2015

DIE HERREN

Im Laufe des 19. Jahrhunderts erobert Großbritannien ein Viertel der Erde und macht sich Inselreiches bringen ihren kolonialen Besitzungen vor allem neuen Luxus - und das Gefühl in der Geschichte, mit einer Mischung aus militärischer Gewalt, fürsorglicher Strenge, Fort

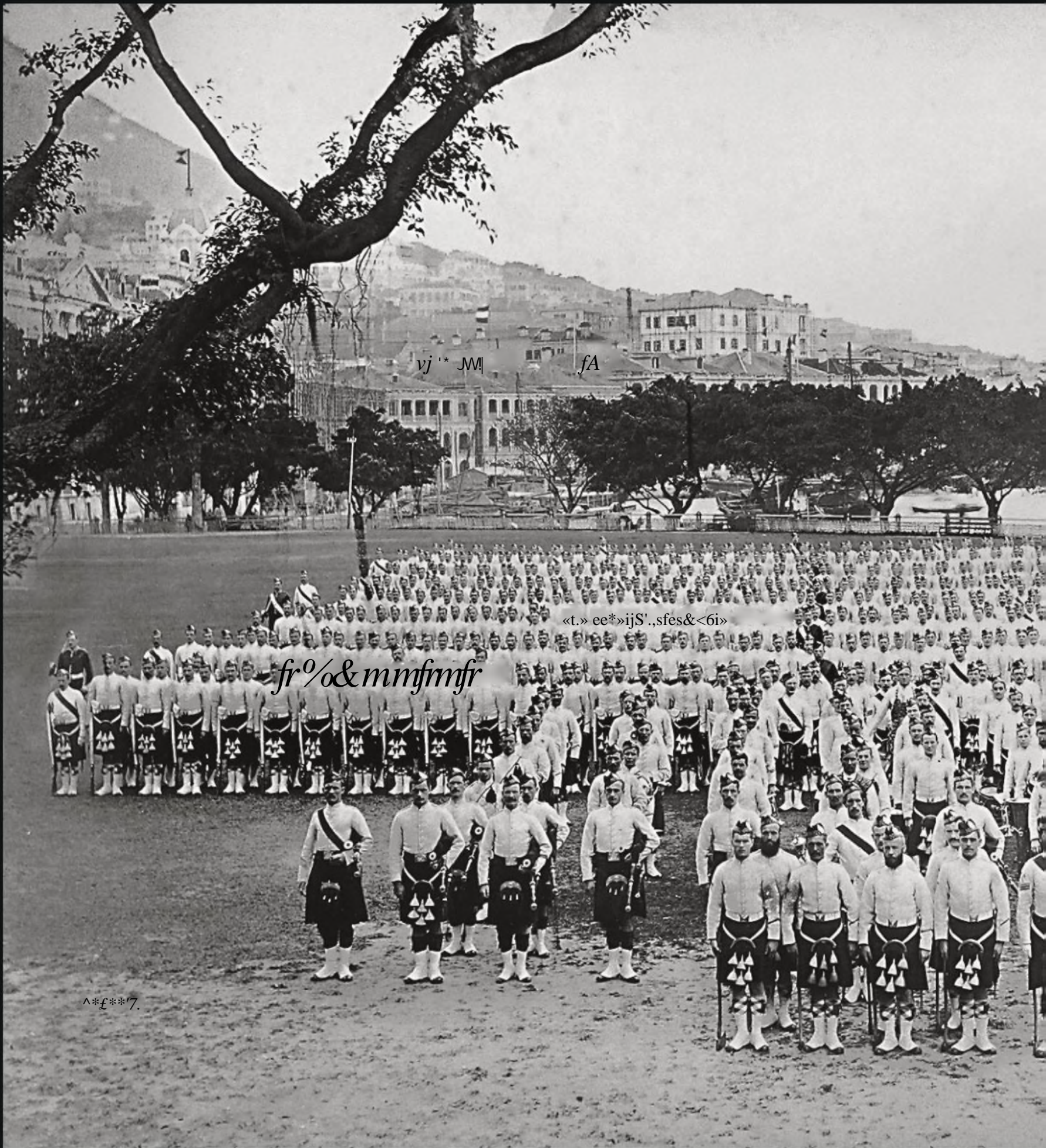


DER HWELT

mehr als 400 Millionen Menschen untertan. Den Einwohnern des
moralischer Überlegenheit. So regieren sie ihr Imperium, das größte
schrittsglauben und grenzenloser Selbstgerechtigkeit



Unter einem Triumphbogen aus Stoßzähnen thront Sir Henry Hesketh Bell inmitten seiner Jagdtrophäen. Der britische Kolonialbeamte macht ab 1882 eine typische Karriere im Empire: Als er 18 Jahre alt ist, besorgt ihm ein Freund der Familie einen Posten als Schreiber in der Verwaltung von Barbados; später steigt er bis zum Gouverneur von Uganda auf



In einem Park in Hongkong ist eine schottische Einheit der British Army um 1880 zum Appell angetreten - mit Kilts und Dudelsäcken. Die Hafenstadt an der südchinesischen Küste haben die Briten 1842 von Beijing erbeutet und sie nach und nach zum größten Handelsstützpunkt der Region ausgebaut



IMMER ZUM ANGRIFF BEREIT

So stolz die Briten auch auf ihr Weltreich sind - zu viel kosten darf es nicht. Mit der Sparsamkeit geiziger Kaufleute achten die Parlamentarier darauf, dass die Krone kein Steuergeld für imperiale Abenteuer verschwendet. Das Ergebnis ist eine bemerkenswerte Effizienz: Gerade einmal 220 000 britische Soldaten und Matrosen sind in den Kolonien stationiert

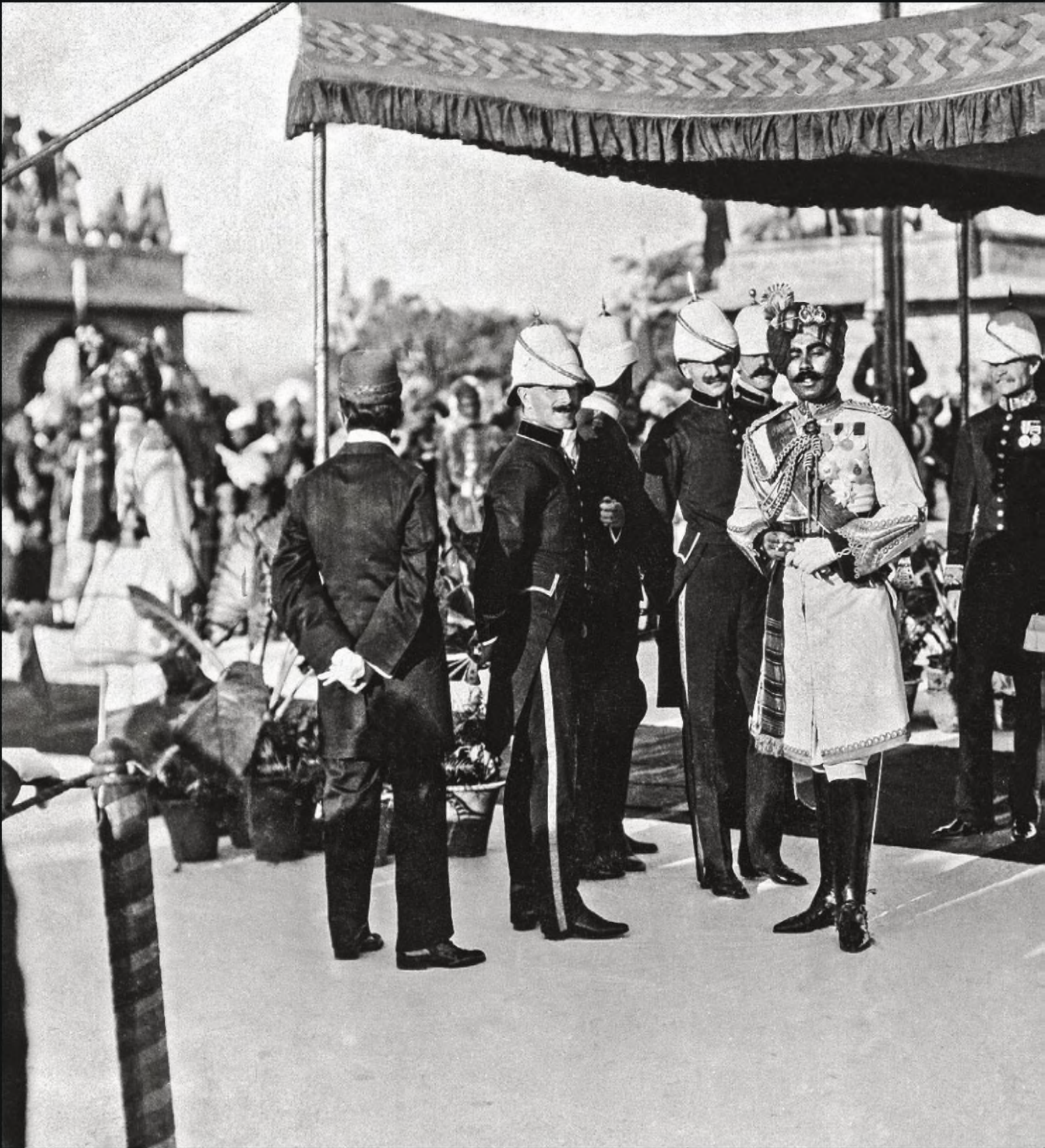
AM HOF DER EWIGEN KÖNIGIN

Sie regiert länger als alle britischen Monarchen vor ihr und gibt einem ganzen Zeitalter seinen Namen: Her Royal Majesty Queen Victoria. Im Laufe ihrer mehr als 63 Jahre währenden Herrschaft verwandelt sich Großbritannien nicht nur in einen industriellen Giganten, sondern unterwirft auch ein Viertel der Erde. Das mächtigste Symbol dieses Aufstiegs ist die Königin selbst





Als junge Herrscherin interessiert sich Königin Viktoria kaum für ihr auf blühendes Weltreich, doch spätestens mit der Ernennung zur Kaiserin von Indien 1877 sieht sie sich selbst auch als Oberhaupt des Empire. In den letzten 14 Jahren ihres Leben kümmern sich sogar indische Diener um die Monarchin. Sie sind exakt so, wie sich Viktoria ihre asiatischen Untertanen erträumt: höflich, gehorsam und treu



Den Turban geschmückt mit Gold und Edelsteinen, erwartet der Maharadscha der nordindischen Region Bikaner den britischen Thronfolger Prinz Georg. Wie die meisten indischen Fürsten ist auch er ein treuer Untertan der Krone: Denn im Gegenzug für seine Loyalität garantiert ihm London den Fortbestand seiner Dynastie sowie militärische Hilfe im Falle eines ausländischen Angriffs



HERRSCHER UND DOCH UNTERTAN

Möglichst effizient wollen die Briten ihr Weltreich verwalten - und kooperieren daher oft mit den einheimischen Eliten. In Indien lassen sie die Maharadschas, alteingesessene Regionalfürsten, Recht sprechen und Steuern erheben - und vermeiden es so, in den Herrschaftsgebieten der Kollaborateure eine eigene Verwaltung aufbauen zu müssen

MIT DER KRAFT DER MASCHINEN

Als Pioniere der Industriellen Revolution nutzen die Briten die neuesten Techniken, um ihr Empire zu beherrschen: Telegraphenleitungen verbinden die Kolonien mit den Machtzentralen in London, Eisenbahnlinien erschließen ihr wildes Inneres, und riesige Dampfer bringen Menschen und Waren so schnell wie nie zuvor an ihr Ziel. Auf diese Weise verbreitet sich die britische Zivilisation bis in die hintersten Winkel der Welt





Vor allem in Afrika gewinnt das Empire nach 1880 gewaltige Territorien hinzu - darunter Britisch-Ostafrika, das um 1900 durch eine rund 1000 Kilometer lange Bahnstrecke zwischen dem Victoriasee und der Hafenstadt Mombasa erschlossen wird. Für das Projekt verpflichteten die Kolonialherren 30 000 Arbeiter aus Indien, das zu dieser Zeit längst über ein gut ausgebautes Eisenbahnnetz verfügt



Ihr Nationalgetränk verdanken die Briten einer Pflanze aus dem fernen Asien. Im 18. Jahrhundert erobert der Tee auch deshalb die Insel, weil ihm viele eine heilsame Wirkung zusprechen. So sollen die Blätter unter anderem gegen Kopfschmerz, Gedächtnisstörungen, Durchfall und schlechte Träume helfen (Plantage in Ceylon, um 1900)



JfM die

WUNDER FREMDER WELTEN

Mit dem Empire wächst auch die Lust der Briten auf jene exotischen Genüsse, die ihnen ihr Weltreich bieten kann: Zucker aus der Karibik, afrikanischer Kakao, indische Seide und vor allem chinesischer Tee. Lange Zeit importiert eine mächtige Handelsfirma, die East India Company, die begehrte Fracht aus Asien und revolutioniert so den Alltag der gesamten Nation

EIN VERGNÜGEN FÜR GENTLEMEN

Gelangweilt vom oft eintönigen Alltag in den Kolonien, suchten viele Beamte, Offiziere und Adelige das Abenteuer in der Wildnis. In Indien schießen sie von Elefanten aus auf Tiger und töteten binnen weniger Jahrzehnte 80 000 Exemplare der gefährlichen Raubkatzen. Dabei ist die Jagd stets mehr als nur ein Sport - nämlich eine Demonstration ihrer Macht





Ende einer Hatz. Eine adelige Jagdgesellschaft hat sich im Dezember 1911 in Nepal um ihre Beute versammelt: drei bengalische Tiger, von den Einheimischen als Könige des Dschungels verehrt. Zu den Männern, die die Raubkatzen, auf Elefanten reitend, verfolgt haben zählt auch der britische Monarch Georg V. (im hellen Sattelkasten), der den Subkontinent kurz nach seiner Krönung besucht



Unter freiem Himmel empfingen diese vier britischen Beamten um 1900 die Abgesandten mehrerer nigerianischer Stämme: Auch wenn die Vertreter des Empire oft mit einheimischen Anführern Zusammenarbeiten, blicken sie doch auf die Einwohner der Kolonien herab. In ihren Augen sind sie »halb Teufel, halb Kind«, wie der britische Schriftsteller Rudyard Kipling 1899 formuliert



BOTEN EINER NEUEN ORDNUNG

Offiziere, Händler und Beamte tragen die Gesetze der britischen Krone noch in die entferntesten Gegenden der Erde. Sie werden zum Maßstab, nach dem sich nun auch die einheimischen Völker richten müssen. Wer sich

gegen die Regeln der neuen Herren erhebt, wird fortan mit aller Härte bestraft. Und dieses Zwangssystem müssen die Unterworfenen auch noch selbst bezahlen ●

AUFSTIEG EINES IMPERIUMS

Bevor das Empire zur Weltmacht wird, gibt es schon ein erstes, von England kontrolliertes Kolonialgebiet mit Besitzungen in Asien, Afrika und Amerika. Doch dann erklären die späteren USA ihre Unabhängigkeit, und London beginnt mit dem Aufbau eines neuen Reichs in Übersee Text: cay rademacher, Karten: Stefanie peters

Der große schottische Ökonom Adam Smith nennt das britische Weltreich im Jahr 1776 „a project of an empire“ - und tatsächlich haftet dem Imperium des Vereinigten Königreichs in seinen ersten zwei Jahrhunderten noch etwas Unfertiges an. Es hat in London niemals einen Strategen gegeben, der einen Masterplan entwickelt hat, wie denn die sieben Meere zu erobern wären. Das Empire ist vielmehr ein Produkt aus Geschäftssinn, Glück und Opportunismus.

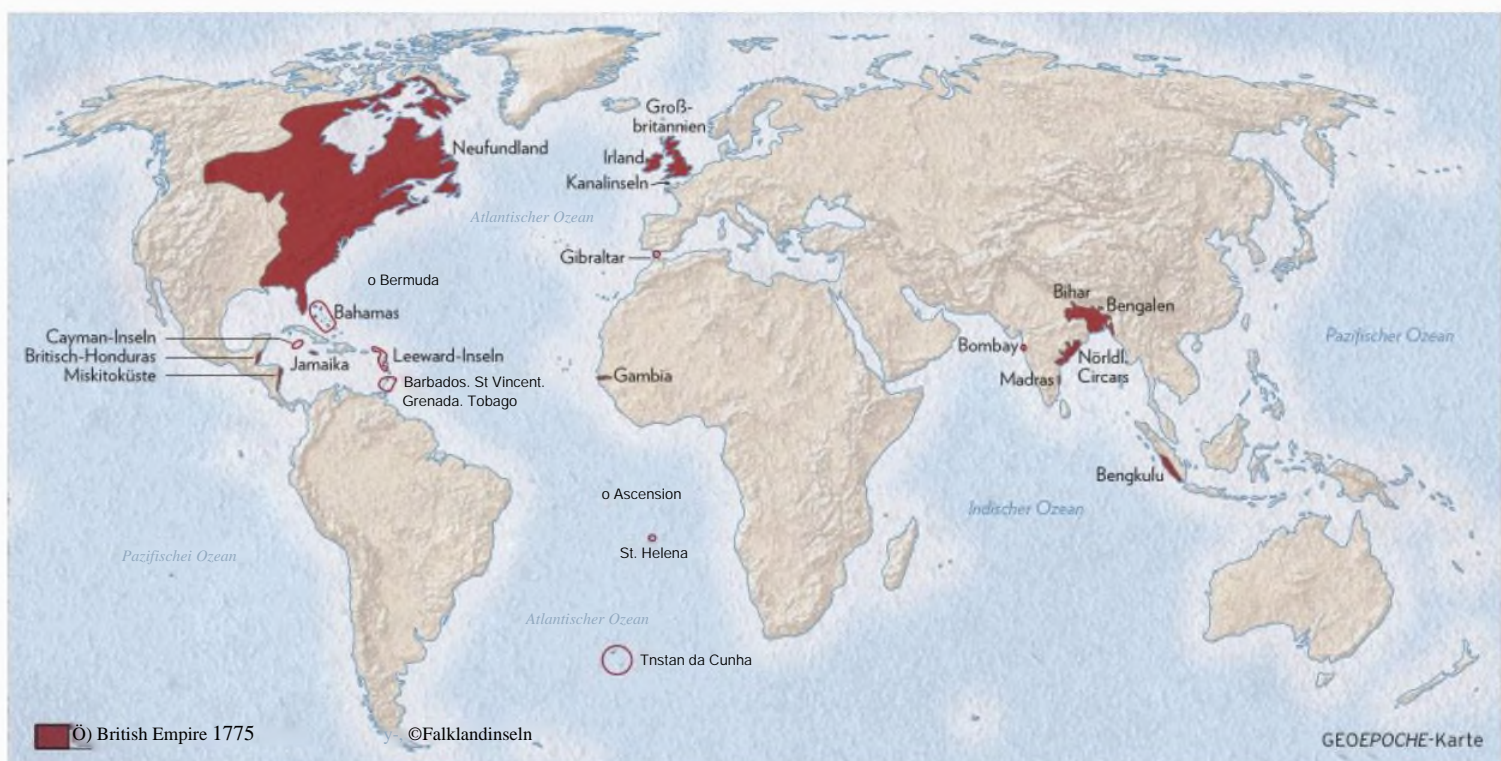
Nach der Reise von Christoph Kolumbus teilen die starken Seefahrermächte Portugal und Spanien die neuen Weltregionen 1494 in einem Vertrag untereinander auf: Den größten Teil Süd- und Mittelamerikas, der Karibik, dazu Florida und Südkalifornien werden sich die Spanier sichern; Teile von Brasilien sowie wichtige Häfen in Afrika, Arabien, Indien, Ostasien gehen an Portugal.

Zwar segeln schon von etwa 1500 an auch im Namen Englands Entdecker und Freibeuter wie John Cabot und

Francis Drake los, doch erst 100 Jahre später ist die Nation stark genug, um dauerhaft nach Übersee zu greifen: weil nun genug Kapital vorhanden ist. Denn anders als bei den iberischen Rivalen, wo der Staat die Eroberungen organisiert, finanzieren auf der Insel vor allem Händler und Spekulanten diese teuren Unternehmungen - und erst um 1600 haben sie ausreichend Geld angesammelt.

Die Engländer drängen nun in jene Regionen, wo ihnen Spanien und Portugal den Zugriff nicht verwehren.

1775: DAS ÄLTERE EMPIRE



Die bedeutendsten britischen Überseebesitzungen liegen im 18. Jahrhundert in Indien, der Karibik und Nordamerika. Vor allem die 13 amerikanischen Kolonien sind wirtschaftlich erfolgreich. Doch die Siedler dort streben nach Unabhängigkeit: 1776 proklamieren sie die Loslösung vom Mutterland. In der Folge verlagert sich der Schwerpunkt des Empire stärker nach Osten

1858: DAS ERBE DER EAST INDIA COMPANY



Nach dem Abfall der späteren USA wird Indien zur bedeutendsten Kolonie Englands (die verbliebenen Territorien in Nordamerika sind weitgehend unerschlossen). Dort herrscht allerdings eine Aktiengesellschaft, die East India Company - bis zu einem Aufstand einheimischer Söldner. Danach übernimmt im Jahr 1858 die britische Krone die Administration auf dem Subkontinent

Zum einen ziehen sie nach Nordamerika - einem Kontinent, der den Spaniern an Bodenschätzen zu arm erscheint. Dort gründen einige von einer Aktiengesellschaft angeheuerte Siedler am 14. Mai 1607 Englands erste dauerhafte Besetzung in Nordamerika: Jamestown im späteren US-Staat Virginia.

Bis 1733 entstehen nach und nach 13 Kolonien, von New Hampshire bis Georgia. Zudem besetzen Briten einige von den Spaniern kaum verteidigte Karibikinseln wie Jamaika und Barbados.

Schon bald nach der Gründung von Jamestown und mit dem aufkommenden Tabakhandel mischt sich das Mutterland in die Politik der amerikanischen Kolonien ein: König Jakob I. erklärt Virginia 1624 zur Kronkolonie, also einem direkt dem Monarchen unterstellten Territorium, das von einem ihm verantwortlichen Gouverneur verwaltet wird. Und auch die übrigen Regionen an der Ostküste des neuen Kontinents gelangen schnell unter die Kontrolle der Regierung.

Tausende Engländer und Schotten wandern nach Amerika aus - auch das unterscheidet das Vereinigte Königreich

von seinen Rivalen: Portugal ist zu klein, als dass sich in den Kolonien jemals viele Siedler niederlassen könnten; und Spanien entsendet zwar Eroberer, Missionare und Beamte, aber kaum Bauern, Handwerker oder Händler und insgesamt ebenfalls viel weniger Menschen.

Die britischen Siedler sind erfolgreich: Amerika versorgt das Mutterland schon bald mit Tabak und Baumwolle, die Karibik liefert Zucker.

Zum anderen wenden sich die Briten früh nach Asien, denn dort sind die portugiesischen Stützpunkte so schwach, dass Engländer (wie auch Niederländer und Franzosen) Lissabons Oberhoheit schon bald herausfordern. Portugiesen und Niederländer schaffen zu jener Zeit Pfeffer und andere Gewürze aus Indien und Java, von der Malaiischen Halbinsel, Sumatra sowie von den Gewürzinseln herbei, die in Europa so teuer gehandelt werden wie Gold und Silber.

Die Handelsroute nach Südostasien ist enorm profitabel, aber auch risikoreich. Auf dem Tausende Kilometer langen Weg

sind die Schiffe mindestens ein Jahr unterwegs, sind Stürmen, Piraten und den Riffen unkartierter Küsten ausgeliefert.

Kein Kaufmann würde sein Vermögen bei so einem Himmelfahrtskommando allein riskieren. Deshalb schließen sich im Jahr 1600 gut 100 Kaufleute in London zu einer Aktiengesellschaft zusammen mit dem Namen „The Governor and Company of Merchants of London trading into the East Indies“. Königin Elisabeth I. garantiert den Kaufleuten dieser East India Company einen Freibrief.

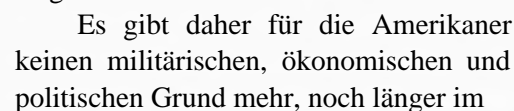
Der sichert der Firma zu, dass nur sie Handel mit Indien, Ost- und Südostasien betreiben darf: ein staatliches Handelsmonopol, das das Risiko der Aktionäre mindern soll.

Die Anteilseigner der Handelsgesellschaft teilen sich Kosten und zukünftige Gewinne. Ihr Geld reicht, um zunächst vier große Segler für die Fahrt nach Java und Sumatra auszurüsten.

Nach zwei Jahren kehren 1603 die ersten Schiffe der Company von ihrer Asienreise zurück, mit mehr als 1000 Tonnen Ladung. Die Investoren machen einen Gewinn von 20 Prozent im Jahr.

Geographisch und politisch ist das sich nun abzeichnende Imperium der

Denn kurz darauf rebellieren Londons größte Kolonien: die 13 Besitzungen in Nordamerika. Und es ist ausgerechnet der Erfolg der britischen Politik, der sie in die Rebellion treibt. Denn dank der britischen Triumphe existiert in Nordamerika keine fremde, bedrohliche Macht mehr.



1914: AUF DEM GIPFEL DER MACHT



Zu Beginn des 20. Jahrhunderts steht das britische Weltreich im Zenit seiner Macht: London gebietet über mehr als 400 Millionen Menschen, knapp ein Viertel der Weltbevölkerung, und fast 30 Millionen Quadratkilometer - eine Fläche, mehr als 100-mal so groß wie das Mutterland. Und mit Australien beherrscht das Empire als einziges Kolonialreich der Geschichte sogar einen ganzen Kontinent

Empire zu bleiben. Warum sollen sie sich einen Handel ausschließlich mit dem Vereinigten Königreich aufzwingen lassen, wenn sie doch mit der ganzen Welt Handel treiben könnten? Und warum sollen sie Steuern zahlen für Soldaten, die sie nicht brauchen, und für eine Regierung, die sie nicht gewählt haben?

1775 bricht der amerikanische Unabhängigkeitskrieg aus. Auch hier dominiert die Royal Navy die See - doch was nützt es ihr? Zum ersten Mal können die Briten dem Feind nicht die Versorgungswege abschneiden, der Gegner kämpft ja

in eigenen Land. Die Briten hingegen müssen mehr oder weniger jeden Soldaten und jede Kanonenkugel über den Atlantik schaffen. Es ist ein Konflikt, den sie nicht gewinnen können.

1783 akzeptiert London in einem Friedensvertrag die Unabhängigkeit der Kolonien. Es ist seine größte Niederlage in mehr als drei Jahrhunderten. Knapp 200 Jahre lang ist das Empire unaufhörlich gewachsen. Weder Spanier noch Portugiesen, weder Niederländer noch Franzosen haben die Briten je dauerhaft von einer einzigen Küste wieder vertrie-

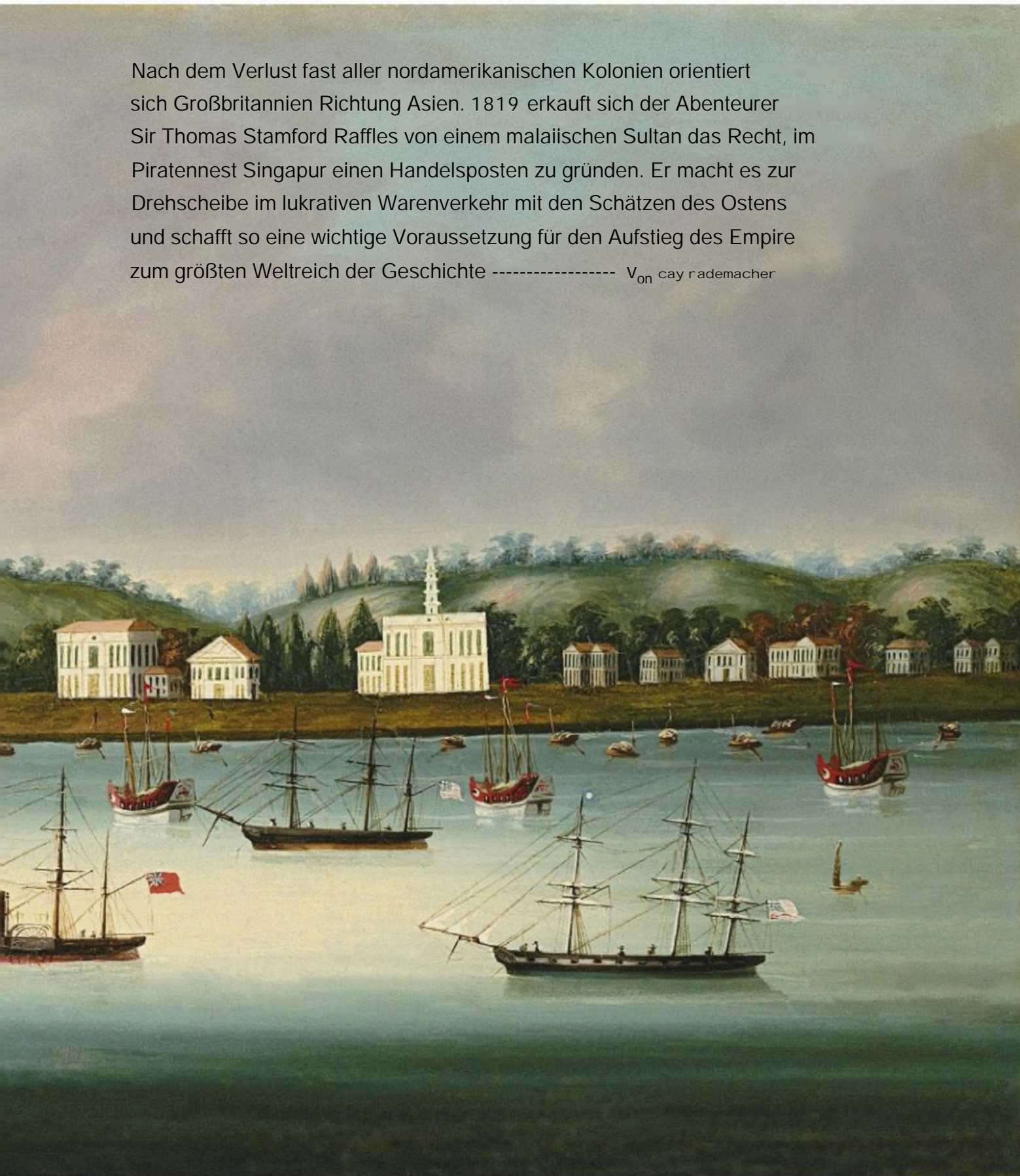
ben, wenn sie sich dort erst einmal festgesetzt hatten. Doch jetzt verliert Seine Majestät innerhalb von acht Jahren Besitzungen von der vierfachen Größe des Mutterlandes. Dem Kolonialreich fehlen plötzlich seine wichtigsten Kolonien.

Ein Desaster und ein Neuanfang: Denn aus der Konkursmasse des bisherigen Weltreichs, das Historiker später das „ältere Empire“ nennen werden, also vor allem aus den Besitzungen in Asien, formt die Londoner Regierung ab 1783 ein neues Weltreich.

Das „klassische Empire“. 9



Nach dem Verlust fast aller nordamerikanischen Kolonien orientiert sich Großbritannien Richtung Asien. 1819 erkaufte sich der Abenteurer Sir Thomas Stamford Raffles von einem malaiischen Sultan das Recht, im Piratennest Singapur einen Handelsposten zu gründen. Er macht es zur Drehscheibe im lukrativen Warenverkehr mit den Schätzen des Ostens und schafft so eine wichtige Voraussetzung für den Aufstieg des Empire zum größten Weltreich der Geschichte ----- Von Cayrademacher



Bereits wenige Jahre nach der Übernahme Singapurs nutzen rund 1600 Schiffe, darunter auch europäische Segler, auf ihrer Reise zwischen Indien und China die günstige Lage des neu angelegten britischen Hafens, um Waren zu löschen oder an Bord zu nehmen (Ölgemälde, um 1850)

E



Es ist Freitag, der 29. Januar 1819. An der Küste Singapurs liegen Schädel im Wasser. Die Insel wölbt sich wie der Rücken eines Riesen aus dem Meer, gut 40 Kilometer lang und 20 Kilometer breit, niedrig, dunkel, abweisend. In der Ferne schimmern die Hügel der Malaiischen Halbinsel. Feuchtschwere Hitze, mittags brennt die Sonne fast senkrecht vom Himmel. Im Urwald brütet die Malaria.

Am Strand, wo sich der Singapore River ins Meer ergießt, haben einige Malaien Hütten aufgeschlagen: Es sind Seenomaden, die auf leichten Booten mal hierhin, mal dorthin ziehen, immer auf der Jagd, immer auf der Flucht. Denn sie sind Piraten und lauern Schiffen im In-sellabyrinth der Straße von Malakka auf. Wer ihnen in die Hände fällt, dessen Schädel bleicht bald vor der Küste.

Andernorts auf der Insel haben sich ein paar Hundert malaiische und chinesische Familien niedergelassen, viele bauen auf Plantagen *gambir* an, eine tropische Pflanze. Insgesamt aber leben auf Singapur weniger Menschen als Geister.

Um das Jahr 1300 war Singapura, die „Löwenstadt“, noch eine gewaltige Festung, das Bollwerk eines Fürsten, der auch über Sumatra und Java herrschte. Doch nach mehreren Kriegen wurde der Ort nach und nach aufgegeben. Der Dschungel holte sich die verfallenden Monumente zurück. *Bukit Larangan* nennen die Malaiken die überwucherten

Ruinen: den „verbotenen Hügel“, auf dem es spukt.

Doch weder Piraten noch Geister halten an diesem Tag jene acht kanonenstarrenden Segelschiffe auf, die vor der Küste Anker werfen. An ihren Flaggenmasten hängt der Union Jack.

Der 15-jährige Seenomade Wa Hakim sieht, wie er sich später erinnern wird, dass auf dem Schiff „Indiana“ eine Schaluppe zu Wasser gelassen wird. An Bord des Beibootes gehen ein paar Matrosen und Soldaten - sowie ein rothaariger, nur 1,62 Meter großer Mann mit auffallend hellen Augen.

Niemand weiß, ob der Rothaarige den Totenschädeln, an denen er vorbeigerudert wird, mehr als bloß einen flüchtigen Blick schenkt. Worte wird er darüber jedenfalls nicht verlieren, denn er ist nicht gekommen, um mit den Einheimischen zu kämpfen: sondern um ihnen den Handel ihres Lebens anzubieten.

Der Brite ist Sir Thomas Stamford Raffles, 37, ein Abgesandter der East India Company. Seine Mission: das Piratennest Singapur zu einem Juwel des Britischen Empire zu machen.

Offiziell gehört die Insel seit Langem zu einem Fürstentum. Der Sultan von Johore im Süden der Halbinsel Malaya gebietet über Singapur - doch was heißt das schon? Der Herrscher ist in Thronwirren verstrickt, ein Verwandter macht ihm den Titel streitig. Auf Singa-

Raffles erwirbt die Rechte an Singapur vom Sultan von Johore. 1822 leben bereits 10 000 Menschen in der stetig wachsenden Stadt, Chinesen, Araber, Europäer, Malaiken. Die Pläne der Briten sehen vor, dass die Straßen der Stadt in Zukunft rechtwinklig verlaufen und die verschiedenen Völkernachbarn nach Wohnvierteln getrennt leben

Neuen Baugrund für Singapur lässt Raffles dem Wasser abringen. Hunderte Arbeiter schuften in der Tropenhitze, um den Salzsumpf in der Bucht einzudeichen und trockenzulegen (Stadtansicht, 1846)



pur hat der Sultan einen *temenggong* installiert, eine Art Distriktgouverneur.

Der ist zwar loyal, doch weiß er sehr genau, wie unsicher die Macht seines Herrn ist. Es ist in jedem Fall klüger, die Europäer, die sich da seiner Küste nähern, freundlich zu empfangen. Zudem kann es für die Macht des Sultans ja auch förderlich sein, zu hören, was die Ankömmlinge zu bieten haben.

Der Temenggong empfängt Stamford Raffles am Strand der Insel. Viele Einzelheiten dieses ersten Treffens sind nicht überliefert, aber gut möglich, dass der Statthalter angenehm überrascht ist: Denn Raffles, der seit Jahren hauptsächlich in Südostasien lebt, spricht fließend Malaiisch und ist so höflich, wie man es von einem Gentleman erwarten kann.

Das Ergebnis dieser ersten Unterredung ist jedenfalls ein vorläufiger Vertrag, dem kurz darauf noch einige Details hinzugefügt werden. Fortan wird das Sultanat von London jährlich 1250 Pfund erhalten (was heute etwa 110000 Euro entsprechen würde). Zudem verspricht Raffles, in Singapur einen Handelshafen einzurichten; und alle zukünftigen Zolleinnahmen werde die East India Company mit dem Sultan teilen.

Im Gegenzug erlaubt der Temenggong den Briten im Namen seines Sultans, einen Trupp Soldaten an Land zu schicken, damit sie auf der Insel einen Stützpunkt des Empire errichten.

Es ist ein Pachtvertrag, der dem Herrscher über Singapur Einnahmen verspricht, die er sonst niemals in der verrotteten Ruinenstadt erzielen könnte. Ein Abkommen zudem, das ihm gegenüber seinem Thronrivalen die Unterstützung einer fremden Macht sichert.

Umgekehrt erhalten die Briten einen Stützpunkt an einem Nadelöhr der Meere. Jedes Frachtschiff, jedes Kriegsschiff, das zwischen Indien und China segelt, muss an Singapur vorbeifahren. Zukünftig werden nicht mehr räuberische Seenomaden, sondern bewaffnete Segler der Royal Navy diesen einmaligen Hafen nutzen: Das Piratennest soll zum Angelpunkt Südasiens werden.

Schon bald stehen Militärzelte am Ufer. Soldaten schleppen Kanonen und Gewehre an Land. Raffles schreibt an einen Freund einen Brief, auf den er stolz die Ortsangabe „Singapur“ setzt.

„Ich sitze hier mit all den Freuden, die das Betreten eines so klassischen Bodens auslösen muss“, notiert er. „Die

Linien der alten Stadt und ihrer Festungen sind noch zu erkennen, und innerhalb ihrer alten Wille flattert unbehelligt der Union Jack.“

Tunku Long, der Sultan von Johore, erreicht die Insel wenig später, bespricht sich mit Raffles - und akzeptiert persönlich die Bedingungen, auf die sein Statthalter zuvor bereits eingegangen ist.

Eine knappe Woche später, am Samstag, dem 6. Februar 1819, einem strahlenden Tropentag, sind die englischen Segler über Topp und Takel geflaggt. Gegen Mittag nehmen rund 30 Offiziere und Soldaten am Ufer des Singapore River in Paradeuniform Aufstellung. Ein Zelt ist errichtet worden, fünf Stühle stehen davor, auf denen unter anderem Raffles und der Sultan sitzen. Ein 30 Meter langer roter Teppich leuchtet über dem rattenverseuchten Boden. Diener reichen Erfrischungen und Lunch, der Herrscher von Johore schwitzt heftig.

Dann erhebt sich Raffles, verkündet den Vertragstext, der auf Englisch und Malaiisch verlesen wird. Es gibt Geschenke für Tunku Long: Opium, Waffen und englischen Wollstoff, edel, fein crq - und in den Tropen vollkommen nutzlos. Gewehrsalven der Soldaten, Salut-





30 GEO EPOCHE Das Britische Empire



Als 14-Jähriger tritt Thomas Stamford Raffles 1795 in den Dienst der East India Company – einer privaten Firma, die wie eine Kolonialmacht Besitzungen in Südostasien unterhält

schiisse von den Schiffen, auch die an Land geschafften Kanonen donnern. Und dann wird in den Ruinen der Union Jack gehisst. Singapur ist zu einem wichtigen Stein im weltumspannenden Mosaik des Britischen Empire geworden.

Sir Stamford Raffles macht Singapur in jenem Jahr britisch, in dem in London die zukünftige Königin Viktoria geboren wird. Diese legendäre Herrscherin wird einmal über die halbe Welt gebieten. Ihre Hauptstadt wird die größte Metropole des Zeitalters sein, die Queen wird über Hunderte Millionen Inder, Chinesen, Afrikaner und Indianer herrschen, ihr Banner wird über Vancouvers Pazifikküste wehen und in den eisigen Weiten von Labrador, über Australien, Neuseeland,

Südafrika, Kenia und selbst noch über so entlegenen Eilanden wie den Falklands und Fidschi, die so winzig sind, dass man sie auf einem Globus kaum finden kann.

Es sind Männer wie Raffles, die dieses Empire für Viktoria zusammenraffen: Männer, die noch die unwirtlichsten Küsten, Wüsten und Gebirge erkunden, die mit geschickter Diplomatie und viel Geld und oft genug auch mit roher Gewalt Inseln, Städte, ganze Regionen unterwerfen, die diese Länder kolonialisieren und regieren, die darüber ein unvergleichliches Wissen Zusammentragen, manchmal unfassbare Vermögen erringen und manchmal grauenhafte Tode sterben.

Das Britische Empire wird darüber zum Mythos, nicht bloß in der Rückschau, sondern schon für die Zeitgenossen, für Briten und für alle anderen, die

dieses Kolonialreich, das größte aller Zeiten, mit einer Mischung aus Stolz und Fassungslosigkeit bestaunen.

Dabei ist das Britische Empire noch kurz vor Königin Victorias Geburt eigentlich bereits erledigt.

Denn das Weltreich, in seiner ersten Ausprägung ja schon um 1600 begründet, ist zuvor jahrhundertlang bloß eine Art Provisorium, geographisch wie politisch (siehe Seite 22). Dank ihres Entdecker- und Kriegsglücks unterjochten die Briten halbe Kontinente, wie etwa Nordamerika, in die Zehntausende Auswanderer strömen. Anderswo in der Welt gründen sie dagegen nur winzige Handelsstationen, die oft von Privatfirmen wie der East India Company kontrolliert werden und damit streng genommen nicht einmal zum Königreich zählen. »q

Das britische Imperium ist daher "g zwischen 1600 und 1783 im Grunde nicht viel mehr als: eine Flagge, ein Handelsreich - und ein Gefühl.

Die Flagge: Das Empire ist überall dort, wo der Union Jack weht, ob über der Residenz des königlichen Gouverneurs in Boston oder über einer Faktorei der East India Company in Kalkutta.

Das Handelsreich: Die überseeischen Besitzungen dürfen ihre Waren nur nach England exportieren, auf englischen Schiffen. Und importieren dürfen sie nur englische Waren oder zumindest über englische Häfen gelieferte Waren.

Das Gefühl: Das Empire stiftet so etwas wie eine neue Identität, es machte aus „England“ erst wahrhaftig „Großbritannien“. Zwar haben die Engländer seit dem Mittelalter bereits Waliser, Schotten und Iren unter ihre Krone gezwungen, doch gerade dieser Zwang verhindert lange jedes Gefühl von Einheit. Erst die Triumphe in Übersee ändern dies.

Denn es sind Engländer, Schotten, Iren, die nach Amerika auswandern. Die in der East India Company Karriere machen. Die die Segler bemannen. Die auf



Segler im Hafen von Singapur. Mit den Schiffen der Royal Navy kontrolliert London die Weltmeere. Keine Kriegsflotte ist größer



Das Klima Südostasiens ist mörderisch, viele Landstriche sind von Malaria verseucht. Von Singapur aber ist Raffles begeistert: »Alles hier ist Leben und Geschäftigkeit«, notiert er. »Es wäre schwer, einen Ort zu nennen mit helleren Zukunftsaussichten« (Ölgemälde, 1856)

diese Weise in der Fremde eine neue patriotische Zusammengehörigkeit entwickeln. Und so kommt der Begriff „British Empire“ überhaupt erst um 1750 auf.

Doch kaum hat das Empire auf den Schlachtfeldern und in den Köpfen der Untertanen eine ungefähre Gestalt angenommen, da taumelt es in eine tiefe Krise: 1783 muss die Krone in einem Friedensvertrag die Unabhängigkeit der 13 amerikanischen Kolonien akzeptieren.

Zuvor ist Londons Imperium gut 180 Jahre lang unaufhörlich gewachsen, improvisiert zwar, von Zufällen getrieben und unregelmäßig, doch es wurde immer größer und mächtiger. Weder Spanier noch Portugiesen, weder Niederländer noch Franzosen haben die Briten je dauerhaft von einer einzigen Küste wieder vertreiben können.

Jetzt aber verliert Seine Majestät nach nur sechs Jahren Unabhängigkeitskrieg ein Territorium, das fast viermal so

groß ist wie das Mutterland. Dem Kolonialreich fehlen plötzlich seine wichtigsten Kolonien.



Auf die Amerikanische Revolution folgt 1784 eine zweite, fast lautlose Umwälzung, eine Revolution von oben: Die Regierung unter Premier William Pitt

zieht aus der Niederlage so rasch und so drastisch Konsequenzen, dass sich das Wesen des Empire ändert. Zum ersten Mal zeichnet sich so etwas wie eine einheitliche Strategie ab.

Denn von jenem Jahr an entsteht in der Hülle des alten ein neues Weltreich. Zwar regiert Seine Majestät von London aus noch immer über die sieben Meere, noch immer flattert der Union Jack über fernen Gestaden, noch immer nennt sich das Gebilde „Empire“. Doch es wird ein anderes Weltreich sein. Der Mythos des Britischen Empire, so wie er heute noch nachweht, entsteht eigentlich erst jetzt.

Premierminister Pitt und nachfolgende Regierungen ziehen, vereinfacht ausgedrückt, drei Konsequenzen. Zum einen verlagert sich der Schwerpunkt des



Empire von West nach Ost: Nun ist nicht mehr Nordamerika das Herzstück des Weltreiches, sondern Indien. Der Subkontinent und mit ihm die Küsten Asiens bis hin nach China liefern fortan die wichtigsten Waren, sie nehmen im Gegenzug den größten Teil der britischen Kolonialexporte auf.

Zum Zweiten ersetzt der Freihandel den zuvor ausgeübten merkantilen Zwang: Den Kolonien wird nicht länger vorgeschrieben, welche Produkte sie zu liefern haben, auf welchen Schiffen und über welche Häfen. Fort mit hohen Zöllen und Monopolen! Jedermann — auch jeder Nichtbrite — soll im Empire zu so günstigen Bedingungen wie möglich jede Ware anbieten und transportieren dürfen.

Der Staat verzichtet damit zwar auf etliche seiner bisherigen Einnahmen (etwa manche Zölle), doch dafür, so hofft London, wird der ungehinderte Handel gewaltig zunehmen. Und da Großbritan-

nien das Pionierland der Industriellen Revolution ist, also das Land mit der modernsten und kostengünstigsten Produktion, und zudem über die weltgrößte Handelsflotte verfügt, wird es von dem Aufschwung vor allem selbst profitieren.

Zum Dritten müssen die einheimischen Eliten an der Machtausübung in den Kolonien beteiligt werden. Denn die Briten haben Amerika verloren, weil sich die Händler in New York und die Plantagenbesitzer in Virginia von London übergangen fühlten, es lag nicht länger in ihrem Interesse, loyal zu bleiben. Also müssen fortan die Mächtigen in Übersee — ob es nun Schafzüchter in Neuseeland sind, Häuptlinge auf Fidschi oder Maharadschas in Indien — in die Hierarchie des Empire eingeflochten sein. London wird sein Weltreich auf Dauer nur mit ihnen regieren können, nicht gegen sie.

Nirgendwo ist der Kurswechsel so dramatisch wie in Indien.

Hier hat die privat betriebene East India Company seit dem 17. Jahrhundert Faktoreien eingerichtet: Stützpunkte, in denen die Handelswaren gelagert und von denen aus sie verschifft werden. Für die Aktiengesellschaft sind diese Territorien nicht Eroberungen, sondern Investitionen. Zwar sichern Soldaten einer firmeneigenen Armee die Stützpunkte, doch mischt sich die Company so wenig wie möglich in die einheimische Politik ein, weil die Direktoren stets fürchten, dass so etwas unprofitabel ist.

Im 18. Jahrhundert gibt es allerdings Angestellte vor Ort, die aus Abenteuerlust oder schierer Gier und ohne Erlaubnis der Vorgesetzten in London innerindische Wirren nutzen, um gewaltige Ländereien zu unterwerfen — so Robert Clive, der 1757 bei Plassey eine Armee der Einheimischen vernichtet. Spätestens mit diesem Triumph gebietet die East India Company über gewaltige Territorien, die ihre Direktoren gar nicht haben wollten und auf deren Verwaltung die Firma überhaupt nicht vorbereitet ist. yq

Im Sommer 1784 bringt Premier Pitt den „India Act“ durch das Parlament: Die East India Company — die zuvor durch Misswirtschaft und eine Hungersnot auf dem Subkontinent in eine ernste wirtschaftliche Krise geraten ist — wird zum Teil vom Staat übernommen und so zu einer seltsamen Kombination aus Unternehmen und Behörde.

Die von den Aktionären gewählten Direktoren leiten zwar weiterhin das Geschäft, doch die Regierung installiert über ihren Köpfen ein Board of Control: Sechs Politiker, unter ihnen stets der Schatzkanzler, bestimmen nun die grundsätzlichen Entscheidungen der Aktiengesellschaft.

Zudem entsendet London erstmals einen Generalgouverneur nach Indien, der fortan nicht mehr der Company, sondern der Krone unterstellt ist.

Einige Jahre darauf wird die Firma zudem die Handelsmonopole mit Indien und China verlieren: Aus dem Wirtschaftsunternehmen ist nun eine Art staatliche Kolonialbehörde zur Verwaltung Südasiens geworden — allerdings eine Behörde, die noch immer Faktoreien,

Lagerhäuser sowie Bergwerke besitzt und ihren Anteilseignern Dividenden zahlt.

Das von William Pitt begründete neue Britische Empire wird schon bald einer Belastungsprobe unterzogen: 1793 bricht ein Waffengang mit Frankreich los. Zuerst kämpft London gegen die Revolutionstruppen, später gegen Napoleon. 1805 zerschlagen die Linienschiffe der Royal Navy die vereinte französisch-spanische Flotte bei Trafalgar.

In diesem Konflikt, der Großbritanniens Kräfte aufs Äußerste anspannt, stehen die Kolonien loyal zu London.

Mehr noch: Die Krone nutzt die Gelegenheit, um neue Ländereien zu annektieren, etwa Ceylon vor der indischen Küste oder die den Niederländern ent-rissene Kapkolonie, womit die strategisch wichtige Südspitze Afrikas unter britische Kontrolle kommt (siehe Seite 122).

1792 waren 26 Kolonien London untertan; als die Waffen in Europa 1816 endlich wieder schweigen, sind es 43. Das Empire steht glänzender da als je zuvor: Spaniens Griff nach Südamerika hat sich gelockert, bald wird es den gesamten Kontinent an Unabhängigkeitskämpfer verlieren. Portugal, die Niederlande und Frankreich gebieten nur noch über Trümmerstücke einstigen Besitzes, und das auch nur von Englands Gnaden. Denn die Royal Navy ist inzwischen ebenso groß wie alle anderen Kriegsflotten zusammengenommen.

Großbritannien ist zum einzigen globalen Akteur geworden. Die ganze Welt, so scheint es, steht dem britischen Zugriff offen. Es muss sich nur noch jemand finden, der zupacken will.

T

Thomas Bingley Stamford Raffles wird am 6. Juli 1781 geboren, und wenn man die Umstände seiner Geburt bedenkt, so darf man festhalten, dass ihm das Schick-

sal fast keine andere Wahl lässt, als sein Leben dem Empire zu widmen. Sein Vater ist der 42-jährige Kapitän eines Handelsseglers, der seine schwangere Gattin auf große Fahrt mitgenommen hat. Ihr erster Sohn Thomas wird vor der Küste Jamaikas geboren, auf einem Segler, unter dessen Deck Sklaven, Zucker und Rum transportiert werden.

Später wird sich die Familie bei London niederlassen. Noch ist diese Metropole ein Moloch aus Schmutz, Hektik und Hoffnung, aber hier und da auch ein pastorales Idyll mit Blumen, Gärten, Feldern, auf denen Kühe grasen.

Mit 14 Jahren gelangt Thomas dank der Verbindungen eines Onkels ins East India House, die Zentrale der East India Company. Er wird Extra Clerk, der niedrigste Posten in der schier byzantinischen Bürokratie der Company. Er soll Akten und Briefe abschreiben, Tag um Tag, für 50 Pfund Gehalt - im Jahr.

Doch an welchem Ort! In der prachtvollen Residenz in der Londoner City, deren säulen- und giebelge-

schmücktes Portal eines römischen Tempels würdig wäre, versammeln sich jeden Mittwoch die Direktoren um einen hufeisenförmigen Tisch und signieren Verträge mit indischen Maharadschas oder entsenden Mitarbeiter auf die Insel Penang an der Küste von Malaya.

In einer Halle werden Pfeffer und Muskat und Tee an Großhändler versteigert. Kapitäne der Ostindiensegler bringen exotische Objekte aus Bengalen und China mit, die in einem eigens eingerichteten Saal ausgestellt werden.

Die East India Company ist noch immer ein Gigant: In ihren Lagerhäusern duftet es nach Nelken und Zimt. Dreimaster bringen aus China Tee nach London, dazu Porzellan, Lackwaren, Elfenbeinkunst, Seide, Papiertapeten.

Allein in London arbeiten bald 3000 Menschen für den Konzern: Angestellte wie Raffles, Träger, Schauerleute, Arbeiter. Die Firma stellt Söldner, Ärzte und Geistliche an, die sie in entlegenste Faktoreien entsendet. Sie baut in London ihren eigenen Hafen. Um

Der Singapore River mündet direkt ins Hafenbecken. An beiden Ufern lässt Raffles seine Vision der Stadt entstehen, legt die Breite der Straßen, die Größe der Häuser und sogar die Baumaterialien fest. Eine Brücke überspannt seit 1819 den Fluss (Panorama um 1850)



1800 ist die Company Großbritanniens bedeutendster Arbeitgeber.

Thomas atmet hier das Aroma des Empire ein. Wenn es einen Ort gibt, der das Fernweh befeuert und Träume von eigenen Großtaten entzündet, dann ist es das India House. Raffles arbeitet sich diszipliniert durch die Hierarchie. In seiner kargen Freizeit (während „gestohlener Momente“, wie er später notiert) lernt er Französisch und weitere Fächer.

Der Lohn: Im März 1805 empfiehlt ein Vorgesetzter Raffles - der sei „überdurchschnittlich talentiert und mit angenehmem Charakter“ - als Assistant Secretary für den Handelsposten Penang vor der malaiischen Küste. Ein Verwaltungsposten noch immer, aber nun an der Straße von Malakka!

Sechs Wochen vor der Abreise heiratet Thomas eine zehn Jahre ältere Frau, die Witwe eines Arztes der East India Company. Olivia Raffles - eine schöne, in Indien geborene Irin - ist nicht nur die Liebe seines Lebens, sondern auch seine beste Beraterin: Sie hat bereits in jener Region der Welt gelebt, in der er sich noch beweisen will.

Ein halbes Jahr auf einem Dreimaster. Enge, Seekrankheit, Schmutz,



Die 1600 in London von Kaufleuten gegründete East India Company ist mit einem königlichen Freibrief ausgestattet und tritt so in Südostasien quasi als staatliche Instanz auf (Stammsitz in London, um 1817)

Tropenhitze, der Gestank von Teer. Zwei mit Raffles nach Südostasien versetzte Kollegen sterben unterwegs. Der aber paukt und paukt und beherrscht bereits leidlich Malaiisch, als er am 25. September 1805 sein Ziel erreicht.

Penang: mit dunkelgrünem Wald bedeckte Berge, die sich fast 800 Meter aus dem Meer erheben, davor Felsen und Strände, auf denen Fischernetze trocknen. Hölzerne Bungalows, ein Leuchtturm, Kanonen auf den Wällen eines heruntergekommenen Forts. Raffles ist 10000 Kilometer von zu Hause entfernt, er verdient das 30-Fache dessen, was er anfangs bekommen hatte, er ist 24 Jahre alt. Und bereit, die Welt zu erobern.

Mit seinem Ehrgeiz, seinen Sprachkenntnissen, seinen zehn Jahren Bürokratie-Erfahrung im India House wird er bald der Vertraute des örtlichen Gouverneurs. Das Klima ist mörderisch, der Neuankömmling wird immer wieder von Fiebern geschüttelt. Doch die Chancen sind groß. In Europa wütet noch der Krieg gegen Napoleon. Die Niederlande sind von den Franzosen besetzt und zu ihren Verbündeten gemacht worden. Also haben die Briten etliche niederländische Stützpunkte in Asien okkupiert. Niemand weiß, ob London diese Kolonien je wieder hergeben wird. Auf Jahre hinaus jedenfalls sind die Niederländer als Konkurrenten ausgeschaltet.

1807 reist Raffles nach Malakka, einen jener von London übernommenen niederländischen Posten. Verfall, Trägheit, Hitze. Dort lernt er Captain William Farquhar kennen, den Kommandanten der britischen Besatzungstruppen; ein 37-jähriger Berufsoffizier, zwei Jahrzehnte Südostasien, gutmütig, höflich, in Malakka hoch respektiert. Die Frau an seiner Seite ist eine *nonya*, eine semi-offizielle Gattin portugiesisch-malaiischer Abstammung. Udenkbar, dass ein

Offizier Seiner Majestät eine Einheimische nach dem Gesetz heiratet. Udenkbar, dass er sie je mit nach England nehmen könnte. Doch hier lebt er mit ihr und den gemeinsamen sechs Kindern ganz offen zusammen. Raffles nennt Farquhar den „Radscha von Malakka“.

Raffles will selbst ein Radscha werden, doch nicht bloß der eines gottverlassenen Hafens. Einem ebenfalls in Asien stationierten Freund vertraut er an, dass er von einem *eastern empire* träume. Was er damit genau meint, scheint selbst ihm nicht ganz klar: Es ist anfangs wohl nicht mehr als eine Chimäre, eine grandiose Idee von einer Art Kolonialreich, das sich über die Inseln Ostasiens hinweg von Indien bis China spannt.

Es ist dieser Wahntraum, der ihm, dem subalternen Angestellten aus Penang, den Mut gibt, eine lange Denkschrift an die Zentrale im India House zu verfassen. Denn die Company will Malakka aufgeben, der Posten sei nicht profitabel. Raffles argumentiert dagegen für einen Ausbau von Stadt und Fort. Und er wählt seine Worte so geschickt, dass ihm die Direktoren im fernen London folgen. Zudem wird der Generalgouverneur von Indien in Kalkutta auf den jungen Mann aufmerksam.

Doch diese unaufgeforderte Einmischung macht Raffles nicht nur Freunde in der Company. Seine Frau notiert: „Die kleinen, blassen Kreaturen hier waren erstaunt und wurden beinahe verrückt vor Eifersucht.“

Thomas Raffles wettet in den nächsten zehn Jahren mehr Stürme ab, als die meisten Menschen in ihrem gesamten Leben je erleben. Seine Frau stirbt, er heiratet ein zweites Mal. Seine Gegner innerhalb der East India Company betreiben seine Ablösung, er reist nach



Mehr als eine halbe Million
Schiffe ankern 1856 in Singapur.
Neben den Seglern aus aller
Welt nutzen auch viele kleine
einheimische Boote den Hafen
(im Hintergrund Singapore
Hill mit Flaggenmast)



England, rechtfertigt sich im India House, beeindruckt mit seinen Berichten und seinem respektvollen Verhalten Prinzessin Charlotte, eine Tochter des zukünftigen Königs Georg IV. Im Jahr 1817 wird er geadelt und wählt zu seinen Motto *Auspicium Melioris Aevi*, „Das Vorzeichen eines besseren Zeitalters“.

Als Lieutenant-Governor von Bengkulu kehrt er nach Asien zurück, der Titel ist grandioser als die Realität, eigentlich ist er bloß lokaler Statthalter in einem halb verfallenen Außenposten auf Sumatra. 1818 reist er nach Kalkutta. Gemeinsam mit dem Generalgouverneur Indiens sucht er einen neuen britischen Stützpunkt an der Straße von Malakka, dem strategisch bedeutsamen Seeweg rund um die Malaiische Halbinsel.

Der Generalgouverneur gibt Raffles die Order, „die allgemeine Leitung unserer Interessen jenseits der Straße von Malakka“ zu übernehmen und irgendwo an diesem Seeweg „nach freiem Ermessen“ einen Hafen zu gründen.

Sir Thomas, der Kommandant eines zweitklassigen Außenpostens, hat sich mit seiner Überzeugungskraft freie Hand für ein Abenteuer erredet und bekommt vom Generalgouverneur obendrein noch drei Schiffe und einige Soldaten zur Verfügung gestellt. Er hat auch schon einen Ort im Visier: Singapur.

Raffles weiß alles über die strategische Position der Insel, über ihre glorreiche Vergangenheit und triste Gegenwart - und über das Dilemma der Niederländer, die diese Region mehr als zwei Jahrhunderte dominiert haben, aber nach den Verheerungen der Napoleonischen Kriege zu schwach sind, um ihre Interessen in Ostasien weiterhin militärisch durchzusetzen.

Und Raffles weiß um die Situation des Sultans von Johore, dessen Lage aufgrund seiner innenpolitischen Probleme so schwach ist, dass er Singapur den Briten gar nicht verweigern kann.

So ist der Vertrag vom 6. Februar 1819, trotz rotem Teppich und Salut und vorbildlichem Auftreten der Briten, letztlich ein Diktat. Raffles nutzt die Stunde, um dem Sultan genau so viele Konzessionen zuzugestehen, wie nötig sind, damit er sich Singapur ohne lästigen Widerstand holen kann: 1250 Pfund Pacht jährlich sowie ein paar vage Versprechungen - mehr kostet es nicht, einen Handelsposten zu errichten, der später zur Kolonie ausgebaut wird.

B

Bereits 24 Stunden nach der Vertragsunterzeichnung segelt Raffles zurück nach Penang. In Singapur bleibt ein Offizier als Resident and Commandant, mit ein paar Soldaten, Kanonen — und dem Befehl, möglichst rasch ein Fort und einen Hafen zu bauen. „Unser Ziel ist nicht Landgewinn, sondern Handel“, schreibt Raffles, „ein großes Handelsimperium“ im Osten. Singapur, wird er später gestehen, ist „mein beinahe einziges Kind“.

Wenn es denn so einfach wäre: Tatsächlich aber ist Singapur das Kind der

East India Company - und ein typisches Beispiel für die politisch und juristisch seltsam unscharfe Sicht der Briten auf die Welt. Denn der Generalgouverneur von Indien, also ein Regierungsbeamter, hat Raffles zwar freie Hand gegeben und ihm Schiffe und Soldaten gestellt. Doch den Vertrag mit dem Sultan unterzeichnet der als Abgesandter und im Namen der East India Company.

Rein formal wird Singapur eine Faktorei, der Handelsposten einer Aktiengesellschaft. Nicht einmal ein eigener Lieutenant-Governor residiert hier, die Ruinenstadt untersteht dem Fort von Bengkulu (und damit dem dortigen Lieutenant-Governor Raffles).

Die Niederländer kümmern allerdings derlei Finessen nicht: Sie sehen in der Gründung des britischen Handelspostens Singapur einen aggressiven staatlichen Akt, einen Landgewinn Großbritanniens in ihrer Einflussphäre. Aus dem niederländischen Java gehen scharfe Protestnoten beim britischen Generalgouverneur in Kalkutta ein. In London treffen Depeschen aus Den Haag ein - deren Schärfe allerdings etwas Surreides anhaftet, denn in beiden europäischen Hauptstädten erfährt man ja erst ein halbes Jahr nach dem Ereignis überhaupt davon.

Und jede Reaktion darauf - selbst der Befehl zum Krieg um Singapur - würde wiederum mit einem halben Jahr Verspätung vor Ort eingehen. Wer vermag zu sagen, was in der Zwischenzeit in Ostasien alles geschehen wird?

Raffles tut die Demarchen denn auch als „Papierkrieg“ ab. Tatsächlich sind die Niederländer viel zu schwach, um gegen Singapur vorzugehen, denn sie würden damit gegen die Royal Navy einen Konflikt riskieren, der sie ganz Südostasien kosten könnte.

Allerdings will auch kein britischer Politiker die Niederländer verärgern. Londons Sieg über Napoleon war zwar glänzend, aber auch teuer. Die Nation ist mit kolossalen 700 Millionen Pfund verschuldet. Wer würde, nach einem solchen Blutzoll und so hohen Schulden, wegen eines Piratennestes irgendwo in Südostasien einen neuen Krieg anzetteln?

So werden in quälender Langsamkeit diplomatische Noten zwischen London, Kalkutta, Bengkulu und Den Haag getauscht. Der Generalgouverneur von Indien hat Raffles daher mittlerweile befohlen, doch „keinen Posten zu gründen“.

Da aber weht der Union Jack schon über Singapur, und es wird Monate dauern, bis Raffles, bis die Regierung, bis der niederländische Botschafter in London von dem neuen, dem gegenteiligen Befehl erfahren. Anschließend werden wieder neue Depeschen abgesandt. Und neue.

Und alle, alle Briefe sind stets ein halbes Jahr unterwegs, bevor sie ihren Adressaten erreichen, und so verläuft sich der Protest irgendwann in den Weiten der Ozeane. (1824 schließlich werden sich London und Den Haag in einem Vertrag einigen: Großbritannien wird auf alle Ansprüche in Sumatra verzichten, dafür darf es Singapur behalten.)

Solange jedoch die diplomatische Krise schwelt, macht die Regierung in London von der kleinen Neuerwerbung so wenig Aufhebens wie möglich. Keine Ehrung für Raffles, kein Ruhm, kein neuer Adelstitel und bloß keine triumphale Geste, die Den Haag aufs Neue verstimmen könnte - im Gegenteil.

Bereits im Oktober 1819 ist Raffles wieder in Kalkutta und bedrängt den Generalgouverneur. Sein Plan: Singapur soll zum Zentrum des von Sir Stamford erträumten „Empire im Osten“ werden - der Mittelpunkt eines Handelsreiches und die Residenz eines neu zu ernennenden Gouverneurs. Und selbstverständlich ist klar, wen Raffles allein für diesen Posten geeignet hält.

Wochen vergehen. Intrigen in der East India Company. Alte Rivalen und Neider. Neue Gegner, die sich an die Protest-Demarchen der Niederländer gegen Raffles erinnern.

Ende des Jahres dann die Absage: Singapur soll weiterhin von Bengkulu aus verwaltet werden. „Schwer und krank am Herzen“, so schreibt er, nimmt Raffles die Niederlage hin.

Ständig plagen ihn nun Kopfschmerzen. Dann sterben in schrecklicher Regelmäßigkeit in Bengkulus ungesundem Klima innerhalb von sechs Monaten drei seiner vier Kinder - das letzte überlebende, ein Kleinkind noch, wird eilig auf ein Schiff nach England geschickt, nur fort aus den verseuchten Tropen! (Und es wird wiederum ein Jahr verwehen, bevor die besorgten Eltern auch nur erfahren, dass es heil in der Heimat angekommen ist.)

Im Jahr 1822, zermüht und verbittert, bittet Raffles die East India Company schließlich um seinen Abschied. Er will nun auch zurück nach England. Doch bevor er Asien für immer verlässt, fährt er einmal noch nach Singapur.

Er wird dort acht Monate bleiben. Und seine Stadt wird danach eine andere sein.

Donnerstag, 10. Oktober 1822. Singapur, schreibt Raffles bei der Ankunft, „übertrifft meine wärmsten Hoffnungen und

Erwartungen“. Wo einst die Schädel der Piratenopfer im Wasser bleichten, liegen nun europäische Ostindienfahrer, chinesische Dschunken und arabische Dauen vor Anker.

139 Rahsegler und 1434 einheimische Schiffe werden allein 1822 die günstige Lage nutzen, um Fracht zu laden oder zu löschen. (In London, dem Zentrum maritimen Welthandels, sind es allerdings mindestens zehnmal so viele.) Die Insel, auf der selbst fast nichts produziert wird, ist tatsächlich zum maritimen Basar Asiens geworden.

„Alles hier ist Leben und Geschäftigkeit“, notiert Sir Stamford etwas später, „und es wäre schwer, einen Ort auf der Oberfläche des Globus zu nennen mit helleren Zukunftsaussichten oder einer größeren Zufriedenheit. In kaum mehr als drei Jahren ist er von einem unbedeutenden Fischerort zu einer großen und wohlhabenden Stadt aufgestiegen, mit mindestens 10000 Einwohnern aus allen Nationen, strebsam beteiligt an Handelsunternehmungen, die allen und jedem ein ordentliches Auskommen und reichlichen Gewinn bescheren.“

Doch ganz so wohlgeordnet, wie es sich der Brite ausmalt, ist Singapur dann doch nicht: Die Mündung des Flusses, mitten in der Stadt, ist nach wie vor ein riesiger Salzsumpf.

Und am nördlichen Flussufer, das Raffles schon beim ersten Besuch für die zukünftigen Regierungsgebäude ausersehen hatte, stehen ohne Ordnung Lagerhäuser und Schuppen. Denn dort, wo nach seinen Plänen eigentlich das Hafenviertel liegen sollte, will sich kein Händler niederlassen - zu gefährlich ist die Brandung direkt am Meeressaum.

Löcher hinauf am Flussufer, nur wenige Schritte vom Haus des kommandierenden britischen Offiziers entfernt, werden sogar offen Sklaven verkauft - eigentlich ein krimineller Akt, denn im Empire ist der Sklavenhandel ja bereits seit Jahren verboten.

Raffles wird durch diese Stadt gehen wie ein Taifun.

Denn zwar ist Singapur noch immer bloß ein Ableger von Bengkulu. Doch Raffles ist ja nach wie vor Lieutenant-Governor von Bengkulu - und damit auch Herr von Singapur. Vielleicht



1867 wird der Umschlagplatz Singapur zur Kronkolonie und damit fortan von einem direkt der Regierung unterstellten Gouverneur regiert (Lastenträger, 19. Jahrhundert)

ist es der schiere Schöpferstolz, der ihn nun zu einem so mörderischen Tempo antreibt: der Wille, seine Gründung auch nach seinen Vorstellungen zu formen.

Vielleicht ist es auch der Schmerz, den er so betäuben will, die Erinnerung an die drei toten Kinder, an das marternde Pochen hinter der eigenen Stirn.

Vielleicht ist es beides zugleich: der Rausch der Schöpfung und die Ahnung, dass dieser Rausch sehr bald schon einen hohen Preis von ihm fordern wird.



Jedenfalls beruft er sofort ein Komitee zum Ausbau der Stadt ein; der junge Schiffsoffizier Philip Jackson wird kurzerhand zum obersten Planer ernannt.

Hunderte Arbeiter werden in den Salzsumpf beordert, um Deiche aufzuschütten und Gräben zu ziehen, und man möchte sich diese Schufterei unter der Sonne gar nicht ausmalen.

Auf das neu gewonnene Terrain pflanzt Raffles Lagerhäuser, die alten lässt er niederreißen - wie auch Dutzende Wohnhäuser. Den Chinesen, den aus Sulawesi stammenden Bugi, den Arabern und den Malaien lässt er eigene Wohnviertel zuweisen, mit Tempeln und Moscheen. Dem Temenggong schenkt er eine neue, 80 Hektar große Residenz. Er legt die Orte für Marktplätze fest, für eine Werft, für die Polizeistation, für eine Zugbrücke über den Fluss. Die Leute arbeiten, „als zögen sie in den Krieg“, berichtet ein Augenzeuge.

Das beste Viertel schräg unterhalb des Singapore Hill bis hinunter zum Meer reserviert Sir Stamford den Europäern: Er entwirft ein Netz sich rechtwinkelig kreuzender Straßen — wie um dem fremden Durcheinander die eigene Ordnung aufzuzwingen, den Wildwuchs durch Vernunft einzuhegen, das Alte unter dem Neuen zu planen.

Die neuen Bungalows und Läden sind alle aus Holz, alle etwa sechs Meter breit (denn das ist das Standardmaß der Balken aus den im Dschungel geschlagenen Baumriesen), alle mit einer andert-halb Meter tiefen, überdachten Veranda vor der Fassade. So fügt sich Haus an Haus und Veranda an Veranda - und die Fußgänger können fortan die Straßen hinunter im Schatten flanieren.

Den „verbotenen Hügel“ mit den Resten der einstigen Festung Singapura überlässt Raffles auch weiterhin den Geistern, allerdings nun denen der Neuan-kömmlinge: Auf den von Malaien abergläubisch gefürchteten Ruinen stehen jetzt die Gräber der europäischen Pioniere.

Um einige 600 Jahre alte Obstbäume plant Raffles die Anlage eines botanischen Gartens. Er treibt die Gründung der Singapore Institution voran, einer höheren Schule für Europäer und Einheimische, die sein Motto tragen soll: *Auspitium Melioris Aevi*.

„Ich legte den Platz für einen kleinen Bungalow fest, wo Sie letzte Nacht einen Stein geworfen haben“, schreibt Sir Stamford einem befreundeten Botaniker.

Dieser „kleine Bungalow“ ist die Residenz des Gouverneurs auf dem Singapore Hill. In nicht einmal drei Monaten zwingt ein junger irischer Architekt ein 30 Meter breites und 15 Meter tiefes Bauwerk auf die Anhöhe: von Veranden beschattet und mit einem Palmwedeldach gedeckt — luftig und groß, wenn auch so fragil, dass Tropenstürme es wegzublasen drohen.

„Nichts“, schreibt der stolze Resident nach seinem Einzug trotzdem, „kann interessanter und schöner sein als die Aussicht von diesem Punkt.“ Raffles blickt über die Bungalows auf das Meer, wo Schiffe aus aller Welt ankern.

Endlich ist er am Ziel: Dies ist sein Eastern Empire, hier herrscht er wie ein Maharadscha. Er baut nicht nur das Gesicht Singapurs, er formt auch dessen Seele. Er entwirft, wie er selbst es nennt, „so etwas wie eine Verfassung“.

Tatsächlich ist es eher eine Gesetzessammlung: Sklaverei? Fort damit! Alle Sklaven sind frei (außer denen des Temenggong, um diplomatische Schwierigkeiten zu vermeiden). Raffles schließt

den Menschenmarkt am Flussufer - und alle Spielhöhlen und Hahnenkampfplätze gleich mit, da sie „extrem zerstörerisch sind für die Moral und das Glück der Bevölkerung“.

Strenge Bauvorschriften zementieren die ästhetische und ethnische Ordnung der Stadt, da sie genau festlegen, wer etwas bauen darf, wo und in welcher Form. Und noch bei Mord führt Raffles strengste Ordnung ein: Lebenslänglich für gewöhnliche Täter, „bei Amok“ aber solle der Schuldige hingerichtet, dessen Eigentum eingezogen und die Leiche 24 Stunden zur Schau gestellt werden.

Mit dem Stichwort „Amok“ meint der Lieutenant-Governor (obwohl es so nicht im Gesetz steht) vermutlich jeden Mord, den ein Asiat an einem Europäer begeht. Er selbst sitzt als Vorsitzender neben zwei weiteren Magistraten nun jeden Montag um 9.00 Uhr über Missetäter zu Gericht.

Genau 241 Tage wird Raffles fast pausenlos arbeiten. Er sieht Häuser und Speicher wachsen. Er sieht Schiffe ein- und wieder auslaufen. Er gibt Empfänge. Er befördert fähige Männer und Günstlinge, die mit ihm verwandt sind. Er feuert den kommandierenden Offizier, der Singapur zuvor so wild hat wuchern lassen. Seine Frau erleidet eine Fehlgeburt und wird erneut schwanger.

241 Tage Macht und Glück und Drama. Dann ist Dr. John Crawford als Nachfolger des Stadtkommandanten da, ein Mann, den Raffles selbst ausgewählt hat, und er kann sich erschöpft nach England aufmachen, darf sein „fast einziges Kind“ nun sich selbst überlassen.

Montag, der 9. Juni 1823. Die „Hero of Malown“ lichtet den Anker. Sir Stamford Raffles steht in der Achterkabine und hebt zum letzten Abschiedsgruß die Hand. Auf der Pier steht Abdullah, seit Jahren sein einheimischer Sekretär: von den 10000 Menschen in Singapur vielleicht der Einzige, dessen Herz schwer ist. „Mister Raffles - weise ist er, / wie gut er die Herzen der Menschen kennt“, wird Abdullah dem Briten zu Ehren dichten.

Singapur ist, wie alle Pionierstädte, ein Platz ohne Sentimentalitäten und

ohne Vergangenheit. Raffles hat die Macht per Proklamation an den Nachfolger übertragen. Keine großartige Zeremonie, keine Tränen, kein Pathos. „Das Ende meiner Verwaltung von Singapur ist genau das, was ich gewollt habe“, schreibt er einem Freund.

Tatsächlich? Er macht sich auf den langen Rückweg nach England. Was wird er dort tun? Wovon soll er leben?

Sir Stamford hat Pläne, doch niemand hat ihm irgendetwas Konkretes versprochen. Seine Gattin ist schwanger, doch längst weiß er, dass dies eher Anlass zur Furcht als zur Freude ist - und tatsächlich wird sie noch in Südostasien das Baby bald nach der Geburt verlieren und selbst mehrere Tage lang zwischen Leben und Tod schweben.

Der Mann, der am 9. Juni 1823 alleine an einem Fenster der „Hero of Malown“ steht und die Hand hebt, ahnt wohl, dass er sich nicht nur von Singapur, sondern von seinem Leben verabschiedet.

Niemals mehr wird er in diese - in seine! — Stadt zurückkehren, niemals mehr wird er eine Tat vollbringen, die mit jener der Gründung Singapurs vergleichbar wäre.

Tatsächlich bleiben Raffles noch rund drei Jahre. In England trägt er sich mit verschiedenen Projekten, sieht für sich gar schon eine Karriere als Parlamentsabgeordneter, doch alles, alles zerschlägt sich - unter anderem auch deshalb, weil er bei einem Bankencrash 1825 einen erheblichen Teil seines Vermögens verliert.

Am 5. Juli 1826 steht er in den frühen, noch dunklen Morgenstunden auf und wandert alleine durch seinen Landsitz Highwood House. Vielleicht haben ihn seine Kopfschmerzen hochgetrieben. Wenn, dann quälen sie ihn zum letzten Mal: Seine Frau findet ihn kurz darauf, niedergestreckt von einem Schlaganfall und bewusstlos, am Fuß einer Treppe. Als ein Arzt eintrifft, ist er bereits tot.

Einen Tag später hätte er seinen Geburtstag begangen, den 45.

Da hat Dr. John Crawfurd in Singapur bereits längst damit begonnen, Sir Stamfords Gründung rücksichtslos zu verändern. Er hat Glücksspiel wieder zugelassen - weil auf die Spielhöllen, ebenso wie auf Opium und Alkohol,

lukrative Steuern anfallen, die Geld in die Kassen der Verwaltung spülen. Und er lässt die Arbeiten an der Singapore Institution ruhen, wo Europäer und Asiaten nach Sir Stamfords Willen doch eigentlich gemeinsam lernen sollten.

Vor allem aber kauft der energische und zielstrebige Crawfurd dem politisch schwachen und offenbar wenig energischen Sultan mit weiteren Geldzuwendungen alle politischen Rechte über Singapur ab.

14 Monate nach der Abreise von Raffles unterzeichnet der Herrscher einen neuen „Vertrag der Freundschaft und Verbundenheit“, der ihn de facto und de jure auf der Insel entmachtet.

Die „volle juristische und rechtliche Kontrolle über ganz Singapur geht auf die East India Company über, und weder der Sultan noch der Temenggong behalten irgendwelche Rechte“, so steht es in aller Deutlichkeit im Text.

Singapur - also die gesamte, gut 600 Quadratkilometer große Insel sowie einige dazu zählende winzige Eilande — ist nun endgültig vom Sultanat Johore abgetrennt und damit ab 1824 Teil des Britischen Empire.



Die East India Company, lebenslanger Arbeitgeber von Raffles, wird Singapur noch mehrere Jahrzehnte lang verwalten. Nach einigen politischen und administrativen Volten wird die Insel, zusammen mit Malakka und Penang, 1867 schließlich zur Kronkolonie und untersteht damit fortan direkt der Regierung in London und nicht mehr dem Generalgouverneur in Indien.

Da hat die Stadt dank ihrer günstigen Lage längst fast alle anderen Niederlassungen Ostasiens übertrumpft. „Schiffe aus allen Ecken der Welt kommen andauernd hier an, und die Flaggen von

Großbritannien, Holland, Frankreich und Amerika können oft gesehen werden, zusammen mit den Bannern chinesischer Dschunken und den fantasievollen Farben einheimischer *Jterahus*“, notiert ein britischer Seemann.

Am Ufer schimmern die weißen, neoklassizistischen Fassaden europäischer Residenzen, über den Dächern leuchten die Minarette aus dem arabischen Viertel und die Pagoden aus den chinesischen Straßen.

Was für ein Triumph! Singapur ist tatsächlich zum Juwel des Britischen Empire geworden, und es symbolisiert zugleich dessen Stärken: den Wagemut und die Skrupellosigkeit ehrgeiziger Aufsteiger, die die Welt erkunden und den Union Jack dort pflanzen, wo es ihnen gewinnbringend scheint. Die Macht einer Flotte, die Kanonen und Soldaten unbehelligt bis zu den entferntesten Küsten tragen kann. Den Mahlstrom aus Profit und Gier, der von einem entfesselten globalen Handel angetrieben wird.

Denn Singapur, das ist ja kein Schlachtfeld, das erobert, kein Gipfel, der bestiegen, kein Dschungel, der durchquert worden ist. Das ist eine Bucht, in der sich 1819 ein paar Piratenboote verborgen. Und in der im Verlauf des Jahres 1856 bereits mehr als eine halbe Million Segler ankern.

Sir Stamford Raffles hätte es gefallen, und vielleicht wäre ihm sogar der schreckliche Preis, den er selbst dafür bezahlen musste, nicht als zu hoch erschienen. ^

Cay Rademacher, Jg. 1965, ist CEO *EPOCHE*-Autor und seit der Gründung des Magazins 1999 dabei.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Victoria Glendinning. „Raffles and the Golden Opportunity“. Profile Books: solide Biografie über den Gründer von Singapur. Philip Lawson. „The East India Company: A History“. Longman: pointierte Darstellung der turbulenten Geschichte der vielleicht seltsamsten Aktiengesellschaft der Welt. Mark R. Frost/Yu-Mei Balasingamchow. „Singapore. A Biography“, Hong Kong University Press: die Entwicklung des Stadtstaates, meisterlich erzählt anhand von Schicksalen aus sieben Jahrhunderten.

REBELLION AUF DER

Auf den Zuckerrohrplantagen Jamaikas schufteten Sklaven für den Reichtum britischer Pflanzler. Ein Drittel der Unfreien stirbt bereits in den ersten Jahren nach der Ankunft in der Karibik. 1831 erheben sich die schwarzen Zwangsarbeiter gegen ihre weißen Ausbeuter ----- Von Christina Schneider



ZUCKERINSEL



Mit Jubelrufen begleiten die Rebellen im Januar 1832 auf Jamaika den Brand der Zuckerrohrmühle auf der Roehampton-Plantage

M

Mannshoch steht das Zuckerrohr kurz vor Weihnachten 1831 auf der Salt-Spring-Plantage im Nordwesten der Karibikinsel Jamaika, bald bereit zur Ernte. William S. Grignon, der Verwalter, reitet an diesem Tag durch das wogende Grün der weiten Felder, die das Herrenhaus, die Wirtschaftsgebäude und die Sklavenquartiere umgeben. Da fällt ihm am Wegrand eine Frau auf; sie ist eine der Leibeigenen, die auf der Plantage arbeiten. Sie hält ein Stück Zuckerrohr in der Hand, das sie sich abgeschnitten hat, um mit dem süßen Saft der Pflanze ihren Hunger zu stillen.

Der Verwalter sitzt ab, hebt die Peitsche - und schlägt zu. Immer wieder. Aber das reicht ihm noch nicht. Er zerrt die blutende Frau den Feldweg entlang zum Haupthaus und befiehlt dort dem Ersten Antreiber, selbst ein Zwangsarbeiter, sie erneut zu bestrafen. Die Antreiber sind geübt im Umgang mit der Peitsche. Der Angesprochene aber weigert sich: Die Sklavin ist seine Frau.

Ein zweiter Antreiber lehnt ebenfalls ab - er ist ein Verwandter der zu Bestrafenden.

Sklaven, die sich gegen seinen Befehl auflehnen? So etwas hat Grignon noch nicht erlebt. Wut steigt in ihm auf, wie die Umstehenden beobachten.

Und wohl auch Angst. Er ist in diesem Moment der einzige Weiße weit und breit. Erst jetzt bemerkt er die feindseligen Blicke der Männer. Sie murmeln Bedrohliches, scheinen kurz davor, sich auf ihn zu stürzen.

Sollte wirklich etwas dran sein an den Gerüchten, die seit Wochen die Briten auf Jamaika beunruhigen: dass die Sklaven einen Aufstand gegen ihre Herren planen? Jedenfalls gerät Grignon in Panik, springt auf sein Pferd und galoppiert in die vier Meilen entfernte Stadt Montego Bay, wo er die Polizei alarmiert.

Umgehend machen sich zwei Constables auf den Weg zur Plantage - und werden bei ihrer Ankunft von Männern mit erhobenen Buschmessern empfangen. Einen der Polizisten versuchen die Sklaven in einen Kessel mit brodelndem Rohrzuckersirup im Kochhaus zu stoßen; er kann gerade noch entkommen.

Der britische Missionar Henry Bleby wird den Vorfall später in seinen Aufzeichnungen festhalten.

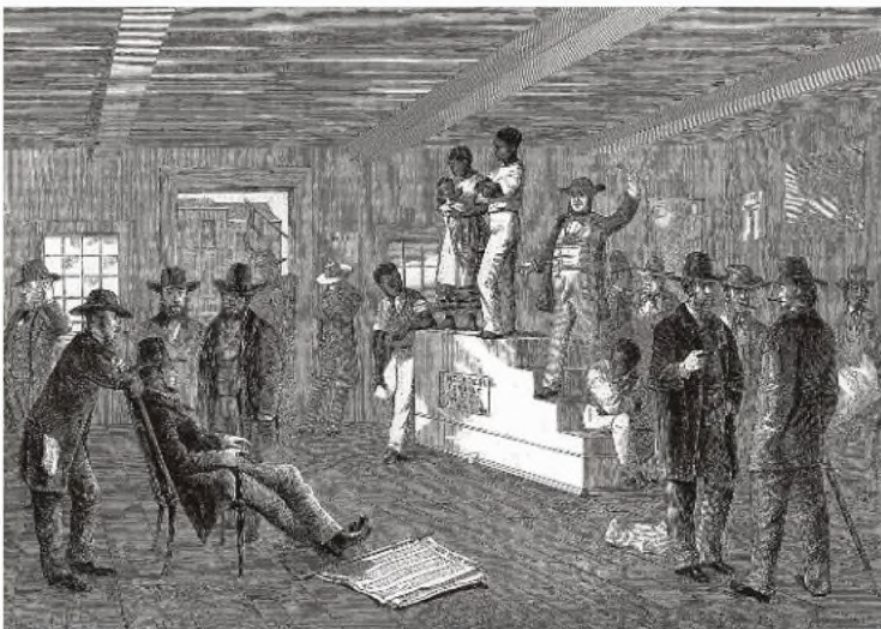
Bald darauf rückt eine Einheit der lokalen Miliz in Salt Spring an. Die Urheber des Aufruhrs sind bereits in den Wald geflohen - und die Nachricht von der Befehlsverweigerung der Sklaven von Salt Spring verbreitet sich rasend schnell.

Rebellion! Aufgeschreckt beginnen einige Pflanze schon am Tag darauf mit Vorsichtsmaßnahmen für den Notfall. Sie lassen Boote in den Häfen vertäuen, auf die sich während eines Aufstands ihre Frauen und Kinder retten könnten. Jamaikas Gouverneur hat wegen der Gerüchte bereits die Bürgermilizen der Insel in Alarmbereitschaft versetzt.

Und doch wissen die Gutsbesitzer, dass alle Vorkehrungen nutzlos sind, wenn sich Jamaikas Unfreie wirklich gemeinsam erheben. Denn auf der größten Zuckerinsel des Britischen Empire stehen den 25 000 Weißen auf fast 800 Plantagen gut 300 000 Sklaven gegenüber. Die Pflanze fürchten um ihr Leben.

Tatsächlich bereitet ein schwarzer Laienprediger heimlich einen Genestreik seiner Leidensgenossen vor: In den Monaten zuvor hat Samuel Sharpe, Baptist und Haussklave im nahen Montego Bay, bereits viele Schwarze auf der Insel von seinem Plan informiert. In nur wenigen Tagen wollen sich Jamaikas Leibeigene erheben.

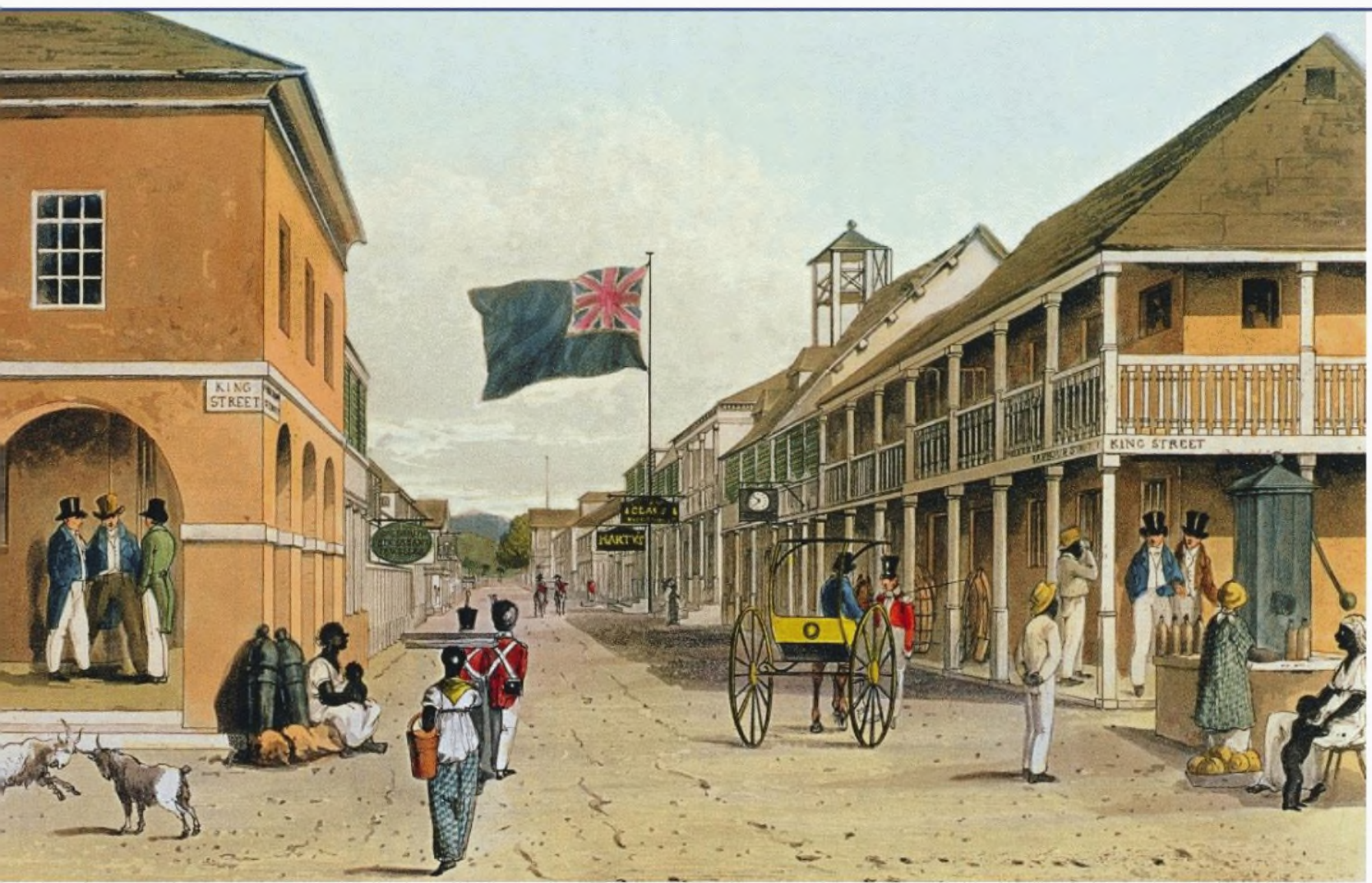
Es wird der größte Sklavenaufstand, den die britischen Kolonien in Westindien je erlebt haben.



Zwar verbietet London 1807 den Handel mit Sklaven - doch der Besitz von Leibeigenen bleibt im Empire noch über Jahrzehnte legal

Jamaika hat das Empire reich gemacht. In London galt die Insel viele Jahrzehnte lang als das am hellsten strahlende Juwel in der Krone Seiner Majestät.

Schon seit Langem ist sie wichtiger Teil eines weit gespannten Handelsnetzes - und eines perfiden Dreiecksgeschäfts: Von England aus segeln britische Schiffe zunächst nach Afrika, wo die Kapitäne Stoffe, Eisenwaren und Waffen aus heimischer Produktion gegen Sklaven eintauschen, und fahren dann weiter in die Karibik; dort verkaufen sie die Sklaven und Fertigwaren wie Kristallzucker an die Plantagenbesitzer und laden dafür Rohrzucker. Die Frachträume gefüllt, kehren die Schiffe heim nach England, wo die Rundfahrt von Neuem beginnt.



Kingston ist die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt auf Jamaika. Hier treiben die Kapitäne die Sklaven an Land und laden dafür Rohrzucker. Die britischen Plantagenbesitzer und Kaufleute werden reich - und verfügen in London über eine mächtige politische Lobby, der es lange Zeit gelingt, die wirtschaftlichen Interessen der Sklavenhalter zu schützen

Jedes Jahr verschleppen die Briten bis zu 25000 Menschen aus Afrika in die Karibik, und da der Bedarf an Zwangsarbeitern, Industrieprodukten und Zucker beständig wächst, machen die Kaufleute auf jeder einzelnen Station dieses atlantischen Dreieckshandels Gewinn.

Schon bald nach der Eroberung Jamaikas von Spanien im Jahr 1655 importieren die Engländer 10000 Tonnen Zucker im Wert von mehr als einer halben Million Pfund aus Westindien in ihre Heimat. Zwischen 1663 und 1775 nimmt in England der Zuckerkonsum um das 60-Fache zu, und 1805 machen die Einfuhrzölle auf Zucker aus der Karibik ein Zwölftel der gesamten britischen Staatseinnahmen aus.

Aus dem einst raren Luxusgut Zucker wird durch die Sklavenarbeit auf den Plantagen eine Ware für die Massen.

Allerorten in Großbritannien verkaufen Ladenbesitzer ihre Kundschaft mit leuchtend bunten Bonbons und fantasievollem Konfekt. In den Regalen der Kaufleute türmen sich die Kegel aus gepresstem Haushaltszucker, die großen

Zuckerhüte in blaues, die kleinen, besonders reinen in violettes Papier gewickelt.

Gesüßt schmecken auch die anderen beliebten Genussmittel aus Übersee wie Kaffee, Tee oder Kakao noch besser. Schon lange gehört der Nachmittags-tee mit Milch und Zucker in Englands Mittel- und Oberschicht zum Ritual. Den unterernährten Fabrikarbeitern des Landes, von Zeit- und Kalorienmangel gequält, muss der gezuckerte Tee am Morgen das Frühstück ersetzen.

Wer um 1750 das Startkapital für eine Plantage aufbringt, kann ein Vermögen verdienen. So entsteht im Empire eine schier unermesslich reiche Gesellschaftsschicht: die der Zuckerbarone in den „West Indies“ - wie die Briten ihre Kolonien in der Karibik nennen, zu der Ende des 18. Jahrhunderts neben Jamaika noch Dutzende weitere Inseln gehö-



Seit 1655 gehört die einst spanische Kolonie Jamaika zum Empire und wird zu einem der weltweit größten Sklavenmärkte

ren, darunter Barbados, Antigua, Grenada und die Bahamas.

Die Plantagenbesitzer leben auf ihren Anwesen wie Könige. Aus England lassen sie sich Kleidung nach der neuesten Mode schicken. Ihre weißen, meist auf einer Anhöhe gebauten Herrenhäuser bilden das Zentrum eines jeden Guts. Geschwungene Treppen führen zu den Wohnräumen im oberen Stock, wo der kühlende Wind besser durch die Räume streifen kann. Auf den Veranden stehen Schaukelstühle. Der Blick führt, wenn möglich, aufs Meer.

Sklaven polieren die glänzenden Mahagoniböden. Während der opulenten Mahlzeiten stehen sie um den Tisch, um den Pflanzern jeden Wunsch zu erfüllen und mit Palmblättern lästige Fliegen fortzuwedeln. Die Tage der Weißen verstreichen mit Festen und Aufwartungen.

Doch längst nicht alle Zuckerbarone leben auf ihren Gütern. Plantagenbesitzer, die es sich erlauben können, residieren in England und überlassen die Geschäfte mit dem Zuckerrohranbau ihren Verwaltern.

Sie entfliehen dem gefürchteten karibischen Klima, in dem die Europäer unter der drückenden Hitze ächzen, Moskitos Krankheiten wie Malaria und Dengue übertragen und verheerende Hurrikans oft große Regionen verwüsten.

In der Londoner Gesellschaft protzen diese neureichen *absentees* mit ihren Wohnpalästen, den prächtigen Kutschen und livrierten Dienern; sie tragen die feinsten Stoffe, geben luxuriöse Feste.

William Beckford, im 18. Jahrhundert einer der mächtigsten karibischen Pflanzler und vielleicht der reichste Mann Europas, lässt zu einer Feier 600 Gedecke auflegen; sein Sohn erhält Klavierunterricht von einem achtjährigen Jungen namens Wolfgang Amadeus Mozart, der als Wunderkind durch England reist.

Zwar lacht die feine Gesellschaft über Beckfords schlechtes Latein. Trotzdem wird er zweimal zum Bürgermeister von London gewählt.

Denn die Pflanzler verfügen über eine mächtige Lobby an der Themse. Nahezu jede wohlhabende Zuckerfamilie zählt einen Parlamentsabgeordneten zu ihren Verwandten. Um 1765 sitzen im Londoner Unterhaus mehr als 40 Ver-



sklaven bei der Zuckerrohrernte. Nach zwei Jahren haben sich ihre »Kosten« für die Besitzer in der Regel amortisiert

treter westindischer Interessen — genügend Politiker, um Entscheidungen zugunsten der Kolonien wenden zu können.

So wehrt die Pflanzlerlobby Versuche der Regierung ab, die Zölle auf Zucker aus den karibischen Kolonien zu erhöhen oder Einfluss auf die produzierte Menge zu nehmen. Sie erreicht sogar, dass die Royal Navy statt Brandy den aus dem Zuckerprodukt Melasse destillierten Rum an ihre Matrosen verteilt.

A

Auch Englands übrige Wirtschaft profitiert von dem Geschäft mit dem Zucker. Denn bei allem Einfluss der Plantagenbesitzer - an einige Regeln müssen auch sie sich halten: Das Mutterland verbietet es den westindischen Kolonisten beispielsweise, den Zucker in andere Länder zu verkaufen. Es untersagt ihnen

auch, das Süßgras in der Kolonie weiterzuverarbeiten. Erst in den Raffinerien der britischen Hafenstädte wird die gelbbraune Masse gereinigt, in ihre weiße, kristalline Form gebracht und anschließend mit großem Gewinn verkauft.

Doch um 1800 beginnt Jamaika etwas von seinem Glanz zu verlieren. Die europäischen Kontinentaländer nehmen den Engländern immer weniger Zucker ab, weil sie den Süßstoff jetzt von US-Schiffen beziehen, die Zuckerladungen aus Brasilien und Kuba anlanden.

Die Preise für den Rohstoff von den West Indies stürzen ab. Immer mehr Pflanzler gehen bankrott, weil London die Zölle nicht den gesunkenen Preisen anpassen will und bald nichts mehr unternimmt, um den Preis zu stützen.

Die Plantagenbesitzer sind gegen diese Entwicklung machtlos - wie auch gegenüber einer neuen politischen Bewegung, die ihnen noch gefährlicher werden wird als der fallende Zuckerpreis.

Denn schon seit Jahrzehnten kämpft eine Allianz von Intellektuellen, Klerikern und Menschenrechtlern gegen die Sklaverei. Und diese „Abolitionisten“ haben den Zucker aus Westindien zum Symbol ihres Anliegens gemacht.

Angeregt von aufklärerischen Denkern wie Montesquieu und Rousseau und deren humanistischen Idealen von der angeborenen Gleichheit aller Individuen, lehnen die Gegner der Sklaverei den Besitz eines Menschen durch einen anderen ab. Wohlhabende Briten engagieren sich in Stiftungen für die Armen.

Die Ideale der Humanisten verbinden sich mit christlichen Werten wie der Nächstenliebe zum bekanntesten Slogan der Abolitionisten, geschrieben auf Flugblättern unter das Bild eines in Ketten gelegten schwarzen Mannes: „Bin ich nicht ein Mensch und Bruder?“

Vor allem die Quäker vertreten die Forderung nach der Abschaffung der Sklaverei - eine kleine christliche Glaubensgemeinschaft, die im Konflikt mit der britischen Regierung liegt.

Da die Quäker Gewalt ablehnen, verweigern ihre Mitglieder den Militärdienst und zahlen keine Steuern, die für Kriegskosten erhoben werden. Quäker dürfen keine politischen Ämter bekleiden, trotzdem zählen sie einflussreiche

Bankiers, Minenbesitzer und Eisenfabrikanten zu ihren Mitgliedern.

Bald schließen sich weitere religiöse Gemeinschaften wie die Methodisten und Baptisten den Forderungen der

Die Plantagen sind die tödlichsten Orte des Empire

Quäker an. Für ihre Ziele sprechen auch ökonomische Argumente. Die Sklaverei stehe der natürlichen Entwicklung von Wohlstand und Moral entgegen, erklärt etwa der schottische Wirtschaftsliberale Adam Smith: Da dem Sklaven die Früchte seines Wirkens vorenthalten würden, werde er - anders als ein freier Mensch - so wenig Anstrengung wie möglich auf seine Arbeit verwenden.

Immer mehr Briten empfinden die Sklavenhaltung als überholt und schändlich. Die Abolitionisten rufen schließlich sogar zum Boykott westindischen Zu-

ckers auf. Zehntausende folgen und verzichten auf den karibischen Süßstoff oder kaufen Zucker aus Indien. Dort wird der Rohstoff seit einiger Zeit ebenfalls angebaut - von Lohnarbeitern. Schon werben Kolonialwarenhändler mit Zucker aus „freier Arbeit“.

Ohne den Prozess aufhalten zu können, müssen die Plantagenbesitzer verfolgen, wie sich immer mehr Parlamentsabgeordnete auf die Seite der Sklavereigegner schlagen - manche aus Opportunismus gegenüber der öffentlichen Meinung, andere aus Überzeugung.

1807 gelingt den Abolitionisten ein entscheidender Schritt: Das britische Parlament verbietet im gesamten Empire den *Handel* mit Sklaven (allerdings nicht deren *Besitz*).

Rund zwei Millionen Afrikaner sind seit Beginn des Geschäfts mit der Ware Mensch nach Britisch-Westindien verschleppt worden, nun aber kommt der Dreieckshandel zum Erliegen. Und auf den Plantagen versiegt der Nachschub an jungen, kräftigen Arbeitern.

Die Pflanzler protestieren. Doch sie finden in England kaum noch Gehör. Den Briten sind ihre Landsleute in der Karibik fremd geworden. Fast jeder kennt - aus der Zeitung oder Informationsblättern der Abolitionisten — Au-

genzeugenberichte über die Zustände auf den Zuckerinseln. Missionare, Offiziere oder ehemalige Plantagenmitarbeiter erzählen sie.

Es sind abscheuliche Geschichten wie die über den Sklavenhalter Adam Steel, der die 15-jährige Sarah auf seiner Veranda auspeitscht, weil sie ihm nicht sexuell zu Willen sein wollte. Um dabei nicht stehen zu müssen, setzt er sich auf einen Stuhl. Während der folgenden anderthalb Stunden müssen die Riemen seiner Peitsche mehrmals erneuert werden. Das Mädchen überlebt den Gewaltexzess nicht.

Vor dem Londoner Unterhaus berichtet ein ehemaliger Offizier, wie er auf einer Patrouille ein Stöhnen aus einer Hütte hörte und hineinging. Darin fand er einen Sklaven auf dem Boden ausgestreckt, seit vier Tagen angekettet an Händen und Füßen. Ratten hatten bereits einen Teil seiner Ohren gefressen.

Die Briten lesen, dass Männer, die sich in den besten Kreisen Londons bewegen, auf ihren Plantagen in der Karibik wie Tyrannen herrschen. Die Pflanzler oder ihre Verwalter bestrafen jedes Fehlverhalten, foltern, schlagen für Diebstahl oder Fluchtversuch Gliedmaßen ab.

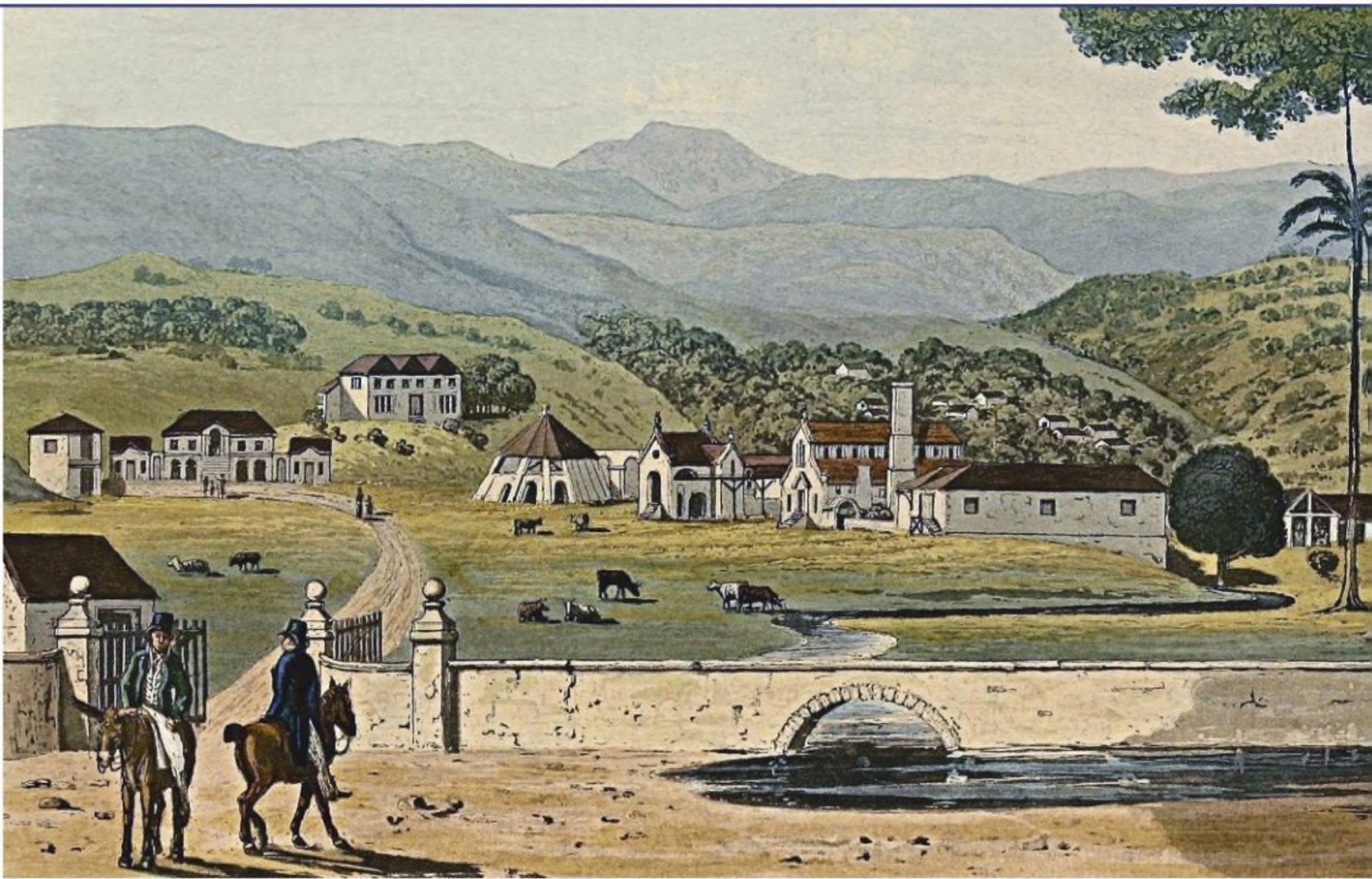
Wer sich auflehnt, muss damit rechnen, lebendig verbrannt zu werden - langsam, zuerst an Händen und Füßen. Auf manchen Plantagen stehen zur Abschreckung die auf Pfähle gespießten Köpfe eingefangener Flüchtlinge.

Und überall regiert die Peitsche. Die Lederriemen gehen auf die Rücken derer nieder, die über Hunger klagen, sie zerfetzen die Haut der Kranken, die nicht zur Arbeit kommen können, sie schlagen die Müden, die Lachenden, die Protestierenden; sie treffen die im Feld Arbeitenden auf den Rücken und auf ihre Beine.

Wer die Hand zur Abwehr hebt, muss aus der Reihe treten und sich bäuchlings auf den Boden legen. Dann

Anpflanzen von Zuckerrohr. 1830 schufteten mehr als 300 000 schwarze Sklaven auf den 800 Plantagen Jamaikas





Im Zentrum der Güter wie hier von Old Montpelier liegt jeweils das weiße Herrenhaus, meist auf einer Anhöhe

lässt der Antreiber die Peitsche über seinem Kopf kreisen und niedergehen, bis er meint, dass es genug sei. Um ihre privilegierte Position nicht zu verlieren, müssen die Antreiber stets beweisen, dass sie keine Milde zeigen.

Nirgendwo im Empire sterben die Menschen so schnell wie als Sklaven auf den Zuckerrohrplantagen der West Indies. Etwa jeder dritte Zwangsarbeiter auf Jamaika kommt in den ersten drei Jahren nach seiner Ankunft auf der Insel um - vor allem durch Gewalt, Krankheit oder Selbstmord.

Nach dem Verbot des Sklavenhandels fühlen sich die Pflanzler von England verraten. Denn wie sollen sie ohne Leibeigene weiter Zucker produzieren?

Als das Londoner Parlament 1823 den Kolonien zudem auch noch empfiehlt, Gesetze zum Wohl der Sklaven zu verabschieden, die unter anderem ein Verbot des Auspeitschens von Frauen vorsehen sollten, empören sich Jamaikas Zuckerbarone.

Solche Regelungen seien ein „Akt der Zerstörung, der die Einwohner dieser einst so geschätzten und wertvollen Kolonie dazu bestimmt, als Sühneopfer auf dem Altar des Fanatismus geopfert zu werden“, schimpfen die Mitglieder des jamaikanischen Parlaments in einer gemeinsam verfassten Resolution.

Und im November 1831 lehnt das Abgeordnetenhaus der Insel öffentlich und endgültig die Umsetzung eines solchen Gesetzes ab.

Dabei stehen in jenem Jahr die Chancen zur Abschaffung der Sklaverei im Empire so gut wie nie zuvor. England plant eine Parlamentsreform (die eine Zunahme der Zahl der Wahlberechtigten um 50 Prozent bringen wird). Nach Jahrzehnten konservativer Herrschaft könnten neue, liberalere, gegen die Sklaverei eingestellte Kandidaten ins Parlament gewählt werden.

Mit ihrer Anti-Sklaverei-Kampagne gewinnen die Abolitionisten nun anderthalb Millionen Unterschriften. In

den englischen Zeitungen auf Jamaika klingt es so, als stünde die Abschaffung der Sklaverei im gesamten Empire unmittelbar bevor.

Der 31-jährige Haussklave Samuel Sharpe in Montego Bay liest die Berichte aus London mit großer Aufmerksamkeit (die Lokalzeitung erhält er von seinem Neffen aus einer Druckerei in der Stadt). Als Hauptdiakon der großen schwarzen Baptistengemeinde gehört Sharpe zur Sklavenelite Jamaikas - zu jenen Zwangsarbeitern, die nicht auf den Plantagen schuften, sondern als Butler in den Häusern ihrer Besitzer oder als Handwerker in den Städten arbeiten.

Um auch in weiter entfernten Kirchen predigen zu können, hat Sharpe von seinem Herrn sogar eine Reiseerlaubnis



erhalten. Er lebt fast wie ein freier Mann. Aber er ist es nicht.

Wie Sharpe sind Zehntausende Sklaven zum christlichen Glauben übertreten. Die Missionskirchen der Baptisten, Methodisten oder Quäker werben in den Kolonien um die Seelen.

Die Gotteshäuser sind für die Unterdrückten Orte des Mitgefühls, der Gnade - und der Würde: Die Gläubigen erhalten Mitgliedsausweise, können in den Kirchen lesen und schreiben lernen, Diakone werden und vor eigenen kleinen Gemeinden auf den Plantagen predigen.

Die Sklavenhalter verfolgen die Arbeit der Kirchen mit Misstrauen. Aber sie wissen, dass ihr Ansehen im Mutterland noch weiter sinken würde, wenn sie keine Gotteshäuser auf ihrem Boden zuließen. Ein paar Pflanzer aber begrüßen die Missionierung ihrer Sklaven - sie glauben, der christliche Glaube der Unfreien sei ein Schutz vor Aufständen.

Tatsächlich sehen die europäischen Missionare ihre Aufgabe vor allem darin, den Unfreien Trost zu spenden. Mit Geduld sollen die Schwarzen ihr Los akzeptieren, predigen die Pfarrer, bis es Gott gefalle, sie davon zu erlösen.

Sam Sharpe aber beruft sich in seinen Ansprachen auf andere Bibelstellen. Vor Gott sind alle Menschen gleich, liest er in der Heiligen Schrift. Und: „Niemand kann zwei Herren dienen.“

Im Frühjahr 1831 lässt er Vertrauten Einladungen überbringen: zu einer geheimen Versammlung in das Haus eines befreundeten Sklaven. Er hat einen mutigen Plan gefasst.

Sharpe ist bekannt für die Gabe, sein Publikum in einen fast hypnotischen Bann zu ziehen. Damit seine Stimme nicht aus dem Haus dringt, spricht er leise, ruhig, doch zugleich eindringlich.

Die Weißen hätten kein Recht, die Schwarzen zu unterdrücken, hebt er an. Zudem hätten sich die Engländer und ihr König von der Sklaverei abgewendet: Ein Papier, das den Sklaven Jamaikas ihre Freiheit zusichere, sei bereits unterwegs, behauptet er. Aber die Pflanzer planten, sich dem Entschluss des englischen Königs zu widersetzen. Schlimmer noch: Sie hätten vor, alle schwarzen

Männer zu töten, deren Frauen und Kinder aber weiterhin in Sklaverei zu halten.

Sollten sich seine Leidensgenossen nicht wehren, würden die Weißen sie abknallen wie Tauben, erklärt Sharpe. Es gebe nur einen Weg, die Freiheit zu erlangen: nämlich dafür zu kämpfen.

Die Worte des Predigers rütteln die Anwesenden auf — so werden sie es später dem Missionar Bleby berichten. Gebannt lauschen sie, als Sharpe seinen Plan weiter erläutert: Am Tag nach Weihnachten sollen alle ihre Arbeit niederlegen und sie erst wieder aufnehmen, wenn ihnen ihre Freiheit zugesichert worden ist und sie Lohn erhalten.

Gewalt dürfen sie nur zur Selbstverteidigung ausüben. Der Streik, beschwört er seine Zuhörer, könne nur wirken, wenn sich alle daran beteiligten.

Schließlich zieht Sharpe eine Bibel hervor und lässt alle Anwesenden darauf schwören, den Streik nicht zu brechen. Er selbst küsst sie als Erster.

Dabei weiß er genau, dass keinerlei Freiheitsurkunde für Jamaikas Sklaven auf dem Weg von England zu den West Indies ist. Er will seinem Plan mit dieser Unwahrheit wohl nur mehr Überzeugungskraft verleihen.

Allerdings diskutieren die Pflanzer der Insel längst darüber, was sie unternehmen werden, sollte London ihnen die Haltung von Sklaven verbieten. Kommentatoren in den Lokalzeitungen fordern für diesen Fall die Abspaltung Jamaikas vom Empire. Und die Guts-



Brutale Strafen zwingen die Sklaven zum Gehorsam. Schon für kleinste Vergehen werden Männer und Frauen bis aufs Blut gepeitscht

besitzer sind sich darin einig, dass sie keine Schwarzen freilassen werden.

Dem ersten Geheimtreffen der Verschwörer folgen weitere. Sharpe und seine Mitstreiter kommen in Sklavenhäusern oder bei Gebetskreisen auf den Plantagen zusammen. Stets enden die Versammlungen mit dem Schwur auf die Bibel, nach Weihnachten die Arbeit zu verweigern. Sharpes engste Mitstreiter - wie er Angehörige der Sklavenelite - verbreiten den Plan; auf diese Weise informieren die Verschwörer die Schwarzen auf rund 100 Plantagen.

Aber im Dezember dringen erstmals auch Gerüchte nach außen.

K

Kurz vor Weihnachten 1831 entlädt sich die zunehmende Spannung mit der Revolte auf der Salt-Spring-Plantage.

Für Jamaikas Weiße werden damit böse Ahnungen zur Gewissheit: Sie wissen nun, dass der Aufstand jederzeit ausbrechen kann. Ängstlich erwarten sie die Feiertage. Denn die Sklaven haben per Gesetz über Weihnachten frei.

Am 25. Dezember trifft sich der engste Kreis der Verschwörer zum letzten Mal im Haus eines Sklaven. Sam Sharpe ist nicht dabei. Der Aufstand soll drei Tage später beginnen: mit einem Generalstreik.

Anschließend wollen sie die Weißen von deren Anwesen vertreiben - und zwar friedlich. Doch die Umstürzler wissen, dass der Streik nicht ohne Kampf abgehen wird. Um sich gegen Pflanzer oder deren Bürgermiliz verteidigen zu können, planen die Freiheitskämpfer daher, auf den Plantagen Waffen und Pferde an sich zu nehmen.

Zudem benennen die Verschwörer zwei Sklaven zu „Colonels“: Sie sollen Aktivisten für ein „Black Regiment“ rekrutieren, um die Kämpfer der weißen Bürgermiliz zu vertreiben.



Der Aufstand auf Jamaika beginnt nach Weihnachten 1831 zunächst mit einem Streik. Doch schon bald kommt es auch zu Gewaltausbrüchen

Nur in den Städten sind die Weißen noch sicher

ehern, die die Insel von Norden nach Südwesten durchquert: Er soll den Aufständischen diese Route versperren.

Aber aus Angst vor den Feuern verschanzt sich Grignon mit seinen Männern auf der großen Plantage Old Montpelier, die etwas näher an Montego Bay liegt. Von dort fordert er Unterstützung durch britische Soldaten an. Noch am Abend des 28. Dezember erreicht eine Militäreinheit die Plantage.

Doch inzwischen haben die beiden schwarzen Colonels fast 500 Männer rekrutiert und nach Einbruch der Dunkelheit an den Schafställen der Montpelier-Plantage versammelt. Sie wollen das Anwesen stürmen und Grignons Regiment vertreiben. Rund 100 von ihnen haben gestohlene Pistolen oder Gewehre dabei. Manche tragen in den Wochen zuvor heimlich geschneiderte Uniformen.

Einer der Colonels gibt den Befehl zum Angriff. Unter dem Dröhnen von Hörnern, schrillen Piffen und Geschrei stürmen die Sklaven das Anwesen.

Statt sich den Angreifern entgegenzuwerfen, befiehlt Grignon seinen Männern von der Miliz, sich mit erhobenen Waffen in Formation aufzustellen und zu warten, bis die Gegner auf 30 Meter herangekommen sind.

Die Verteidigung der Plantage überlassen sie dem britischen Militär.

Es ist schwarze Nacht. Nur für Sekundenbruchteile erhellen die Mündungsfeuer der Musketen die Szenerie. Dann aber stecken die Sklaven einen Schuppen in Brand.

Im Flammenschein sind sie für die Soldaten nun leichte Ziele; die beiden schwarzen Colonels fallen im Kugel-

Während die Aufrührer dem Ende der Feiertage entgegenfiebern, besuchen die Weißen in den Städten der Insel die Weihnachtsgottesdienste. Die Feiertage verstreichen. Am 27. Dezember 1831 schließlich werden die schlimmsten Befürchtungen der Pflanzer wahr.

Am Abend jenes Tages brechen einige Sklaven auf der Kensington-Plantage die Tür zum Rumlager auf und betrinken sich. Kurz darauf zünden sie den Lagerschuppen für das Heizmaterial an.

Weithin sichtbar thront Kensington über allen anderen Plantagen im Umkreis. Bald schlagen die Flammen hoch in den Nachthimmel. Auf die Sklaven der Nachbaranwesen - von denen viele wohl nur vage Informationen über Sam Sharpes Plan erhalten haben - wirkt das Feuer als Signal: Aufstand!

Die Pflanzer und ihre Familien fliehen panisch in die nächstgelegenen Städte an der Küste. Doch bei allem Tumult: Kein Umstürzler greift einen der Weißen an. Die Arbeit ruht.

Auf zahlreichen Plantagen bleiben die Schwarzen am nächsten Morgen in ihren Quartieren. Das erntereife Süßgras steht unberührt. Kein Sklave steckt Zuckerrohr zwischen die schweren Walzen in den Mühlen, die den Saft aus den Pflanzen pressen. Das Feuer unter den Kesseln, in denen der Rohrzuckersaft zu Sirup eingekocht wird, bleibt kalt.

Doch auf wie vielen Plantagen tatsächlich die Arbeit verweigert wird, weiß niemand: Die Anwesen liegen zu weit auseinander. Keiner kann sagen, ob die Streikfront hält und es sich wirklich lohnt, für die Sache sein Leben hinzugeben.

Oft greifen die Aufseher schon am Morgen des ersten Streiktages hart durch. Sie wählen einzelne Schwarze aus, halten ihnen Pistolen an die Köpfe, bis sie die Arbeit wieder aufnehmen. Und so bricht der Widerstand vielerorts schnell zusammen. Sharpes Plan scheint bereits am 28. Dezember gescheitert.

J

Jamaikas Gouverneur lässt noch am selben Tag das Kriegsrecht ausrufen. Boten galoppieren über die Insel, um alle wehrfähigen weißen Männer zu den Waffen zu rufen. William Grignon, der Plantagenverwalter von Salt Spring - und Kommandeur der einzigen Bürgermiliz im Landesinneren des Nordwestens —, hat die Aufgabe, mit seinem 250 Mann starken Regiment eine Straße abzusi-

hagel. Ihrer Führung beraubt, fliehen die übrigen Rebellen in die Dunkelheit.

Schon am Morgen darauf ziehen die Soldaten auf Old Montpelier aus Angst vor weiteren Angriffen gemeinsam mit Grignon und seinen Männern nach Montego Bay ab. Damit überlassen sie das Landesinnere den Umstürzern.

Den einzigen Toten aus ihren Reihen lassen die Weißen in der Eile zurück.

Nur wenige Stunden nach dem überstürzten Aufbruch von Old Montpelier steht das gesamte Anwesen in Flammen, angesteckt von Aufständischen. Den zurückgelassenen Toten werfen die Schwarzen ins Feuer.

Anschließend ziehen Rebellengruppen von Plantage zu Plantage durch das Gebiet westlich von Montego Bay, plündern und brandschatzen.

Der Aufstand bleibt auf diesen Teil der Insel beschränkt. Wahrscheinlich haben Sharpes Kontakte nicht weiter gereicht. Zudem sind im Osten mehr Militärposten stationiert - während die

Empörer im westlichen Landesinneren kaum noch auf Gegenwehr stoßen.

Anfang Januar 1832 sind die ländlichen Gebiete im Westen Jamaikas vollständig in der Hand der Aufrührer. Nur die Küstenstädte sind für die Weißen noch sicher. Viele von ihnen rechnen mit dem Tod. Werden sich die Sklaven nicht rächen für alles, was ihnen angetan wurde?

Vielen Pflanzern steht vermutlich das Schicksal der französischen Kolonisten auf Saint-Domingue (dem heutigen Haiti) vor Augen, das durch einen 1791 ausgebrochenen Aufstand vollständig in die Hand der Sklaven fiel. Die weißen Siedler dort wurden von der Insel vertrieben oder getötet.

Rund 60 000 Schwarze sind nun auf Jamaika im Aufstand. Doch längst nicht alle plündern oder stecken Häuser in Brand: Viele verweigern einfach nur die Arbeit, bleiben in ihren Hütten, kümmern sich um ihre Gemüsegärten,

die sie zur Selbstverpflegung angelegt haben. Mancherorts verteidigen sie die Gebäude der Güter gar gegen andere Aufständische, um die Plantagen zu schützen — für später, wenn sie freie Arbeiter geworden sind.

Manche Streikende sind in die Wälder geflohen. Hunderte andere haben sich zu kleinen, unabhängig voneinander handelnden Kampftrupps zusammengefunden, die entlang der Hauptstraßen Soldatenpatrouillen auflauern.

Da es keine Informationen aus anderen Teilen der Insel gibt, vermuten viele Sklaven bereits ganz Jamaika in der Hand der Aufrührer. Sie wissen nicht, dass im Osten Zuckerrohr geerntet wird, als wäre nichts geschehen.

Jamaikas Gouverneur, der in Spanish Town im Osten residiert, hat unterdessen Sir Willoughby Cotton, den Oberbefehlshaber der britischen Truppen auf Jamaika, mit mehreren Hundert Soldaten auf zwei Fregatten nach Montego Bay entsendet. Als die Schiffe dort im

Um Old Montpelier entbrennt am 28. Dezember 1831 ein heftiges Gefecht: Zwar wehren britische Soldaten dort einen Angriff der Rebellen ab. Doch als die Truppen fortziehen, kehren die Aufständischen zurück und legen Feuer. Bald darauf ist der gesamte äußerste Westen Jamaikas in der Hand von 60 000 revoltierenden Sklaven, immer mehr Herrenhäuser gehen in Flammen auf





Die Rebellen haben nur wenige Waffen, und so schlagen die britischen Truppen den Aufstand innerhalb weniger Wochen nieder. Die meisten Sklaven kehren zu ihrer Arbeit zurück, als ihnen der britische Kommandeur die Begnadigung verspricht, wenn sie sich ergeben. Doch die Pflanzer halten sich nicht an die Zusage des Generals: Die wütenden Weißen lynchen Dutzende Schwarze

Januar landen, begrüßen die Rebellen im Umland die Nachricht mit Jubel: Noch immer glauben sie, Englands König habe längst ihre Freiheit beschlossen — und wähen die Truppen auf ihrer Seite.

Aber der General nimmt ihnen diese Hoffnung. Er verkündet im Namen Seiner Majestät, dass alle Aufständischen, die friedlich zu ihren Plantagen zurückkehren und ihre Arbeit wieder aufnehmen, begnadigt werden. Doch wer sich weigert, muss mit dem Tod rechnen.

Auf Sharpe und andere Anführer setzt der Gouverneur ein Kopfgeld von je 300 Dollar aus. Erst jetzt begreifen die Umstürzler, dass Englands Regierung nicht auf ihrer Seite steht.

Inzwischen kontrollieren die Auführer ein fast 2000 Quadratkilometer großes Gebiet zwischen Montego Bay und Savanna-La-Mar. In den folgenden zwei Wochen kreist General Cotton diese Region mit seinen Truppen nach und nach ein, um eine Ausbreitung des Aufstands nach Osten zu verhindern.

Die hügelige Gegend in Westjamaika eignet sich ideal für den Guerilla-

kampf. Die kleinen, beweglichen Sklaventrupps verbergen sich im dichten Unterholz der Wälder oder in Höhlen, meist unauffindbar für die Soldaten.

Machtlos müssen die Briten verfolgen, wie um sie herum immer wieder Feuer ausbrechen. Bald sind etliche der einst strahlend weißen Herrenhäuser im Rebellengebiet rauchende Trümmer. Allerdings lynchen die Aufständischen nicht einen ihrer weißen Peiniger.

Dann aber lässt Cotton die Wälder von kleinen Einheiten durchkämmen. Gegen diese Trupps haben die militärisch ungeübten Rebellen keine Chance.

Die meisten Sklaven sind nach Cottons Proklamation ohnehin auf die Plantagen zurückgekehrt. Sie verlassen sich auf die ihnen zugesicherte Begnadigung.

Aber die Pflanzer wollen sich daran nicht halten. Viele hat der Aufstand ruiniert, die Ernte ist zerstört, ihre Häuser und Höfe sind verkohlte Ruinen. Sie wollen Rache und scheren sich nicht um das Versprechen des Generals.

Sie fallen in die Sklavenquartiere ein, verwüsten Häuser und machen Jagd auf Schwarze — selbst wenn die am Aufstand gar nicht beteiligt waren. Cottons Soldaten müssen nun die auf die Plantagen zurückgekehrten Arbeiter vor den entfesselten Sklavenjägern schützen.

Dennoch verschleppen die Pflanzer und ihre Helfer Hunderte Schwarze nach Montego Bay und in andere Städte und werfen sie in Kerker.

Auf den Marktplätzen der Städte stehen nun eilig errichtete Galgen. In Schnellverfahren werden die Aufständischen nach Kriegsrecht zum Tode verurteilt. Viele der Richter sind Pflanzer, die durch die Revolte Verluste erlitten haben: Es seien „vor Wut schäumende Männer“, notiert der Missionar Bleby.

Unter dem Galgen in Montego Bay türmen sich Leichen. Jeden Abend laden Sklaven sie auf Karren und werfen sie außerhalb der Stadt in eigens dafür ausgehobene Gräben.

Ende Januar spüren Cottons Soldaten etliche noch verbliebene Rebellen in einer Höhle auf. Kurz darauf stellen sich

die letzten Anführer. Der Umsturzversuch ist niedergeschlagen.

Die Sklaven haben rund 200 Plantagen teilweise und fünf vollständig zerstört, der Schaden beläuft sich auf über eine Million Pfund (abgesehen von dem zusätzlichen Verlust durch die getöteten und hingerichteten Sklaven). 14 Weiße sind den Freiheitskämpfern zum Opfer gefallen, mindestens 430 Schwarze sind bis dahin umgekommen.

Auch Sam Sharpe wird verhaftet. Obwohl er seine Leidensgenossen ausdrücklich nur zu Streik und passivem Widerstand aufgerufen hat, gilt er den Weißen als Anführer der Rebellion. Vor Gericht nimmt er alle Schuld auf sich. Die Richter verfügen, dass er als letzter Aufrührer gehängt werden soll.

Am 23. Mai 1832 versammeln sich Schaulustige auf dem Exekutionsplatz in Montego Bay, um die Hinrichtung des obersten Empörers miterleben zu dürfen.

Mit sicherem Schritt nähert sich Sharpe dem Galgen: „Er schien vollkommen unbeeindruckt vom Nahen des Todes“, notiert Henry Bleby. Der Missionar überliefert auch jene Worte, die Sharpe später zum nationalen Helden Jamaikas werden lassen: „Lieber an jenem Galgen sterben, als leben und Sklave sein.“

Ein Henker legt ihm die Schlinge um den Hals. Momente später ist der Mann, der den Schwarzen von der Zuckerinsel die Freiheit bringen wollte, tot.

S

Sein Traum aber ist es nicht. Die Berichte der Missionare von den West Indies sind das letzte Argument, das die Abolitionisten in London noch brauchen für ihren Kampf gegen die Sklaverei. Zumal die alarmierenden Nachrichten aus Jamaika nicht abreißen.

Denn der Hass der Pflanzer richtet sich nun auch gegen die Missionare. Haben sie nicht die Schwarzen mit ihren Ideen von der Gleichheit aller Menschen



Der Sklave und Prediger Sam Sharpe war der Kopf des Aufstands. Er wird verhaftet und am 23. Mai 1832 gehängt

überhaupt erst zum Widerstand verführt? War nicht Sharpe ein Baptistenprediger? Kirchen gehen in Flammen auf, Geistliche werden verprügelt.

Ein Mob weißer Pflanzer überfällt Henry Bleby, den Missionar und Chronisten des Aufstands, in seinem Haus, teert und federt ihn, bevor ihm Freunde zu Hilfe kommen können.

Kaum ein Politiker in London wagt es jetzt noch, sich auf die Seite der Zuckerbarone zu stellen. Das Parlament beschließt, im gesamten Empire die Sklaverei zu verbieten. Das neue Gesetz tritt am 1. August 1834 in Kraft.

Allerdings sind die Zugeständnisse an die Plantagenbesitzer beachtlich. Die Abgeordneten verabschieden eine Übergangsfrist von mehreren Jahren sowie 20 Millionen Pfund, etwa 40 Prozent des britischen Staatshaushalts, als Entschädigung für das verlorene „Eigentum“ der Sklavenhalter - also für ihre nun freigelassenen Leibeigenen.

Am 1. August 1838 ist es so weit: Jubel bricht um Mitternacht in allen Städten Jamaikas aus. Die Schwarzen feiern Dankgottesdienste. In einer Kirche tragen Menschen einen Sarg zu Grabe mit der Aufschrift: „Die koloniale Skla-

verei, verstorben am 31. Juli 1838 im Alter von 276 Jahren“. Endlich sind sie frei.

Nach wie vor aber bestimmen die Pflanzer den Alltag in der Kolonie. Viele Schwarze arbeiten weiter für wenig Geld auf den Feldern ihrer alten Herren, denn die verlangen nun Miete für die Quartiere und die Gemüsegärten und drohen mit Vertreibung, wenn die ehemaligen Sklaven den Gehorsam verweigern.

Andere werden arbeitslos und hungern, weil die Plantagenbesitzer Zehntausende billige Arbeiter einschiffen, etwa aus Indien.

Doch zunehmend leiden die westindischen Zuckerproduzenten unter der Konkurrenz aus anderen Regionen, etwa aus Kuba und Brasilien, wo weiterhin Leibeigene auf den Plantagen arbeiten. Zudem erodieren die über Jahrhunderte ausgelaugten Böden. Wenige Jahrzehnte nach der Abschaffung der Sklaverei ist die Insel, die einst profitabelste Kolonie des Empire, nur noch der ärmliche Hinterhof eines Weltreichs.

Die Vision des Laienpredigers Sam Sharpe aus Montego Bay aber, nach der kein Mensch der Besitz eines anderen sein darf, verbreitet sich dank des moralischen Feldzugs der Abolitionisten nach und nach über die ganze Welt. 1848 verbietet Frankreich endgültig die Sklaverei, 1863 folgen die Niederlande, in den USA führt erst der Bürgerkrieg 1865 zum Ende des Handels mit Menschen.

Und 1948, gut ein Jahrhundert nachdem die Schwarzen in Jamaika ihre Freiheit bejubeln konnten, verkünden die Vereinten Nationen das Verbot von Sklaverei und Sklavenhandel in jeder Form - in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, die mit dem Satz beginnt: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ 9

Christina Schneider, Jg. 1975, ist Autorin in Adenbüttel bei Braunschweig.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Elizabeth Abbott. „Sugar, A Bittersweet History“ Overlook Books: Geschichte des „weißen Goldes“ von der ersten Kultivierung des Zuckerrohrs bis heute. Adam Hochschild. „Sprengt die Ketten“, Reclam: spannende Darstellung des Kampfes um die Abschaffung der Sklaverei.

Ein britisches Ehepaar in Indien macht sich, unterstützt von Dienern, bereit zum Ausritt. Seit 1765 kontrolliert die East India Company große Teile des Subkontinents



DAHEIM in der FREMDE

Gemeinsam mit ihrem Mann, einem Kolonialbeamten der Londoner East India Company, erreicht Fanny Parkes im November 1822 Kalkutta. Doch im Gegensatz zu vielen anderen *colonial wives* will sie ihren Gatten nicht nur begleiten und in der Fremde unterstützen - sie will Indien begreifen

----- Text: CONSTANCE KINDEL: Illustrationen: GEORGE F. ATKINSON und JAMES B. FRASER



Drinne im Dämmerlicht werfen die Marmorwände jedes Wort als Murmeln zurück und alles Stimmengewirr als Donner. Kein Gebet, das über den Gräbern gesprochen wird, bleibt ohne Echo. Im Gewölbegemach im tiefsten Inneren des Mausoleums liegen sie Seite an Seite in steinernen Sarkophagen, der Mogul-Kaiser Shah Jahan und die Frau, die ihm die liebste war. Zu Ehren der Kaiserin Mumtaz Mahal hat der Herrscher das Taj Mahal in seiner Hauptstadt Agra errichten lassen, hat ihr und seiner Liebe ein Denkmal gesetzt.

„Das größte Kompliment, das einer Frau je gezollt wurde“, wird Fanny Parkes später in ihrem Tagebuch notieren. Still vor Ehrfurcht steht sie im Halbdunkel unter der Kuppel, legt Rupien und Rosen nieder am Grabmal der Kaiserin. Wandert abends allein zwischen Springbrunnenfontänen und uralten Bäumen durch die weiten Gärten um das Grabmal. Schaut in schweigender Bewunderung auf die himmelhohen Minarette, das Flechtwerk aus Blütenornamenten und geschwungenen Inschriften, das den perlglänzenden Marmor durchzieht, ein Gebäude wie aus Eisblumen gemacht.

Es kommt selten vor, dass es Fanny Parkes die Sprache verschlägt. Vielleicht kann nur Indien das fertigbringen.

Seit einem Dutzend Jahren ist sie an diesem Januartag des Jahres 1835 schon im Land: Frances Susanna Parkes, Ehefrau eines Zollbeamten der East India Company, die von einer Handelsgesellschaft längst zur Verwaltungsmacht der immer ausgedehnten Besitztümer des Empire in Indien gewachsen ist.

Ein Dutzend Jahre, und noch immer ist da Immerneues,

das es zu sehen, zu verstehen gilt. Mögen die Männer das Land verwalten, mögen die wenigen Ehefrauen ihnen in der fremden Welt zur Seite stehen wollen - Fanny Parkes will Indien begreifen.

Sie sammelt Eindrücke und Erfahrungen, unermüdlich. Lernt Persisch und Urdu, lässt sich von einem indischen Musiker das Sitarspielen beibringen, auch wenn ihre Freunde lachen, wenn sie Fanny an den Saiten zupfen sehen. In ihrem Haus in Allahabad arrangiert sie ein Kuriositätenkabinett, Schädel von Tigern, Hyänen, Krokodilen; einen Skorpion, den sie im Badezimmer erschlagen hat, legt sie in arsenhaltiger Seife ein; einen Alligator, gefangen im Fluss Yamuna, der unterhalb ihres Hauses fließt, lässt sie präparieren und auf der Veranda festnageln, bis er zu Form erstarrt ist.

Sitten und Glauben der Hindus studiert sie mit solcher Hingabe, dass ihre Freunde behaupten, sie würden sie wohl eines Tages bei einem religiösen Ritual im Fluss vorfinden.

Fanny sieht Bettelmönche, das Haar mit Schlamm verklebt und um den Kopf gewunden, die Körper mit Asche eingerieben, nackt bis auf einen Fetzen Tuch. Sie sieht Männer, die sich zu Ehren ihrer Götter Schwerter und Bambusstäbe durch die Muskeln ihrer Arme schieben und ihre Zungen mit Spießen durchstoßen, sich meterhoch über der Erde an Eisenhaken aufhängen lassen,



Kalkuttas Straßen und Märkte sind für viele Europäer eine Zumutung: Dreck, Elend. Gestank. Fanny Parkes aber sucht das Indien, in dem der britische Einfluss noch nicht zu sehen ist

die durch Brust und Rücken getrieben werden. Die, betäubt von Opium und dem Hanfrank Bhang, so ihre Sünden büßen - oder die anderer, die sie dafür bezahlen. Fanny Parkes schaut hin, bei allem, was ihr Indien bietet. Und selbst das, was sie abstößt, fasziniert sie noch.

Mrs. Parkes ist in so vielem anders als die anderen *memsahibs*, die britischen Ehefrauen in Indien, und sie gibt sich keine Mühe, das zu verbergen, auch wenn man sie belächelt und bestaunt in ihrer Begeisterung flir ein Land, das allen Opferbereitschaft abverlangt und nicht wenige das Leben kostet.

Jedes Jahr zwischen April und Oktober, wenn erst die Hitze und dann der Monsun das britische Leben lähmt, plant sie ihre Reisen durch das Land, die sie in der kälteren Jahreszeit antritt, oft allein, fast immer ohne ihren Mann, den Indien anderweitig beschäftigt hält - wohl aber mit einer Schar von Bediensteten.

Im Dezember 1834 bricht sie auf nach Agra zum Taj Mahal, Hunderte Meilen den Yamuna hinauf, in einem Segelboot, der „Seagull“, das sie mit Büchern und Zeichenmaterial beladen lassen hat und das ein Küchenboot hinter sich her schleppt. An Bord geht die Memsahib allein mit ein paar indischen Dienstboten. Fanny Parkes nennt ihre Fahrt eine Pilgerreise.

Der Yamuna, flach und tückisch, voller Felsen und Sandbänke, schlängelt sich zwischen hohen Klippen dahin, am Ufer Hütten und Hindu-Tempel und die Ruinen alter Festungen. Fischer und Frauen in bunten Kleidern, die Tongefäße auf den Köpfen tragen. Manchmal treiben Körper im Fluss, halb verbrannte Leichen, nach hinduistischem Ritus bestattet; wenn die Strömung sie auf eine Sandbank schwemmt, machen sich Geier, Krähen und Hunde aus den Dörfern über die Toten her.

Manchmal ist es so kalt, dass Fanny mit Schneestiefeln und Schultertüchern unter Deck sitzt und beim Tagebuchschreiben kaum die Feder halten kann, weil ihre Hand so zittert.

Aber wenn es sein muss, dann steht sie an Deck und hält

Oberste Aufgabe
einer Kolonialfrau
ist es, ihrem Mann
den Haushalt zu
führen. Auch
Fanny Parkes hat
57 Dienstboten zu
beaufsichtigen,
vom Wasserträger
über den Gärtner
bis zum Koch



St John's
Cathedral. Kalkutta.
Im Herbst wird
der sonntägliche
Kirchgang zum
Heiratsmarkt, denn
dann treffen wieder
ledige Damen
mit Schiffen aus
England ein

Ansprachen auf Urdu an die Bedienten. An Männer, die sie „meine Kinder“ nennt und von denen sie in ihrem Tagebuch schreibt, sie sähen aus, wie sie sich in ihrer Jugend Kannibalen vorgestellt hat, so wild und seltsam: mit ihrem langen, wirren Haar, der dunklen Haut, nur mit einem Tuch um die Hüften bekleidet.

Das letzte Stück Weges nach Agra legt sie zu Pferd zurück, das allerletzte in einer Sänfte. Spät am Abend kommt sie dort an, in der alten Hauptstadt des Mogulreiches, am Zelt, das vor dem großen Tor des Taj Mahal für sie aufgeschlagen ist, nach einer Reise von 51 Tagen.

Die Ehrfurcht, die sie an diesem Ort empfindet, kann Fanny mit anderen Engländern nicht teilen. Eines Abends trifft sie eine Gruppe, die vor dem Grabmal eine Musikkapelle spielen lässt und Quadrillen tanzt. Im ehemaligen Palast des Großmoguls haben britische Offiziere einige Schlafgemächer vorübergehend zu einer Küche umfunktioniert, die Blütenintarsien sind nun rußgeschwärzt. Und den Marmor aus den Bädern, empört sich Mrs. Parkes in ihrem Tagebuch, hat man zugunsten der Regierung verkauft, „die Auktion brachte glücklicherweise eine so geringe Summe, dass sie weiteren Plünderungen ein Ende machte“.

Bisweilen erlaubt sie sich unverhohlene Kritik an der britischen Herrschaft, wenigstens in ihrem Tagebuch. „Die Untertanen Seiner Majestät von Awadh“, schreibt sie über einen Fürstenstaat im Norden, „wollen keinesfalls am Segen der britischen Herrschaft teilhaben. Sie sind eine reichere, gepflegtere und fröhlichere Rasse als die Eingeborenen in den Gebieten der Company.“ Überhaupt sei Indien dort am schönsten, wo von britischem Einfluss nichts zu sehen ist: „Ein Ort wird durch ansässige Europäer verdorben.“ Fanny Parkes denkt über so vieles anders als andere Memsahibs.

Anfangs hatte die East India Company Frauen auf ihren Stützpunkten überhaupt nicht vorgesehen. Ausnahmsweise nur genehmigte sie Mitte des 17. Jahrhunderts einigen Britinnen die Passage nach Indien - ein Zugeständnis an wichtige

Männer in ihren Diensten, die darauf bestanden, die Überseeposten in Begleitung der Ehefrauen anzutreten.

Erst die Angewohnheit mancher Angestellten, sich indische Geliebte zu halten oder, schlimmer noch, katholische Portugiesinnen zu heiraten, bewegte die protestantischen Direktoren der Company, ihren Standpunkt zu ändern.

1671 arrangierten sie erstmals die Anreise einer ganzen Schiffsladung heiratsfähiger Frauen aus Großbritannien. Ein Jahr lang übernahm die Firma deren Versorgung in Indien - lange genug, um einen Ehemann zu finden, Wohlverhalten vorausgesetzt: Wer sich daneben benehme, ließen die Direktoren warnen, werde auf Brot und Wasser gesetzt und heim nach Großbritannien geschickt.

Jetzt, um 1830, ist die Company an der Eheanbahnung im britischen Indien längst nicht mehr beteiligt. „Fischereiflotte“ heißen die jungen und manchmal auch nicht mehr ganz so jungen Frauen, die im Herbst in Indien ankommen und sich auf die Suche nach einem Ehemann machen. Manche Ehen werden binnen Tagen geschlossen.

Die Suche folgt einem festen Ritual. Noch in den Hafenstädten laden der

Für die Frauen ist DISZIPLIN alles

Kapitän des Schiffes und Damen der Gesellschaft zu Partys, drei, vier Abende in Folge, bei denen die eben Angekommenen auf hoffnungsvolle Junggesellen treffen. Wer weder dort noch sonntags in der Kirche seine Chancen zu nutzen weiß, zieht mit dem Rest der Fischereiflotte weiter in die britischen Stationen in den entlegeneren Gebieten.

Indien ist eine Chance für junge Damen, die sich in der Heimat mangels Schönheit, Geld oder Verbindungen kaum Hoffnungen auf eine gute Partie machen können. Während in England Frauenüberschuss herrscht, zählt das Kolonialreich Indien über die gesamte Zeit seines Bestehens mindestens dreimal so viele britische Männer wie Frauen.

Die Offizierstochter Fanny Archer aber, schön und talentiert, hat ihren Ehe-

mann in England gefunden. Im März 1822 heiratet sie Charles Parkes, der kurz vor dem Ende seiner Ausbildung im College der East India Company steht, in dem angehende Beamte zwei Jahre lang Mathematik, Naturphilosophie, Literatur, Recht, Geschichte, Ökonomie und orientalische Sprachen studieren.

In Indien werden sie dafür zuständig sein, Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten und Steuern einzutreiben, die wichtigste Einnahmequelle der Company. Manche von ihnen werden Bezirken von einem Drittel der Größe Englands vorstehen.

Bürokratie und Armee — darauf stützt sich die britische Herrschaft in Indien. Ein paar Hundert Beamte kontrollieren fast den gesamten Subkontinent.

Im Juni 1822 besteigt das Ehepaar Parkes ein Schiff, im Gepäck Truhen voller Kleider und Kisten mit Porzellan und Gläsern. Im November, einen Monat vor Fannys 28. Geburtstag, kommen sie in Kalkutta an, wo Charles sein Sprachstudium am Fort William College beendet, bevor er seinen ersten Posten antritt.

Für die meisten Neuankömmlinge ist Indien ein Schock. Noch bevor die Schiffe angelegt haben, trägt der Wind eine erste Ahnung heran von dem, was sie erwartet: einen Geruch, beißend und berauschend, nach Jasmin und Sandelholz, nach Tabak und Gewürzen, Kurkuma, Ingwer, Nelken, nach Staub und Erde und dem scharfen Rauch von brennendem Kuhdung.

Indien ist Lärm und Gestank, ist riesig, überfüllt und ungeordnet. Ist aufgesplittert in unzählige Völker, Religionen, Kasten. Ein Land der klaffenden Kontraste, und nichts, das es Zusammenhalten könnte, kein Zentrum, keine gemeinsame Sprache, keine geteilte Kultur.

Frauen, die fließende, bunte Saris tragen und ihr Haar zu locker geflochtenen Zöpfen binden, und andere, die sich von Kopf bis Fuß verschleiern.

Kriegerische Sikhs und Jainas, denen alles Leben so unantastbar ist, dass sie Mund und Nase mit dünnen Tüchern bedecken, um nicht versehentlich ein einziges winziges Insekt zu verschlucken.

Wuchernd grüne Dschungel und karg verbrannte Wüsten, verschwenderischer Reichtum und erbärmliches Elend.

Tempel für die Göttin Kali, mit einer Zunge, von der Blut tropft, und einer Kette aus Menschenschädeln um den Hals. Für Shiva, den Zerstörer, und Vishnu, den Bewahrer, und für Hanuman, den schwarzgesichtigen Affengott.

Ein Land, das sich britischem Begreifen, britischen Maßstäben entzieht. In dem Kühe heilig sind und besser leben als viele Menschen.

Ein furchteinflößend grausames Land, dessen Natur blind darauf bedacht scheint, sich menschlicher Ordnung zu widersetzen, Menschen zu bedrohen, zu vernichten, mit tödlichen Fieberkrankheiten, giftigen Schlangen, Erdbeben, Sandstürmen. Indiens Tage sind grelle, flirrende Hitze, die schlaflosen Nächte begleitet vom Singen der Zikaden, vom Heulen der Schakale.

Indien ist ein Schrecken. Und die kleinen Gemeinschaften der Briten, die das Land überziehen, sind die Zuflucht.

Zusammengefügt bilden ihre europäischen Inseln eine geschlossene Welt, mit starren Konventionen und ungeschriebenen Gesetzen, die es nicht zu überschreiten gilt.

Mit einer eigenen Sprache, die sich indische Wörter leiht oder englische zweckentfremdet. Es ist eine Welt, in der Inder vor allem als Dienstboten Vorkommen und es an den Ehefrauen liegt, das Leben möglichst britisch zu gestalten.

Sie sorgen dafür, dass Stühle und Sofas, von indischen Schreibern aus indischem Holz gefertigt, unter bunten Stoffen verschwinden.

Die gestampfte Erde rund um ihre Bungalows verwandeln sie mit der tatkräftigen Hilfe des Gärtners in etwas, das einem englischen Rasen zumindest ähnelt. In den Beeten ringsum trotzen Stiefmütterchen, Löwenmäulchen, Rittersporn, gezüchtet aus Samen, die sich die Briten aus der Heimat schicken lassen, der brennenden indischen Sonne.

In zwei von drei Jahreszeiten, die die britischen Bewohner in Indien unterscheiden, scheint das Klima des Landes schier unüberwindbar feindlich, zumal in jenen Jahren, ehe die Briten Indiens Berge als Fluchtort entdecken und sich in den heißen Sommern in

Scharen in eigens angelegte *hill stations* zurückziehen. Beinahe englisch scheint ihnen das mild verregnete Klima dort. Im Rest des Landes aber ist es eine Qual.

Auf das kalte Wetter, die kurzen Monate, in denen das gesellschaftliche Leben aufblüht, folgt erst eine fiebrige Hitze, die zahllose unbestimmte Krankheiten bringt, und schließlich der Regen, der Dächer löchrig werden lässt und Laken klamm und der Bücher, Kleider, Möbel mit Schimmel überzieht.

Manchmal wird es selbst Fanny zu viel. Wenn die drückend heißen Tage vor dem Monsun in Trägheit und Erschöpfung zerfließen, wenn die Hitze nichts als Leere und Langeweile zulässt, findet auch sie Indien schrecklich.

Manchmal steht sie an diesen Tagen mitten in der Nacht auf, zieht sich bei Kerzenschein an, geht im Mondlicht nach draußen und lässt ihr Pferd satteln. Um sechs Uhr morgens kehrt sie von ihrem Ausritt zurück und verbringt den Rest des Tages mit Schlafen, Lesen, Baden und Rufen nach Sodawasser.

Allahabad, wo der Zollbeamte Charles Parkes seit Januar 1827 seinen Dienst versieht, unterbrochen nur von einer kurzen Vertretungszeit im 200

Die Herrin des Haushalts darf keine SCHWÄCHE zeigen

Kilometer entfernten Cawnpore, wird auch der „Ofen Indiens“ genannt.

Ansonsten ist der Posten in Allahabad durchaus begehrenswert. Fanny und Charles schätzen das gesellschaftliche Leben dort, die Abendessen und Bälle. Allahabad hat eine Buchgesellschaft, ein halbes Dutzend Billardtische und eine Meute Jagdhunde, viel mehr Unterhaltung lässt sich von einer Anstellung fern der großen Städte nicht erwarten.

Neuankömmlinge, so wollen es die Regeln, müssen schnellstmöglich und höchst förmlich alle ansässigen Familien kennenlernen, in einer genau festgelegten Folge von Besuch und Gegenbesuch, die in einer Einladung zum Abendessen zu Ehren der Zugezogenen gipfelt.

Die gesellschaftliche Herkunft der *expatriates*, ihre Abstammung, zählt hier

kaum. Die Briten in Übersee sind sozial weniger gespalten als in der Heimat. Es sind fast ausnahmslos Mittelschichtsbürger, denen das koloniale Leben Auskommen und sozialen Aufstieg verspricht.

Dennoch ist das britische Indien durchaus hierarchiebewusst. Die Angestellten der Company ordnen ihre Welt nach Rang, der Status der Frauen bemisst sich an der beruflichen Stellung des Gatten. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts bestimmt der „Warrant of Precedence“, von der Regierung herausgegeben, wer sich in welcher Reihenfolge bei offiziellen Anlässen zum Abendessen setzen oder nach dem Mahl die Toilette aufsuchen darf. Und die Frauen legen womöglich mehr Wert auf die strenge Einhaltung dieser Regeln als ihre Ehemänner.

Ansonsten gilt ihre ganze Kraft und Anstrengung der Haushaltsführung sowie der Führung der Untergebenen – eine Aufgabe, die die Memsahibs neben dem Klima für die wohl größte Prüfung halten, die Indien ihnen auferlegt.

Faul und träge seien die indischen Dienstboten, diebisch und unzuverlässig, klagen die Kolonialfrauen, die Hindus vernarrt in Vorschriften, die ihrer Kaste diese oder jene Tätigkeit verbieten. Schon deshalb könne man nicht mit wenigen Angestellten auskommen, stellt Fanny Parkes fest, die in Allahabad 57 Bedienstete zu beaufsichtigen hat, darunter Schneider, Gärtner, Wasserträger, Wachmänner und ein Koch. Eine Plage allesamt, findet sie, „viel lästiger als englische Dienstboten“.

Manchmal denkt Mrs. Parkes eben doch wie alle anderen britischen Damen.

An ihrem Umgang mit dem Personal, an dem Beispiel, das sie ihm gibt, muss sich eine Memsahib messen lassen. Die Angestellten sind ständig zu kontrollieren. Jedes Fehlverhalten muss sofort gemäßregelt werden, nicht zu streng allerdings, weil die Inder es allzu oft einfach nicht besser wissen. Als Kinder betrachten die Briten die Einheimischen, mit Geduld zu erziehen.

Eine vorbildliche Kolonialfrau zeigt keine Schwäche, keine Müdigkeit, lässt nie die nötige Disziplin vermissen, verliert nie die Kontrolle. Wer seine Dienstboten schlägt und anschreit, schadet dem eigenen Ansehen und dem des Empire.

1827 ziehen
Charles Parkes und
seine Frau Fanny
ins nordindische
Allahabad. Ihr Haus
liegt am Ufer eines
Flusses - wie auch
dieses Gebäude
des Botanischen
Gartens von
Kalkutta



Die Gesellschaft
in den britischen
Niederlassungen folgt
einer strengen Hier-
archie. So bestimmt
der Rang innerhalb
der Company etwa,
wer wann und wo bei
Dinnerpartys Platz
nehmen darf

Ein Diener
serviert dem Haus-
herrn Tee auf der
Veranda. Die Briten
kultivieren auch in
Indien ihre Lebens-
art, verabreden
sich zur Jagd mit
Hunden und
zu literarischen
Zirkeln



Das Ehepaar
Parkes kehrt 1846
nach England zurück.
Rund zehn Jahre
später wird London
die East India Com-
pany entmachten
und die Regierung in
Kalkutta (oben)
übernehmen

Im eigenen Haushalt lastet auf den Frauen die ganze Bürde des Weltreichs, für dessen Gelingen jeder, der die Krone in Indien vertritt, ein Stück Verantwortung trägt. Dem ordnen sie alles unter.

Ihre Kinder schicken sie mit sieben Jahren in die Heimat auf Internate, um sie dem Einfluss Indiens zu entziehen. Gesundheit, Moral, der rein britische Akzent, die Heirats- und Karriereaussichten: All das ist in Gefahr, fürchten die Eltern, wenn man den Nachwuchs in Indien aufwachsen lässt.



Als Fanny Parkes 1822 in Kalkutta ankommt, sind jene Briten längst selten geworden, die Indien uneingeschränkt bewundern - so sehr manchmal, dass sie Wanderer zwischen den Welten werden: Männer wie der Richter William Jones, der 1784 eine „Asiatic Society“ gründete, die Indiens Geschichte, Kunst, Literatur und Wissenschaft erforschen sollte.

Männer wie der Generalgouverneur Warren Hastings, der eines Tages bekannte, in Wahrheit liebe er Indien mehr als sein eigenes Land. Wie Colonel James Kirkpatrick, der als Gesandter am Hof von Hyderabad seinen Bart mit Henna färbte und eine Muslimin heiratete.

Wie Sir David Ochterlony, Gesandter am Mogulhof, der bei Aufenthalt in Delhi jeden Abend mit seinen 13 Konkubinen durch Delhi prozessierte, jede auf dem Rücken eines Elefanten.

Doch nun beginnt allmählich die Entfremdung. Zum Ende des 19. Jahrhunderts werden sich Herrscher und Beherrschte mit Misstrauen, Furcht und Feindseligkeit gegenüberstehen.

Ein Auslöser dieses Misstrauens ist ein Aufstand indischer Soldaten im Dienste der Briten, der im Mai 1857 losbricht, zu Massakern auf beiden Seiten führt und erst nach einem Jahr mit einem Sieg der Europäer endet. Mit der Rebellion stirbt eine Ära: Die Verwaltung der

britischen Besitzungen geht von der East India Company an die Krone über.

Die Erhebung bestätigt die Briten nur in ihrer Meinung, dass Indien der Besserung bedarf, in jeder Hinsicht. Die Idee setzt sich fest mit dem Missionseifer der evangelikalen Christen, die Indiens Heiden bekehren wollen, mit der philosophischen Lehre der Utilitaristen, die das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl von Menschen verkünden, mit der Industriellen Revolution, die Großbritannien den Glauben an die eigene Überlegenheit geschenkt hat.

Diesen Briten kann Indien nur rückschrittlich erscheinen: die Religion als Götzenverehrung, die Kunst primitiv, die Sitten barbarisch. Die Wasserpfeife, zu der sich einst britische Abendessenrunden in andächtig gurgelndem Schweigen versammelten, kommt außer Mode.

Schon 1830 verbietet die East India Company ihren Angestellten, bei offiziellen Anlässen indische Kleidung zu tragen. Der Generalgouverneur William Bentinck verordnet dem Land eine Politik der Zivilisierung und Christianisierung. Englisch soll Amtssprache werden.

Vor allem die Lage der indischen Frauen scheint den Briten ein Eingreifen zu erfordern: die abgetrennten Frauenwohnbereiche, in denen wohlhabende Muslime und Hindus ihre Frauen und Töchter lebenslang vor der Welt verschließen; die Tötung weiblicher Neugeborener, weil das Leben von Töchtern weniger gilt als das von Söhnen; der hinduistische Brauch der Witwenverbrennung, bei dem die Gattin des Verstorbenen mit auf den Scheiterhaufen steigt, auf dem der Tote verbrannt wird.

1829 lässt Gouverneur Bentinck den Brauch verbieten. Sie sei glücklich, schreibt Fanny Parkes in ihrem Tagebuch, dass keine Witwen mehr getötet würden, um so sicherzustellen, dass der Besitz an die Söhne des Toten geht.

Im Übrigen aber hätten es Frauen in England kaum besser als in Indien: Einmal verheiratet, seien sie von Gesetz wegen die Sklavinnen ihrer Ehemänner: „Es ist überall auf der Welt das Gleiche. Die Frauen, weil sie schwächer sind, sind die Spielzeuge, die Arbeitssklaven oder die Opfer der Männer, eine Frau ist eine Sklavin von Geburt an, und je mehr ich vom Leben sehe, desto mehr tut mir die Situation der Frauen leid.“

Im September 1838, da bereitet sie sich gerade auf eine Wanderung durch die Ausläufer des Himalaya vor, erreicht

sie die Nachricht, dass ihr Vater in England gestorben sei. Im Januar 1839 reist sie zurück in die englische Heimat, die ihr fremd geworden ist.

Das bisschen Indien, das sie hinüberretten kann, nimmt sie mit. Vor den Fenstern ihrer Schiffskabine arrangiert sie einen Wald aus Hörnern von Büffeln, Hirschen, Antilopen. Als nach der Ankunft in England die Souvenirs vom Zollhaus durch die Straßen getragen werden, bleiben die Leute stehen und starren. Und Fanny Parkes erscheint alles, was sie sieht, so schrecklich klein, aber das müsse wohl so sein, wenn man aus Indien zurückkehre, findet sie.

Ein einziges Mal wird sie den Subkontinent noch wiedersehen, Jahre später und für Monate nur, ehe sie 1846 mit ihrem Ehemann für immer nach England abreist. Und zu Hause sitzt zwischen den Götterbildern, Monstern, Kuriositäten, verloren in Gedanken an eine Zeit, die vergangen ist, an ein Indien, das die Briten Tausende Meilen entfernt nun nach dem Bilde Englands formen, mit Eisenbahnschienen, Telegraphenstangen und Bewässerungsanlagen.

Das wildfremde, ungezähmt andere, immer neue Indien aber, in dem sich die europäische Lebensweise nur winzige Inseln erobert hatte, das Indien, das Fanny Parkes geliebt hat, weil sie hier wie nirgends sonst frei sein konnte als Entdeckerin zwischen den Welten, wird es nie wieder geben. 9

Constanze Kindel, *„g. 1979, ist seit Jahren regelmäßige G YLQEPOCHE-Autorin. George F. Atkinson (1822-1859) und James B. Fraser (1783-1856) lebten im 19. Jahrhundert im britischen Indien.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: William Dalrymple (Hg.), *„Begums. Thugs and White Mughals: The Journals of Fanny Parkes“*. Eland Books: wunderbare Edition des Tagebuchs einer furchtlosen Lady. Margaret MacMillan, *„Women of the Raj“*. Random House: gute und umfassende Studie zur Rolle der Frauen in Britisch-Indien, Anne de Courcy, *„The Fishing Fleet: Husband-Hunting in the Raj“*. Weidenfeld & Nicolson: erzählt von den Erfahrungen jener Damen, die einst mit der sogenannten „Fischereiflotte“ auf der Suche nach einem Ehemann nach Indien kamen.

DIE DROGENHÄNDLER IHRER MAJESTÄT

Von REYMER KLÜVER



Die britischen Kaufleute William Jardine und James Matheson sind geschätzte Untertanen der Krone, allerdings verdienen sie ihr Geld mit einem perfiden Gewerbe. Von Indien aus schmuggeln sie und andere Händler tonnenweise Opium nach China - mit verheerenden Folgen für die Menschen dort, aber großen Vorteilen für die Handelsbilanz des Vereinigten Königreichs. 1839 befiehlt der Kaiser in Beijing, dem Geschäft ein Ende zu setzen. Doch das Empire führt lieber Krieg, als auf seine Profite zu verzichten

Mit einem Schuss zerstört der britische Raddampfer »Nemesis« 1841 eine chinesische Dschunke. Das ungleiche Gefecht entbrennt während des Opiumkrieges zwischen China und dem Empire





Etwas stimmt nicht. Etwas stimmt ganz und gar nicht. Das wird den Briten rasch klar an diesem lauen Nachmittag Ende Februar 1839, als ohne jede Vorwarnung ein Trupp chinesischer Soldaten die Old China Street in Kanton hinuntermarschiert, mitten hinein in das Ausländerviertel der Hafenstadt.

Am Flussufer, direkt vor den Handelshäusern der europäischen und amerikanischen Kaufleute, rammen sie einen Holzpfeiler in den Boden, binden daran einen chinesischen Gefangenen fest, den sie, eingezwängt in einen Korb, mit sich geschleift haben. Vor aller Augen erdrosseln sie die arme Seele mit einem Strick. Nur mit Mühe lassen sie sich danach überreden, den Toten wegzuschaffen.

Der Mann, so stellt sich heraus, war in den Schmuggel von Opium verwickelt. Jener berausenden Droge, die die Kaufleute Ihrer Majestät in großen Mengen mit windschnittigen Clippern aus Indien nach China bringen und dort an zwielichtige Mittelsmänner verkaufen. Ein enorm profitträchtiges Geschäft mit einem entscheidenden Makel: Der Kaiser, der Sohn des Himmels im fernen Beijing, hat Handel und Konsum des Rauschgifts in seinem Imperium aufs Strengste verboten. „Schwarze Erde“

nennen die Chinesen das Opium oder passender, weil es aus dem Ausland eingeschmuggelt wird: „fremder Dreck“.

Die Droge ist eine schreckliche Plage geworden im Reich der Mitte. Millionen sind ihr inzwischen verfallen, rauchen sich in Opiumhöhlen buchstäblich um Sinn und Verstand.

Nun aber, so scheint es, haben die Behörden des Kaisers genug und greifen mit Härte durch.

Das haben die Briten in Kanton nicht erwartet. Schon oft hatten die Chinesen in der Vergangenheit versucht, den Opiumhandel zu unterbinden. Doch den Ankündigungen waren selten Taten gefolgt. Zudem sind sich die Fremden keiner Schuld bewusst: Nur Wochen zuvor hat William Jardine, der Doyen der Kaufleute von Kanton — und mit seiner Firma Jardine Matheson der größte aller Opiumhändler —, bei einem Bankett getönt: „Gentlemen, wir sind keine Schmuggler!“

Die Chinesen sehen das offenkundig anders. Sie schmähen Jardine, einen Schotten, als „eisenköpfige alte Ratte“ (eisenköpfig deshalb, weil er einmal einen Schlag mit einem Bambusknüppel einsteckte und anschließend ungerührt weiter seinen Geschäften nachging).

DIE CHINESEN NEHMEN 300 AUSLÄNDER IN KANTON ALS GEISELN

Wenn Jardine nicht kurz zuvor ins ferne London abgereist wäre, würden sie ihn jetzt vermutlich verhaften.

Denn der Kaiser hat einen Sondergesandten in den äußersten Süden seines Riesenreichs geschickt: Gouverneur Lin Zexu, einen seiner fähigsten Beamten. Und der ist entschlossen, dem Opiumhandel ein für alle Mal ein Ende zu setzen. Die Vergangenheit soll sich nicht



Nichts verrät, mit welchem schmutzigen Geschäft diese Gentlemen ihr Geld verdienen: James Matheson (l.) und William Jardine (r.) sind die größten Opiumhändler des Empire. Von Indien aus schmuggeln sie die Drogen nach China

wiederholen - jene Zeit, in der sich niemand um das kaiserliche Verbot scherte: weder die ausländischen Kaufleute noch die chinesischen Beamten, die sich immer wieder bestechen und das Schmuggelgut ungehindert ins Land kommen ließen.

Diesmal werden sich die „rothaarigen Teufel“, wie Chinesen die Briten zur Unterscheidung von den anderen Ausländern nennen, dem Willen des Kaisers beugen müssen.

Am 18. März 1839, wenige Wochen nach der öffentlichen Hinrichtung im Quartier der Kaufleute, verkündet Lin Zexu, dass die Fremden die Opiumvorräte, die an Bord ihrer Schiffe vor der Küste lagern, an ihn auszuliefern haben. Die Händler bieten ihm 1037 Kisten.

Der Beamte aber lässt sich nicht übertölpeln. Er weiß, dass sie noch viel mehr Drogen besitzen. Sie sollen ihm alles aushändigen, fordert er - und lässt

kurzerhand das Ausländerviertel am Nordufer des Kanton-Flusses abriegeln. Etwa 300 Fremde sind nun seine Geiseln, die meisten von ihnen Briten.

Die Situation in dem Quartier ist alles andere als angenehm. Auf der Stadt lastet zu dieser Jahreszeit eine stickige Hitze. Gewiss, die Briten haben Vorräte: Bier, Rotwein und hochprozentigen Madeira sowie Wasser aus eigenem Brunnen. Auch Mehl und gesalzenes Fleisch haben sie gebunkert. Doch sie müssen auf ihre einheimischen Köche, Diener und Kulis verzichten. Lin Zexu hat es den Bediensteten bei Todesstrafe verboten, den Bezirk zu betreten.

Zudem lässt der Gouverneur die Zugänge zum Ausländerviertel schließen, die Schweinegasse, die New China Street. Allein die Pforte an der Old China Street ist noch offen. Aber dort stehen grimmig dreinschauende Soldaten. Nur wer einen hölzernen Pass am Gürtel

trägt, darf passieren - und ganz bestimmt keiner der fremden Teufel.

Selbst wenn eine der Geiseln auf die Idee käme zu fliehen: Es würde nicht gelingen. Auf dem Platz hinter dem einzigen Tor hat sich ein Mob gesammelt, etwa 500 Kulis in weiten Hosen und Sandalen aus gewundenem Gras, bewaffnet mit Spießen und Knüppeln und Schilden aus Rattan.

Für die Ausländer gibt es kein Entkommen. Sie sind gefangen wie Tiere im Käfig. Sogar auf dem Fluss liegen Dschunken in Dreierketten gestaffelt.

Eine Ungeheuerlichkeit: Eine fremde Macht hat Untertanen Ihrer Majestät der Königin, der jungen Viktoria, als Geiseln genommen!

Alarmiert von den Nachrichten aus Kanton, eilt der britische Handelsgesandte aus dem nahen Macau herbei, einem portugiesischen Handelsposten. Um die Situation zu entschärfen, ver-

spricht der Diplomat Gouverneur Lin auf einen Schlag 20 000 Kisten Opium aus den Vorräten der eingeschlossenen Kaufleute. Den als Geiseln genommenen Händlern sichert er zu, dass die Krone sie für den Verlust ihrer Waren entschädigen wird.

Doch zu welchem Preis? Zum Marktpreis, erklärt der Mann der Regierung seinen Landsleuten. Das sind fast 2,5 Millionen Pfund - eine enorme Summe, die heute rund 330 Millionen Pfund entsprechen würde.

Die Händler können ihr Glück kaum fassen. So viel Opium lagert gar nicht auf ihren Schmuggelschiffen vor der chinesischen Küste. Sie müssen noch neue Lieferungen aus Indien abwarten, ehe sie die 20000 Kisten, jede mehr als ein Zentner schwer, abgeben können - 7000 allein im Namen der Firma von William Jardine und dessen Kompagnon James Matheson. Und alles zum garantierten Entschädigungspreis.

Wenn nur Lin Zexu nicht wäre. Der Mann macht Matheson - nach der Abreise Jardines der Seniorpartner der Firma — und einem guten Dutzend anderer Kaufleute weiterhin Ärger. Zwei Monate lang dürfen sie das schwüle Kanton nicht verlassen, bis am 21. Mai 1839 endlich alle zugesagten Opiumkisten abgeliefert sind. Dann verweist Lin sie des Landes. Sofort.

Die Briten sind empört. Derart unerbittlich kannten sie die Chinesen bisher nicht. Zudem lässt Lin das Opium tatsächlich vernichten. Drei Wochen lang schütten Kulis den Inhalt der Kisten in eigens ausgehobene Wasserbecken am Fluss und streuen Salz und Kalk darüber, ehe das stinkende Gebräu von der Strömung hinaus ins Meer gespült wird.

In Kanton haben die Briten unterdessen ihre Niederlassungen geräumt. Nur eine Handvoll von ihnen bleibt zurück, die meisten keine Kaufleute. Die übrigen ziehen um nach Macau.

Doch Lin plant noch eine weitere Demütigung. Er schreibt dem portugiesischen Gouverneur von Macau, dass er die „rothaarigen Teufel“ dort nicht mehr dulden soll - was der Mann seine ungebetenen Gäste auch umgehend wissen lässt (der Portugiese will sich mit den Chinesen nicht anlegen). Ende August



Seit 1757 können fremde Kaufleute einen chinesischen Hafen anlaufen: Kanton. Hier haben die Ausländer ihre Faktoreien errichtet

Das Viertel der westlichen Händler in Kanton. Ab März 1839 dürfen sie es auf Geheiß des Kaisers in Beijing nicht mehr verlassen



Kanton liegt inmitten eines riesigen Flussdeltas, etliche Wasserläufe durchziehen die Region. Auf ihnen transportieren Schmuggler mit Ruderbooten tonnenweise Drogen in die Stadt - auch die Waren von Jardine und Matheson



fliehen die Briten auf ihre Schiffe, segeln von Macau aus zur nahe gelegenen Halbinsel Kowloon und gehen gegenüber jenem Eiland vor Anker, das bald unter dem Namen Hongkong bekannt werden wird.

Die Chinesen haben die Briten vertrieben, wie man rüddige Hunde vom Hof jagt. Eine untragbare Schmach. „Ich vermute, dass Krieg mit China der nächste Schritt sein wird“, hat James Matheson bereits im April 1839 an einen Geschäftspartner geschrieben.

Er wird recht behalten. Auch weil sein alter Kompagnon Jardine deutlich nachhilft. Schon ein paar Monate später herrscht Krieg. Wird es zu einem Konflikt zwischen dem Britischen Empire und jenem einsiedlerischen Riesenreich kommen, das sich noch immer als Mittelpunkt der Welt begreift und doch längst von fremden Mächten übertrumpft worden ist.

Es ist ein Kampf um den freien Handel. Und um Drogen.

Schon seit Jahrhunderten haben Waren aus China, dem gewaltigen Imperium am anderen Ende der Welt, die Europäer fasziniert, besonders Seide und Porzellan. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist vor allem in Britannien eine weitere Leidenschaft hinzugekommen: Tee.

Geradezu verrückt ist man dort nach dem Getränk. Die Pflanze gedeiht aber nur auf Gebirgsterrassen im Fernen Osten (erst zur Mitte des 19. Jahrhunderts werden die Briten lernen, das empfindliche Gewächs auch im Hochland ihrer asiatischen Kolonien zu kultivieren, im indischen Assam und in Ceylon).

Die Importe steigen rasant an. 1783 führen die Briten bereits jährlich 2700 Tonnen Tee aus China ein. Rund 50 Jahre später sind es 13600 Tonnen.

Dabei sind die getrockneten Blätter, die den Geist so angenehm beleben und Müdigkeit vertreiben, in Großbritannien ein Luxusgut: Mehr als zehn Shilling kostet ein Kilo Tee - den Wochenlohn eines einfachen Arbeiters.

Dem Schatzmeister der Krone beschert die Leidenschaft der Untertanen indes konstante Einnahmen. Drei Millionen Pfund sind beispielsweise 1830 an

China





Importzoll fällig - genug, um damit die Hälfte der Royal Navy zu bezahlen.

Doch die Teelust schadet der Handelsbilanz des Vereinigten Königreichs. Denn die Chinesen wollen im Austausch keine britischen Waren erwerben. Wolle, der wichtigste britische Exportartikel, interessiert sie kaum. Allenfalls Spieluhren finden ihre Abnehmer.

Der chinesische Kaiser und seine Beamten betrachten den Handel mit den „kulturlosen“ Fremden, wie sie es sehen, ohnehin als einen Gnadenakt. Die Segler der britischen Ostindien-Kompanie, die bis 1834 das Monopol auf den Handel mit China besitzt, dürfen nur einen einzigen Hafen im Reich anlaufen: Kanton.

Gesandte aus Europa behandelt der kaiserliche Hof, wenn er sie denn überhaupt empfängt, mit Herablassung. Fremden ist das Land mit seinen 400 Millionen Einwohnern verboten. Allein in den Hafenstädten Macau, in Amoy (weiter im Nordosten) und eben in Kan-

ton dürfen sich die fremden Kaufleute aufhalten, und auch dort nur in dem kaum 200 mal 300 Meter messenden Ausländerviertel.

Im Laufe der Zeit interessieren sich die Chinesen zwar immer mehr für britische Baumwollstoffe. Doch reichen die Erlöse weiterhin nur für einen Teil jener Summen aus, die die Briten für Tee aufbringen müssen. Die Europäer bezahlen die Lieferungen fast ausschließlich in spanischen, mexikanischen oder US-Silberdollars. Zu allen anderen Währungen haben die Chinesen kein Vertrauen. Ohnehin werden die Münzen oft so lange bearbeitet, dass sie am Ende zerbrechen und nur noch gewogen werden.

Für die East India Company, die den Teehandel organisiert, droht sich dies auf Dauer zu einem ruinösen Geschäft zu entwickeln. Und damit auch für das gesamte britische Königreich.

Denn die *honourable Company*, die ehrenwerte Gesellschaft, wie die Ostindien-Kompanie genannt wird, ist nicht nur die mächtigste Handelsgesellschaft des Landes - sie ist de facto ein Staatsunternehmen mit Besitz in Asien, dessen Geschicke seit 1784 direkt von der Regierung kontrolliert werden. So sitzen im Aufsichtsrat der Firma unter anderem der Schatzkanzler Seiner Majestät und ein weiterer Minister. Viele Vorstände der Kompanie sind Parlamentarier, deren Job und Einkommen von den guten Geschäften der Gesellschaft abhängen.

Krone und Kompanie, Handel und Staatseinnahmen, Regierung und Aktionäre sind derart eng miteinander verstrickt, dass eine Krise der Firma zugleich das ganze Land bedroht.

„Zu sagen, dass die Kompanie in Not ist“, notiert der Philosoph Edmund Burke, „heißt nichts anderes zu sagen, als dass der Staat in Not ist.“

Wenn die East India Company also immer mehr spanische Silberdollar im Austausch für den begehrten Tee in den Fernen Osten schaffen muss, bedeutet es unweigerlich, dass dieser Geldabfluss zusehends auch das Empire belastet.

Denn in einer Zeit, in der die Stärke einer Währung von den Gold- und Silberreserven des Landes abhängt, schwächt der stete Verlust an Wertmetall Britanniens Wirtschaft.

G

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts aber eröffnet sich den Kaufleuten der Ostindien-Kompanie ein lukrativer Ausweg aus dem Dilemma. Sie entdecken eine Handelsware, an der Chinesen erstmals tatsächlich interessiert sind: Opium, jenes Rauschmittel, dessen Rohstoff in Indien wächst.

Opium war in Asien anfangs nur als Heilmittel bekannt, doch irgendwann entdeckte man seine Rauschwirkung, wenn man es raucht, und so hat es sich nach und nach von Indien aus entlang der Küsten nach China verbreitet.

Die East India Company erkennt das Geschäftspotenzial, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Nachfrage steigt. 1797 sichert sie sich ein Monopol: Nur mit ihrer Genehmigung dürfen bengalische Bauern in Zukunft die Schlafmohnpflanzen anbauen, aus deren Samenkapseln die Droge gewonnen wird. Und nur

DAS RAUSCHGIFT SCHWÄCHT DAS REICH DER MITTE



Kanton zählt zu den reichsten Städten Chinas. Mehr als 900 000 Menschen leben in der Metropole, die ihren Wohlstand vor allem dem Handel mit fremden Völkern verdankt



Kaufleute in Gehröcken, Sänftenträger und Einheimische mit Zöpfen: In der Enge des Kontorviertels von Kanton - hier die Old China Street - kommen sich Chinesen und Europäer so nah wie nirgendwo sonst im Reich der Mitte



Männer wetten auf zwei kämpfende Wachteln. Nur dank der Hilfe chinesischer Komplizen können Jardine und Matheson ihr Geschäft betreiben



Seit die Briten im späten 17. Jahrhundert ihre Leidenschaft für Tee entdeckt haben, hat der Handel mit China rasant zugenommen. Denn die belebende Pflanze wird zu dieser Zeit noch nicht in Indien angebaut (chinesische Plantagen, um 1810)

die Kompanie nimmt ihnen das in eckige Blöcke gepresste Rohopium ab.

Mit dem Export nach China will die Handelsfirma aber nichts zu tun haben - offiziell zumindest. Denn sie fürchtet, das Opium könne sie bei Chinas Herrscher in Misskredit bringen, mit negativen Folgen für den Teehandel.

So entwickelt sich ein kompliziertes Dreiecksgeschäft: Zunächst verkauft die Kompanie das Rohopium im indischen Kalkutta meistbietend an britische Händler, die *private merchants*. Die lassen das Rauschgift über Agenten auf Seglern nach China bringen. Dort ankern die Schiffe vor der Küste, wo chinesische Händler an Bord kommen, die Ware

übernehmen, sie von Schmugglern an Land schaffen lassen und die Verteilung des Rauschgifts übernehmen.

Bezahlt wird das Opium in Silber, ihre Einnahmen geben die Agenten der Kasse der Ostindien-Kompanie in Kanton (abzüglich ihrer Provision für Verkauf und Transport). Die Kompanie wiederum verwendet das Silbergeld, um in China Tee zu kaufen, den sie nach Großbritannien schafft. Das Ganze ist ein hochprofitables Geschäft: Die Ostindien-Kompanie erwirtschaftet um 1830 allein aus den jährlichen Auktionen des Rohopiums ein Siebtel ihrer Profite.

Zu dieser Zeit exportieren die Briten bereits Waren im Wert von vier bis

fünf Millionen Pfund nach China. Gut die Hälfte davon ist Opium, das entspricht rund 10 000 Kisten. Doch die Nachfrage steigt immer weiter. Kurz bevor Gouverneur Lin dazwischengeht, setzen die britischen Kaufleute 40000 Kisten pro Jahr ab. „Opium ist wie Gold“, schwärmt einer von ihnen - wie beim Gold findet sich immer ein Abnehmer.

Die erfolgreichsten Opiumhändler jener Zeit sind die beiden Schotten William Jardine und James Matheson. Jardine ist 1802 als erst 18 Jahre alter Schiffsarzt nach Kanton gekommen. Die Reisen nach China sind zu jener Zeit lebens-

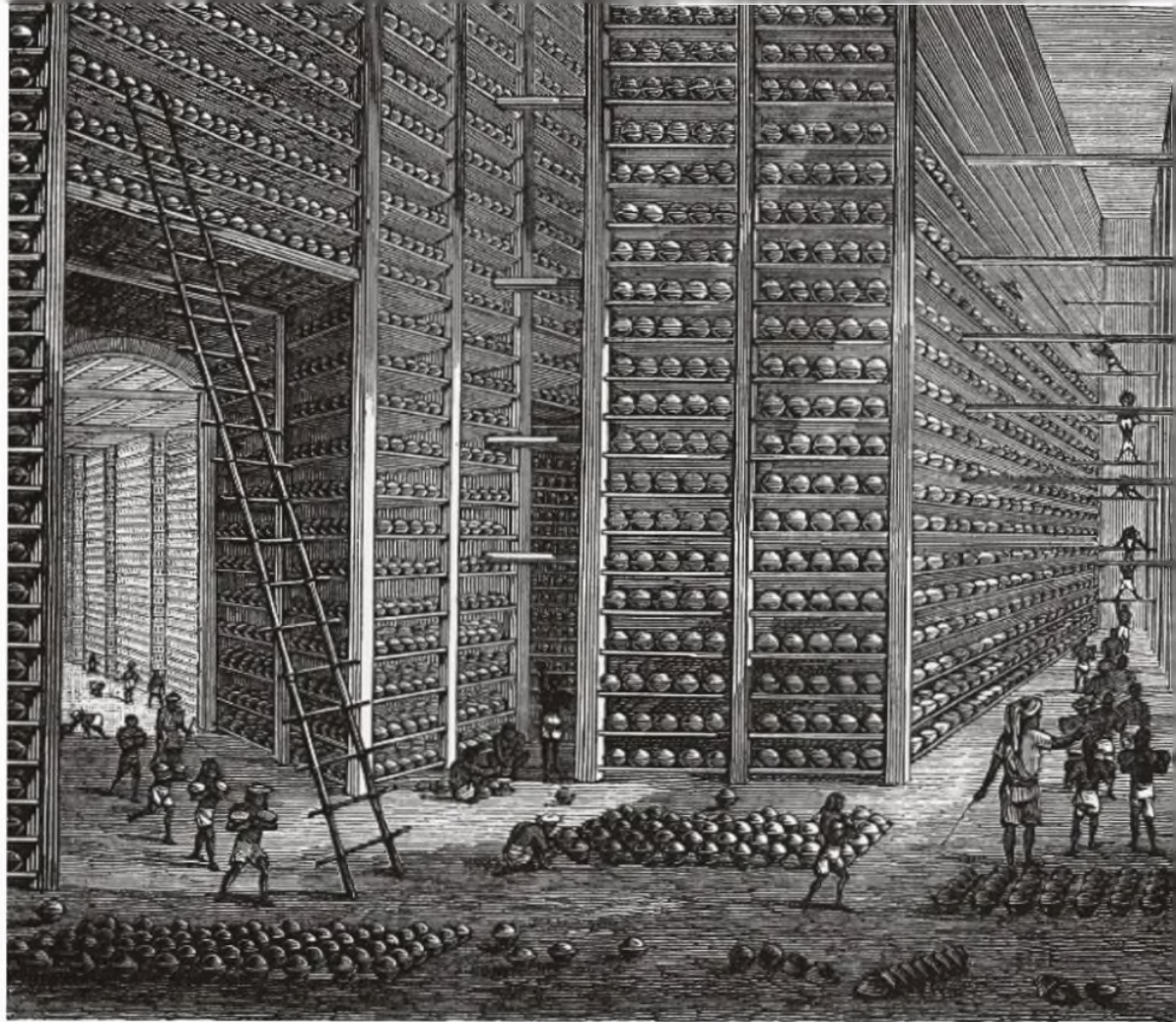
gefährlich: Das schwüle Klima macht die Europäer krank, zudem lauern Piraten vor den Küsten des Südchinesischen Meeres.

Auf diesen Fahrten lernt Jardine aber auch, welche Profite in China mit dem Opiumschmuggel zu machen sind. 1822 lässt er sich in Kanton als Private Merchant nieder.

Er gilt als hart gegen sich selbst und andere. In seinem Büro in Kanton stehen keine Stühle - seine Geschäftspartner sollen nicht das Gefühl haben, dass sie es sich bei ihm bequem machen könnten. 1832 tut er sich mit James Matheson zusammen.

Der ist etwas jünger, aber schon länger im Business: Bereits mit Anfang 20 ist Matheson 1817 in die Firma seines Onkels in Kalkutta eingetreten. Er wirkt weniger raubeinig als sein Kompagnon, ist belesen, kennt sich aus mit den Verdiensten des Freihandels.

Wie Jardine ist Matheson ein kompromissloser Liberaler, dem ein weltumspannendes Empire ohne Zollschranken vorschwebt: Britische Kaufleute sollen unter dem Schutz der Royal Navy überall ungehindert ihren Geschäften nachgehen können. Und wenn ihren Pro-



Hauptprofiteur des Opiums, das aus den Samenkapseln des Schlafmohns gewonnen wird, ist die East India Company. Sie besitzt auf dem Subkontinent das Monopol auf die Droge (Opiumlager im indischen Patna)

China

dukten irgendwo durch hohe Einfuhrgebühren oder gar Handelsverbote der Zugang verwehrt wird, dann haben eben Kriegsschiffe Seiner Majestät den britischen Freihandelsprinzipien ein wenig Nachdruck zu verleihen und den Markt gewaltsam zu öffnen.

Seine Überzeugungen schreibt Matheson 1836 in einem Pamphlet nieder. In dem Text attestiert er den Chinesen ein „beeindruckendes Maß an Dummheit und Geiz, Dünkel und Sturheit“, da sie sich dem Freihandel widersetzen und in lediglich drei Häfen Kaufleute aus dem Ausland duldeten.

Matheson denkt schon weit über den Opiumhandel hinaus: Denn China mit seinen 400 Millionen Einwohnern ist ein gigantischer Markt - und noch immer weitgehend abgeschottet.

Sein Kompagnon und er werben jahrelang öffentlich dafür, den Freihandel auch im Fernen Osten durchzusetzen. Im „Chinese Repository“, einem Monatsblatt, das in Kanton erscheint, aber auch in New York und London gelesen wird, heißt es in einem viel beachteten Artikel, dass im Chinahandel noch immer die gleichen Regeln gelten würden, die der Kaiser bereits 1500 Jahre zuvor für den



Mehr als zwölf Millionen Chinesen rauchen Opium. Vor allem kaiserliche Beamte und Bürokraten verfallen dem zerstörerischen Gift



Umgang mit wagemutigen arabischen Seefahrern erlassen habe.

Manche vermuten hinter dem anonymen Autor (wohl nicht zu Unrecht) William Jardine. Er schreibt: „Unser Kapital, unser produzierendes Gewerbe, unsere Webstühle rufen unisono: Für nichts müsst ihr sorgen, außer uns die Möglichkeit zu verschaffen, unsere Waren zu verkaufen. Dann werden wir die nachgefragten Mengen schon liefern.“

Der Verfasser lässt keinen Zweifel, wie die Krone dieses Ziel erreichen soll. Nur diplomatische Gesandtschaften zu schicken werde nichts helfen: Das Einzige, was die Chinesen beeindrucke, seien britische Kriegsschiffe. Doch werde eine einmalige Demonstration der Stärke

nicht ausreichen. Vielmehr müsse sich London einen Stützpunkt sichern, vielleicht gar eine Insel einnehmen, von der aus man jederzeit 10 000 Mann in Richtung Beijing in Marsch setzen könnte.

Diese Vorstellungen eines britischen Freihandelsimperialismus werden schon bald Wirklichkeit sein.

Jardine und Matheson sind zwar die Besitzer des größten und einflussreichsten britischen Handelshauses in Kanton, doch mit ihrer Forderung nach einer Militärintervention in China machen sie sich nicht bei allen Kollegen beliebt. Manche sind durchaus damit zufrieden, wie die Dinge laufen: Denn trotz aller offiziellen

Als der chinesische Kaiser im Sommer 1839 die Europäer aus seinem Land vertreibt, erklären die Briten dem Reich den Krieg. Bald darauf beschließt die Royal Navy Kanton

Verbote dulden die chinesischen Behörden ja (gegen ein entsprechendes Handgeld) den Opiumschmuggel.

Dass sie mit einem die Menschen zerstörenden Gift handeln, irritiert die beiden Schotten nicht im Geringsten. Seit 1827 veröffentlicht das von Matheson gegründete englischsprachige Wochenblatt „Canton Register“ sogar die Handelspreise für Opium, so als wäre das Schmuggelgut eine offiziell gelistete Handelsware.

Der Preis schwankt immer wieder heftig - je nachdem, wie streng die chinesischen Behörden gerade gegen den Schmuggel Vorgehen. Doch langfristig nimmt das Handelsvolumen zu. Daher erhöhen Jardine und Matheson Anfang der 1830er Jahre ihren Einsatz im Opiumhandel. Sie schicken neuartige Clipper los, besonders windschnittige Segler, die selbst gegen den Monsun ankommen und die Rundreise zwischen Kalkutta und Kanton nun dreimal statt bis dahin einmal pro Jahr bewältigen.

Um den unberechenbaren Schwankungen der chinesischen Anti-Drogen-Politik zu entgehen, lassen sich die britischen Händler in dieser Zeit einen Trick einfallen: Im Schutz der Insel Lintin in der Mündung des hier mehr als 20 Kilometer breiten Kanton-Flusses, gut 70 Kilometer flussabwärts von Kanton, lassen sie vier, fünf und mehr Schiffe fest als schwimmende Lager ankern. Die Segler sind mit Kanonen bestückt, die Besatzungen mit Musketen und Entermessern bewaffnet.

„Dass die Chinesen auf die Idee kommen könnten, etwas zu beschlagnahmen, ist ausgeschlossen“, schreibt Matheson an einen Handelspartner. „Die einzig wirkliche Gefahr könnte von organisierten Piratenbanden ausgehen, aber seit einigen Jahren hat es im Kanton-Fluss keine Piraten mehr gegeben.“

Das eigentliche Geschäft wird aber nicht auf den Schiffen vor Lintin abgewickelt, sondern in den Ausländer-Faktoreien in Kanton - so wie auch der Handel mit Tee oder Seide. Chinesische Kaufleute kommen in die Büros und zahlen in Silber, sobald man sich handelseinig geworden ist. Dafür erhalten sie Bestellscheine, in die nur noch die Anzahl der auszuliefernden Opiumkisten einzutragen ist.

Mit den Orderscheinen werden die Kommandeure der Schmugglerboote - langer, galeerenartiger Gefährte, angetrieben von Dutzenden sehniger Ruderer - hinaus zu den schwimmenden Lagerstationen vor der Küste geschickt. Dort übernehmen die Schmuggler die Opiumkisten und schaffen sie, je nach Bedarf, flussaufwärts zu versteckten Verteilungsstellen. Anschließend organisieren einheimische Gangster die weitere

Vermarktung der Droge. Kaufleute wie Jardine und Matheson kommen mit der Ware nie direkt in Berührung.



Auch in Großbritannien wird mit Opium gehandelt, denn das Rauschmittel gilt zu jener Zeit als nicht gefährlicher als Alkohol: Man kann davon zwar abhängig werden, doch ist das für die Behörden noch lange kein Grund, es zu verbieten. Fast zehn Tonnen Rohopium schickt die East India Company allein 1830 ins Mutterland. Auch dort gibt es inzwischen Opiumsüchtige, aber in deutlich geringerem Ausmaß als in China.

Immerhin rauchen die Briten die Droge nicht, so wie die Chinesen - was besonders gesundheitsschädlich ist. Am häufigsten konsumieren die Europäer den berauschenden Stoff als „Laudanum“. Diese schwache Mixtur aus Opium und Alkohol wird häufig als Schmerzmittel bei Gicht, Zahnweh oder Kater sowie als Verdauungshilfe eingesetzt. Sogar als Beruhigungssaft für Babys und Kinder verabreichen Ärzte Opium in niedrigen Dosen.

Dennoch nimmt die Opposition gegen das Fernostgeschäft zu. Religiöse Gruppen wie etwa die Quäker haben kurz zuvor schon die Abschaffung der Sklaverei im Empire zum Jahr 1834 erreicht (siehe Seite 40). Nun wird auch der Handel mit dem Opium in der britischen Öffentlichkeit zunehmend geächtet.

William Jardine ist sich darüber völlig im Klaren: „Viele betrachten es als ein unmoralisches Geschäft“, schreibt er in einem Brief.

Vor allem in China sind die Folgen des Drogenkonsums verheerend: Rund zwölf Millionen Menschen dort „jagen den Drachen“, wie die Chinesen das Opiumrauchen nennen. Die Süchtigen vergessen die Sorgen des Alltags, ihre

Körper fühlen sich während des Rausches schwerelos an. Am Anfang putscht die Droge sie auf, sie reden viel. Je mehr sie konsumieren, desto schläfriger aber werden die Abhängigen, bis sie einfach eindösen.

Viele treibt die Sucht in den wirtschaftlichen Ruin: Sie geben ihr ganzes Geld für die Droge aus. Opiumraucher werden zudem lethargisch; der Abhängigkeit folgt Auszehrung und körperlicher Verfall. Mund und Atemwege entzündet sich, Süchtige leiden an Kreislaufstörungen. Sie magern ab, weil sie keinen Hunger mehr verspüren. Ihre Haut gleicht getrocknetem Pergament, wie ein britischer Missionar beobachtet.

Das Gift schwächt das ganze Land. Denn abhängig sind vor allem die Angehörigen der chinesischen Führungselite. Ein Fünftel der Beamten am kaiserlichen Hof und vier Fünftel der örtlichen Bürokraten gelten als Raucher, so die Schätzungen. Und je mehr Opium die Briten ins Land bringen, desto dramatischer sind die Folgen des Konsums in der Führungsklasse des Landes. Viele hohe Beamte fordern den Kaiser daher zum Eingreifen auf. Sie verlangen drakonische Maßnahmen: die Todesstrafe für Schmuggler und Händler - und für Raucher.

Auch wirtschaftliche Gründe führen sie an: Denn die chinesische Wirtschaft leidet im Geschäft mit Großbritannien inzwischen unter einer negativen

DER STOLZ DES HIMMELS- SOHNS WIRD GEBROCHEN

ANGRIFF AUF DAS REICH DER MITTE

Der Erste Opiumkrieg, der im Herbst 1839 beginnt, ist ein ungleicher Kampf. Die Chinesen haben den britischen Truppen kaum etwas entgegenzusetzen, und so endet der Feldzug drei Jahre später mit einer demütigenden Niederlage. China muss vier weitere Häfen für britische Kaufleute öffnen, den Opiumhandel dulden und dem Empire die Insel Hongkong ganz überlassen. In einem zweiten Feldzug zwischen 1856 und 1860 erobern die Briten sogar Beijing - und brennen den Sommerpalast der Himmelssöhne nieder



Handelsbilanz. Anders als zum Ende des 18. Jahrhunderts, als die Briten noch Dollars nach China schaffen mussten, tragen ihre Schiffe inzwischen Silber in großen Mengen zurück ins Mutterland.

Die Vertreter eines harten Kurses überzeugen den Kaiser schließlich, den Drogenschmuggel zu unterbinden. Im Dezember 1838 setzt der Herrscher den Sonderkommissar Lin Zexu ein. Der Showdown mit den Briten beginnt.

Anfangs sind die Opiumhändler nicht beunruhigt. Krisen, so sehen es die britischen Kaufleute, kommen und gehen - auch wenn William Jardine im Dezember 1838 in einem Brief feststellen muss, dass die Verfolgung der Opiumhändler schlimmer sei als je zuvor. Auf alle Provinzen Chinas erstreckte sie sich nun: „Das hat es noch nie gegeben.“

Tatsächlich meinen es die Chinesen diesmal ernst. Ende des Jahres 1838 sind

bereits 2000 Schmuggler verhaftet. Zahlreiche Hinrichtungen werden befohlen - wie die im Ausländerviertel von Kanton.

Für Jardine und Matheson aber kommt endlich die Gelegenheit, auf die sie seit Jahren gewartet haben.

Aut seiner Reise nach Europa macht William Jardine im August 1839 im italienischen Genua Station - und erfährt dort die alarmierenden Nachrichten von Lin Zexus Vorgehen in Kanton. Daraufhin begibt er sich sofort nach London.

Noch im September empfängt ihn der liberale Außenminister Lord Palmerston, ein Parteifreund. Jardine ist gut vorbereitet. Er hat Karten dabei und Tabellen und schlägt als militärische Strafaktion eine Blockade der chinesischen Küste vor. Später empfiehlt Jardine

auch noch die Besetzung der Insel Zhoushan in der Mündung des Jangtse-Flusses bei Shanghai. Denn wer das Eiland beherrscht, kontrolliert zugleich die wichtigste Route ins Landesinnere.

Palmerston lässt sich überzeugen. Das Vorgehen der Chinesen in Kanton will die britische Regierung nicht auf sich sitzen lassen. Und schon gar nicht akzeptiert sie die Beendigung des Opiumhandels, der völlig „legitim“ sei, wie Jardine dem Premier erläutert.

Die Regierung setzt Truppen in Richtung China in Marsch. Vergebens versucht die Opposition im Parlament, den heraufziehenden Krieg zu stoppen. Sie wirft der Regierung Inkompetenz vor. Der konservative Abgeordnete (und spätere Premier) William Gladstone verweist darauf, wie moralisch suspekt der Opiumhandel sei - und wie fragwürdig der Schutz der Geschäftsinteressen von

Opiumhändlern wie Jardine und Matheson. Doch das Misstrauensvotum in der Volksvertretung scheitert knapp.

Bis Ende Juni 1840 sammelt sich vor der Küste Chinas nach und nach eine große britische Flotte: 16 Kriegsschiffe, vier bewaffnete Dampfer sowie 28 Transporter mit 4000 Soldaten an Bord. Die Truppen der Krone sind den Chinesen, die zuweilen noch mit Pfeil und Bogen sowie Speeren kämpfen, weit überlegen.

Wie von Jardine empfohlen, besetzen die Briten die Insel Zhoushan. Später bombardieren ihre Schiffe die Befestigungen vor Kanton und versenken eine chinesische Flotte von 71 Dschunken. Und nachdem Verstärkung aus Indien eingetroffen ist, erobern die Briten im Sommer 1842 schließlich auch noch Shanghai sowie andere Hafenstädte. Schon bald ist Beijing von der Küste abgeschnitten. Dem kaiserlichen Hof bleibt nichts, als zu kapitulieren.

Am 29. August 1842 unterzeichnen Chinesen und Briten an Bord eines britischen Kriegsschiffes einen Vertrag - ein Dokument der Demütigung: 21 Millionen Silberdollar nötigen die Briten den besiegten Chinesen ab, weit mehr als die Entschädigungssumme für das beschlagnahmte Opium.

Neben Kanton muss der Kaiser vier weitere Häfen für den Handel mit den Briten öffnen. Diese haben das Recht,

in allen fünf Häfen ein Kriegsschiff zu stationieren. Die Insel Hongkong wird ihnen sogar ganz als Kolonie überlassen.

Der Stolz der Himmelssöhne ist gebrochen. Mit ihrer Niederlage im „Opiumkrieg“, wie die Briten den Waffengang nennen, beginnt ein Jahrhundert der Schwäche Chinas. Der dem Kaiser oktroyierte Vertrag ist nur der erste in einer langen Reihe ungleicher Abkommen, die Europäer den Chinesen aufzwingen werden. Fortan sind es die Fremden, die dem Reich ihren Willen diktieren.

Der Auslöser des Waffengangs indes, der Opiumhandel, wird in dem Dokument mit keinem Wort erwähnt. Der britische Gesandte in China untersagt seinen Landsleuten zwar bald jeden Schmuggel des Rauschgifts - doch das Verbot steht nur auf dem Papier.

„Es bedeutet nichts“, schreibt Alexander Matheson, der Neffe des Firmengründers, 1843 an das Londoner Büro des Handelsunternehmens und fügt sarkastisch hinzu: „Es ist nur für die Heiligen in England gedacht.“

Tatsächlich laufen die Geschäfte so gut wie nie zuvor. Allein die Firma von Jardine und Matheson hat nun acht Verteilerschiffe als schwimmende Lagerstationen für das Opium an Chinas Küsten stationiert, fünf Clipper sind ständig zwischen Indien und China unterwegs. 1850 werden mehr als 50 000 Kisten Opium angelandet.

Ein weiteres Mal noch wehren sich die Chinesen gegen die Drogenhändler Ihrer Majestät: Unter dem Vorwurf, dass Piraten an Bord seien, beschlagnahmt die chinesische Polizei 1856 ein kleines Segelschiff, das unter britischer Flagge, aber mit einheimischer Besatzung fährt.

Der Vorfall liefert den Briten den Anlass für eine erneute Strafaktion. Der zweite Opiumkrieg, der kurz darauf beginnt, führt sogar zur Besetzung Beijings und endet mit einer weiteren erniedrigenden Niederlage für China.

Opiumeinführen sind fortan rechtmäßig, China erhebt nun offiziell Zoll. Mit dem Segen der Regierung in London werden indische Pflanze die Droge noch bis 1917 ganz legal auf dem Subkontinent anbauen und Händler sie in China verkaufen.

Die Firma, die am meisten von der britischen Politik profitiert, ist Jardine Matheson. Schon am 26. Januar 1841 ist James Matheson dabei, als der Union Jack über Hongkong aufgezogen wird, jener Felseninsel, vor der im August 1839 die von Lin Zexu aus Kanton ausgewiesenen britischen Händler geankert hatten.

Das Eiland besitzt einen unschätzbaren Vorteil, wie er an Jardine schreibt: „So unabhängig wird Hongkong sein, dass es sogar möglich sein wird, dort Opium zu horten, sobald wir Lagerhäuser errichten.“ 1844, ein Jahr nach dem Tod William Jardines, zieht die Firmenzentrale nach Hongkong.

In den folgenden Jahrzehnten wird die Kolonie an der chinesischen Küste nach und nach zu einer der wichtigsten Handelsstädte des Empire aufsteigen, auch dank Jardine Matheson.

Von dem Opiumhandel aber, das ihren Erfolg und Reichtum begründet hat, verabschiedet sich die Firma 1872. Andere Investments erweisen sich als lohnender und weniger imageschädigend. Die Nachfolger der Unternehmensväter machen ihr Geld lieber mit Versicherungen, Baumwolle und sogar Eisenbahnen.

Selbst als die Briten 1997 ihre Kolonie an China zurückgeben, bleibt Jardine Matheson in Hongkong. Im Geschäftsviertel der Metropole ragt noch immer deren Zentrale in den Himmel: ein Wolkenkratzer, so monumental, wie er einem Milliardenkonzern gebührt.

Heute kündigt nichts mehr davon, dass die Firma einst auf Drogengeld gebaut wurde: von zwei Männern, die das Empire dazu brachten, im Namen des freien Handels Krieg zu führen. £

Reymer Klüver, [^]. 1961, ist Autor und Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Peter Ward Fay, „The Opium War“. University of North Carolina Press: spannende Darstellung des Krieges und des Abwehrkampfes der Chinesen gegen den Drogenschmuggel. Robert Blake. „Jardine Matheson“. Weidenfeld & Nicolson: Wer nachlesen will, welchen enormen Einfluss eine einzelne Firma im Lauf von fast 200 Jahren in China ausüben konnte, muss sich dieses Buch vornehmen.

FORTAN DIKTIEREN DIE FREMDEN CHINA IHREN WILLEN

LAND DES WEISSEN WOLKE

Lange Zeit hat das Empire keinen Plan für Neuseeland, dessen Küste James Cook 1769 kartiert hat; Londoijjichte^Tunn^enachbarter^bjstralien eine Sträflingskolonie ein. Erst als immer mehr weiße Siedler auf die Inseln der Maori drängen, handelt die Krone. Mit fatalen Folgen - ----- Von ISABELLE BERENS und ANJA FRIES

Dieses Mal will es das Empire besser machen: Jahrhundertlang haben die Briten Völker unterjocht. In Nordamerika haben sie die Einheimischen von ihrem Land vertrieben, in Afrika Millionen Schwarze versklavt, in Tasmanien Aborigines gejagt. Doch all das soll in der zukünftigen Kolonie Neuseeland nicht geschehen.

Hier sollen sich Briten und ansässige Maori das Land einvernehmlich teilen. Die alte Kolonialpolitik passt nicht mehr in das Selbstverständnis eines Volkes, das 1834 die Sklaverei verboten hat.

Daher versammeln sich am 6. Februar 1840 im Ort Waitangi mehr als 500 Maori und eine Handvoll Europäer, um einen Vertrag zu unterzeichnen, der ihnen ein Zusammenleben in Frieden, Sicherheit und Freiheit garantieren soll.

Am Tag zuvor noch haben sie das Abkommen, das Missionare in der Nacht in die Sprache der Einheimischen übersetzt hatten, besprochen, einzelne Aspekte geändert. Nun liegt es vor William Hobson im Festzelt auf dem Tisch. Der designierte Gouverneur lässt den Text noch einmal auf Maori verlesen, ehe die anwesenden Häuptlinge ihre Unterschrift leisten.

Mit ihrer Signatur erkennen sie die Souveränität der britischen Königin an und stimmen zu, dass sie ihr Land - sollten sie es je verkaufen - nur an die Krone abgeben. Als Gegenleistung erhalten sie alle Rechte britischer Bürger sowie eine Garantie für ihren Besitz. So zumindest besagt es der *englische* Vertragstext.

Als Erster erhebt sich Hone Heke zur Unterzeichnung. Der Anführer der Ngapuhi-Nation ist ein ehemaliger Missionsschüler. Er hat sich dafür eingesetzt, den Briten zu vertrauen. Wie viele andere

Häuptlinge erhofft er sich Vorteile von dem Bündnis: Einkünfte durch Handel, ein Ende der Kriege mit den anderen Stämmen sowie Frieden mit jenen europäischen Siedlern, die den Maori immer wieder Land rauben.

Weitere Stammesführer unterzeichnen nun das Schriftstück - insgesamt mehr als 40. Die Zeremonie endet mit einem dreifachen Beifallsruf. Anschließend werden jedem Unterzeichner zwei Decken und Tabak überreicht.

In den Monaten darauf bereisen Gesandte mit Kopien des Vertrages von Waitangi das Land. Rund 450 weitere Maori-Führer unterschreiben das Dokument. Und obwohl etliche Häuptlinge nicht zustimmen, weil sie ihre Souveränität mit niemandem teilen wollen, proklamiert William Hobson im Mai 1840 die britische Hoheit über Neuseeland. Nord- wie Südinself gehören nun zu Londons Kolonialreich.

Doch es wird nicht lange ruhig bleiben. Zu groß ist der Abstand zwischen dem moralischen Anspruch an der

Themse und der Realität der Kolonie am anderen Ende der Welt.

Aotearoa, „Land der weißen Wolke“, nennen die Maori ihre Heimat im Pazifik. Seinen europäischen Namen verdankt Neuseeland niederländischen Seefahrern, die es im 17. Jahrhundert entdeckt haben. 1770 nimmt der Engländer James Cook das benachbarte Australien für die Krone in Besitz, und Neuseeland wird bald zu einem Vorposten der neuen Kolonie.

Mit Neuseeland hat London zunächst keine Pläne. In Europa fürchtet man die Maori als wehrhafte Krieger und Kannibalen. Die Gewässer vor den Inseln locken anfangs nur Wal- und Robbenfänger an. Ihnen folgen Holzhändler und bald Missionare, die 1814 eine erste Station gründen. In Missionsschulen lernen Maori lesen und schreiben, von den Händlern erwerben sie Waffen.

Doch von 1830 an drängen immer mehr Siedler aus Australien auf die Inseln, die sich mit Gewalt nehmen, was sie wollen: Land. Zudem droht Frankreich, Neuseeland zu annektieren.

Daraufhin bitten 13 Maori-Führer Englands König 1831 um Hilfe gegen Siedler und Franzosen. London stellt einen Beauftragten ab. Er soll friedfertige Kolonisten und Händler schützen, Übergriffe der Europäer auf die Maori verhindern - und vor allem das Wohlwollen der Einheimischen gewinnen.

Doch der Druck der Siedler aus Großbritannien und Australien wächst. 1836 nennt ein Londoner Politiker Neuseeland das „für eine Kolonisierung geeignetste Land der Welt“ und gründet die New Zealand Association. Das Un-

Kapitän William Hobson (1792–1842) ist der erste Gouverneur der 1840 gegründeten britischen Kolonie Neuseeland





Schon bald nach der Errichtung der Kolonie kommt es zum Streit zwischen Briten und Einheimischen. Von 1845 bis 1872 herrscht sogar offener Krieg (die Schlacht von Te Ngutu-o-te-Manu am 7. September 1868)

ternehmen soll Land von den Einheimischen akquirieren und mit Gewinn an weiße Einwanderer verkaufen.

In dieser Situation entsendet London 1839 William Hobson nach Neuseeland. Er soll die Doppelinsel für die Krone sichern und die Besiedlung durch Briten in geregelte Bahnen lenken - zum Wohl des Empire *wie* auch der Maori. In dem im Vertrag von Waitangi festgeschriebenen Landkaufmonopol der Krone sieht der künftige Gouverneur die einzige Chance, die Einheimischen vor der aggressiven Landnahme durch private Spekulanten zu schützen.

Die Franzosen lassen sich von der Entschlossenheit der Briten beeindrucken: Zwar landet eine Expedition, um eine Kolonie zu gründen, akzeptiert allerdings sofort die britische Oberhoheit.

Einige Maori aber wollen sich nicht vor-schreiben lassen, an wen sie ihr Eigentum abgeben, sondern direkt mit den Siedlern über lukrative Landverkäufe verhandeln. Als die Kolonialherren zudem 1841 die Hauptstadt verlegen - von Kororareka in das 200 Kilometer südlicher gelegene Auckland — und die Maori des Nordens damit an Einfluss verlieren, nimmt der Unmut zu.

Darüber hinaus wird den Einheimischen nach und nach klar, dass ihre eilig über Nacht erstellte Version des Vertrags von Waitangi offenbar Übersetzungsfehler enthält.

So ist in der Maori-Fassung von einer Beteiligung der Einheimischen an der Macht die Rede - während die englische Ausfertigung den Briten die uneingeschränkte Souveränität über die Doppelinsel zuspricht.

Zudem gehen die Maori davon aus, den Briten nur die Erlaubnis zum Erwerb einiger Territorien erteilt zu haben - während der englische Text der Krone das Monopol auf den An- und Verkauf *sämtlichen* Landes sichert.

Viele Maori fühlen sich verraten, auch weil die New Zealand Company Gebiete besiedeln lässt, die sie nie gekauft hat. Als sie 1843 Landvermesser losschickt, um weitere Gegenden zu erschließen, werden die von Kriegern verjagt. 50 Kolonisten ziehen daraufhin am 17. Juni 1843 gegen die Maori. Bei dem Versuch, die Verantwortlichen zu verhaften, sterben 22 Engländer.

Häuptling Hone Heke fordert Königin Viktoria schriftlich auf, den Vertrag rückgängig zu machen: „Geht zurück zu eurem eigenen Land, nach England, das Gott für euch gemacht hat. Gott hat dieses Land für uns gemacht und nicht für eine andere Nation.“ Vergebens.

Unterdessen müssen die Maori in der Nähe der wachsenden Städte Auckland, Wellington und Nelson erleben, wie immer mehr Siedler in ihre Territorien vorstoßen. Sie werden zum Teil genötigt, ihr Land zu verkaufen. Nahezu jede Woche erreichen nun Schiffe der New Zealand Company mit weiteren Siedlern die Kolonie. Schon bald leben mehr Weiße in Neuseeland als Maori.

Daraufhin schließen sich einige Stämme zu einer Föderation zusammen und erheben einen Häuptling 1858 zum König: Er soll gleichberechtigt mit der britischen Monarchin die Konflikte vor Ort verhindern helfen. Doch der Gouverneur wertet die Königswahl als feindlichen Akt. Bis 1872 kommt es zu Dutzenden Scharmützeln zwischen einheimischen Kriegern und Kolonialtrup-

pen, die durch loyale Maori verstärkt werden. Gut 1000 Siedler und Soldaten sowie vermutlich mehr als doppelt so viele Einheimische sterben.

Zahlreiche Maori werden nun entschädigungslos enteignet, darunter selbst manche, die aufseiten der Briten gestritten haben. Nur 17 Prozent ihrer Heimat bleiben ihnen noch, und das sind oft karge, unfruchtbare Flächen.

Damit bricht die Kolonialregierung endgültig den Vertrag von Waitangi, mit dem das Empire doch eigentlich alles hatte besser machen wollen. Und auch an der Themse findet sich nun niemand mehr, der erfolgreich für die Rechte der Maori eintritt. Petitionen der Einheimischen an Königin Viktoria leitet die Krone stets umgehend an das inzwischen gebildete neuseeländische Parlament weiter, das fast nur aus Weißen besteht, und beteuert, sich strikt an die (englischen) Regelungen von Waitangi zu halten. Damit ist die Sache für London erledigt.

Erst mehr als 100 Jahre später, 1995, erreicht das Maori-Volk der Tainui eine offizielle Anerkennung des Unrechts von höchster Stelle. Elisabeth II. (immer noch Staatsoberhaupt der ehemaligen, inzwischen selbstständigen Kolonie) unterzeichnet einen Vertrag mit der Königin Te Arikunui Te Atairangikaahu, in dem die neuseeländische Regierung die Vergehen von einst bedauert und den Einheimischen Entschädigungen für den Landraub im 19. Jahrhundert zusichert.

Es ist das erste Mal, dass ein britischer Monarch sich für die Taten einer Kolonialregierung entschuldigt, f

Isabelle Berens./g. 1988, ist Historikerin.
Dr. Anja Fries, Jg. 1967, gehört zum Team von GEOEPOCHE.

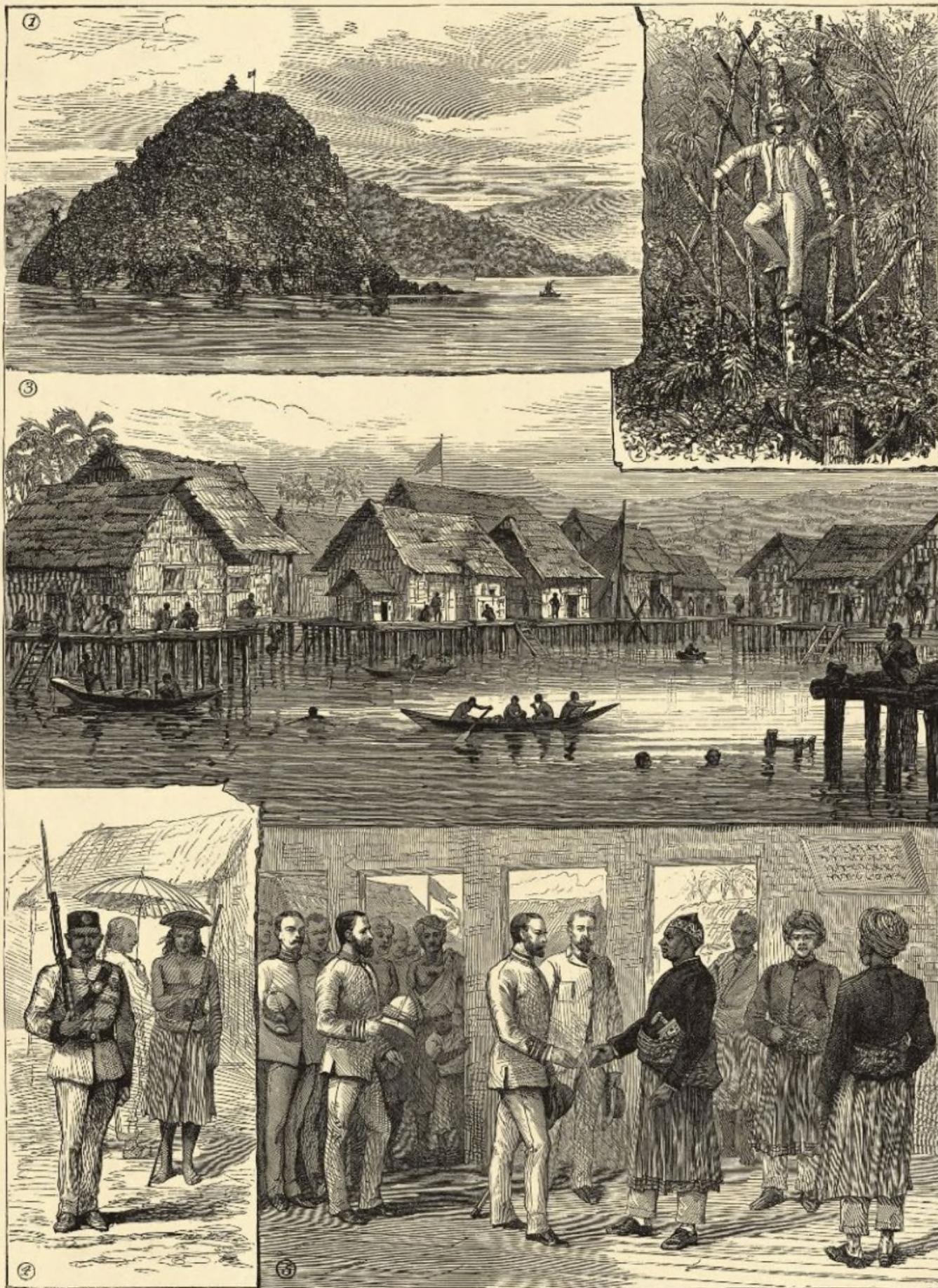


Früh wirbt Brooke
in London für seine
Expedition nach Borneo,
doch Unterstützung
erhält er nicht: Noch
interessiert sich
das Empire nicht
für die Region

IM REICH DER KOPFJÄGER

----- Von MARITA LIEBERMANN

Im Jahr 1839 erreicht der britische Glücksjäger James Brooke Borneo.
Ohne Auftrag der Krone hilft er dem dort herrschenden Sultan beim Niederschlagen
einer Rebellion - und wird dafür zum Fürsten, zum Radscha, über ein Reich
das er nach und nach auf die Größe Englands ausdehnt. Schließlich wird London
auf den Abenteurer und dessen Privatstaat aufmerksam



I. LKbt-Mue M ihr Fniun io u m tanwni um. i A ba u Hnad. 4 nur i4 nujuh BraAo'. Milan 41 Hanwbk.
S. Comkjß JO«» I JUKI* r»a iu BOMCO. ». Tb Sinn™ or Hnncl Hmlrm< VOr-Uimml Sir Sunrll SJu >OJ Olfinl» oJ Ihr äquulna.

SKHTCHBM IM BO KN KO : VISIT OF TUE BBITISII MATAL SQUADRÜK TO BKINEL.

1888 erscheint in einer Londoner Zeitung ein Bericht über den Besuch britischer Offiziere in Brunei, dessen Herrscher einst Brooke die Region Sarawak im Norden Borneos zugesprochen hat

Der Fürst hebt einen weißen Hahn empor, schwenkt das Tier hin und her. Glöckchen, die an den Armen des Mannes festgebunden sind, begleiten mit ihrem Klang seine gebetsartigen Beschwörungen. Um Glück für seine Untertanen ruft der Herrscher die unsichtbaren Geister an, die nach dem Glauben der Bewohner seines Reiches die Welt bevölkern und die Geschicke der Menschen lenken.

Üppige Ernten erbittet er sowie Früchte, die zur rechten Zeit reifen. Dass männliche Kinder geboren werden und Reis in den Häusern vorrätig sein möge. Und dass im Dschungel wilde Schweine erlegt werden und kühles Wetter komme.

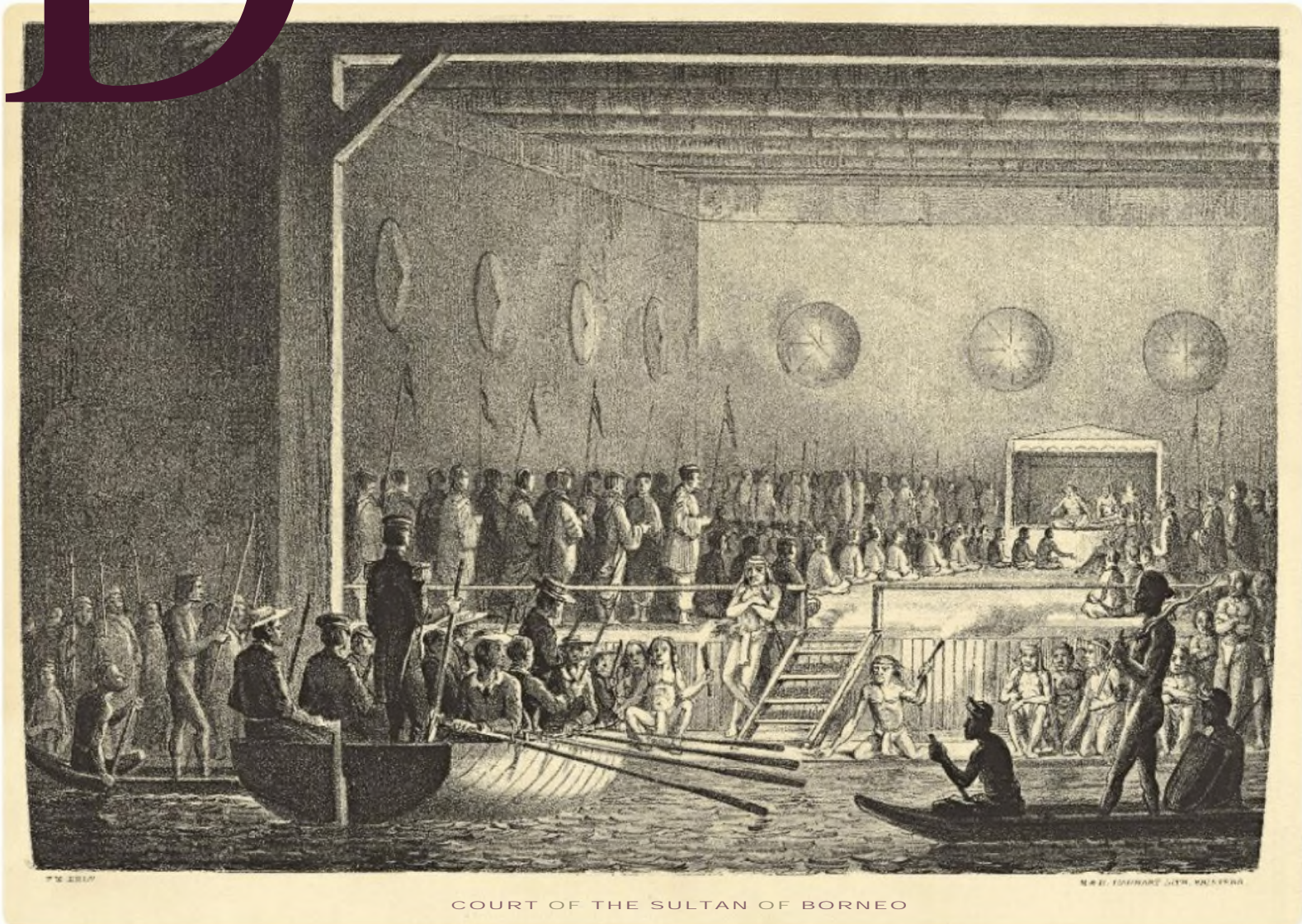
Nach seinem Gebet beginnen die um ihn versammelten Männer und Frauen in der länglichen Hütte aus Urwaldholz zu tanzen. Nackt bis auf die Lendentücher winden sie ihre Leiber in langsamen, schlangenhaften Bewegungen.

Einer nach dem anderen ergreifen sie die Hände des Herrschers, um anschließend mit ihnen die eigenen Gesichter zu berühren: um die

Der Hof des Sultans

von Brunei: Um 1839 wird die Macht des Herrschers von einer Rebellion erschüttert, in die Brooke bald eingreifen wird

D



COURT OF THE SULTAN OF BORNEO

besondere Lebenskraft, die ihm nach ihrer Vorstellung innewohnt, durch die Berührung seiner Haut in ihre Körper zu leiten.

Und noch etwas mehr von seiner Energie schenkt er ihnen gegen Ende der Zeremonie, indem er sie seine Hände und Füße waschen lässt. Voll der vitalen Kraft ist nun auch das dafür verwendete Wasser, mit dem sie nach dem Tanz ihre Häuser und Pflanzungen besprenkeln.

Es sind Angehörige eines Stammes der Dayak, der teils als Kopffäger umherziehenden Ureinwohner von Borneo, die um das Jahr 1845 in einer Region im Norden der südostasiatischen Insel gemeinsam mit ihrem Gebieter jenes traditionelle Ritual vollziehen. An diesem Tag lässt er eine der Dorfgemeinschaften auf den Hügeln an seinem *semangat* teilhaben: an der geheimnisvollen Urkraft, die ein Herrscher wie er besitzt und die alle Menschen brauchen, um auf den immateriellen Teil des Kosmos einzuwirken und glücklich, gesund und erfolgreich zu leben.

Nach den Maßstäben der Dayak ist es ein mächtiger Fürst, der sie mit seinem Gefolge in ihrer Siedlung besucht. Einer, der jene magische Energie nicht etwa besitzt, weil er der Potentat ist - sondern der umgekehrt zum Herrn von Sarawak wurde, weil er ein besonders machtvoller Mensch ist.

Tatsächlich haben sie nie zuvor einem solchen Oberhaupt gehuldigt: einem Mann in Hose und Hemd, der in der feuchten Hitze der Tropen leicht ins Schwitzen gerät. Er ist höher gewachsen als ein durchschnittlicher Dayak, schlank, gut aussehend, hellhäutig - und ein Fremder.

Der Mann heißt James Brooke, ist knapp über 40 und kommt aus Bath in Großbritannien. Er ist ein Abenteurer, der in den Jahren zuvor auf eigene Faust in Borneo eine Art privaten Staat von nahezu der Größe Englands errichtet hat.

Nicht im Auftrag des Empire und nicht auf Befehl der Königin ist er 1839 an der Küste der Insel gelandet, sondern aus eigenem Entschluss; mit einem Segelschiff, das er sich von seinem Erbe gekauft hat. Dabei hätte er mit dem Vermögen, das ihm sein Vater hinterlassen hat, ein sorgloses, sicheres, geregeltes Leben führen können. Alles hätte er werden können, wonach intelligente und wohlhabende Gentlemen gewöhnlich streben - all das Übliche hätte er erreichen können, doch das hätte ihn ungeheuer gelangweilt.

Denn James Brooke will einzigartig sein. Seine Tagebücher und Briefe handeln davon: Ihn düstert es nach dem Wagnis,



Radscha Muda Hassim, Statthalter des Sultans in Sarawak, tritt seine Macht 1841 an Brooke ab, der entscheidend geholfen hat, den Aufstand zu beenden

Brooke trägt eine FANTASIE- UM FORM

der Fremde, der Wildnis - und Geltung. Er sehnt sich nach Reisen in Gebiete, in die sich noch kein Europäer vorgewagt hat, wünscht sich, Gefahren zu meistern, Menschen kennenzulernen, die für Engländer gemeinhin die Unzivilisierten sind.

Vor allem die Idee, solche „Naturwesen“, die von den sozialen und technologischen Errungenschaften westlicher Kulturen nichts wissen, zu erziehen und zu beschützen, scheint ihn angetrieben zu haben: der Gedanke, ihnen unter anderem beizubringen, dass sie sich nicht gegenseitig töten dürfen; der Wille, sie vor Ausbeutung und Verfolgung durch höher entwickelte Völker zu bewahren.

Im Grunde träumt er offenbar wie ein kleiner Junge davon, Herrscher zu sein über ein Land, dessen Bewohner sich ihm zu ihrem eigenen Wohl unterwerfen, ohne dass er sie dazu zwingen musste.

Welche Sehnsüchte es auch sind, die ihn nach Borneo treiben - eines ist sicher: Hier wird er zu einem der Männer, die als Einzelkämpfer in die Geschichte des Empire eingehen. Zu einem jener wagemutigen - und oft gnadenlosen - Abenteurer, die ausziehen, um Reichtum oder Ruhm zu erlangen, und auf der Suche nach ihrem persönlichen Glück maßgeblich zum Aufstieg Großbritanniens beitragen. Die nicht vor Gewalt zurückschrecken und die mit ihren Privatinitiativen dem Kolonialreich auch jenseits seiner offiziellen Grenzen zu politischem und wirtschaftlichem Einfluss verhelfen. Es sind Männer, ohne die es das britische Imperium so nicht gegeben hätte, das eben nicht von Regierungsbeamten in London errichtet wurde.

Am linken Ufer des Ganges kommt James Brooke 1803 zur Welt, in der indischen Stadt Benares, einem für Hindus besonders heiligen Ort. Sein Vater ist dort Richter im Dienst der East India Company. Und so wächst James als fünftes von sechs Kindern in einer Umgebung von besonderer Exotik auf: nahe den zahlreichen, für europäische Augen fremdartigen Tempeln und geheimnisvollen Kultstätten am Fluss sowie den Pilgerscharen, die aus allen Gegenden Indiens zu den Heiligtümern reisen.

Im Unterschied zu den meisten anderen englischen Knaben auf dem Subkontinent muss James sich nicht schon mit sechs Jahren von seiner Familie trennen, um eine Schule in Großbritannien zu besuchen. Seine Eltern finden wohl, dass sich ein verlängerter Aufenthalt in Indien auf

die Gesundheit und die Erziehung eines Kindes nicht so ungünstig auswirken muss, wie es ihre Landsleute annehmen.

Erst als James zwölf wird, schicken sie ihn dann doch auf die weite Reise, damit er die Disziplin einer englischen Schule kennenlerne. Zu seinem Vormund bestellt sein Vater einen alten Freund in Bath; zwei Jahre später wird die gesamte Familie aus Indien nach England zurückkehren.

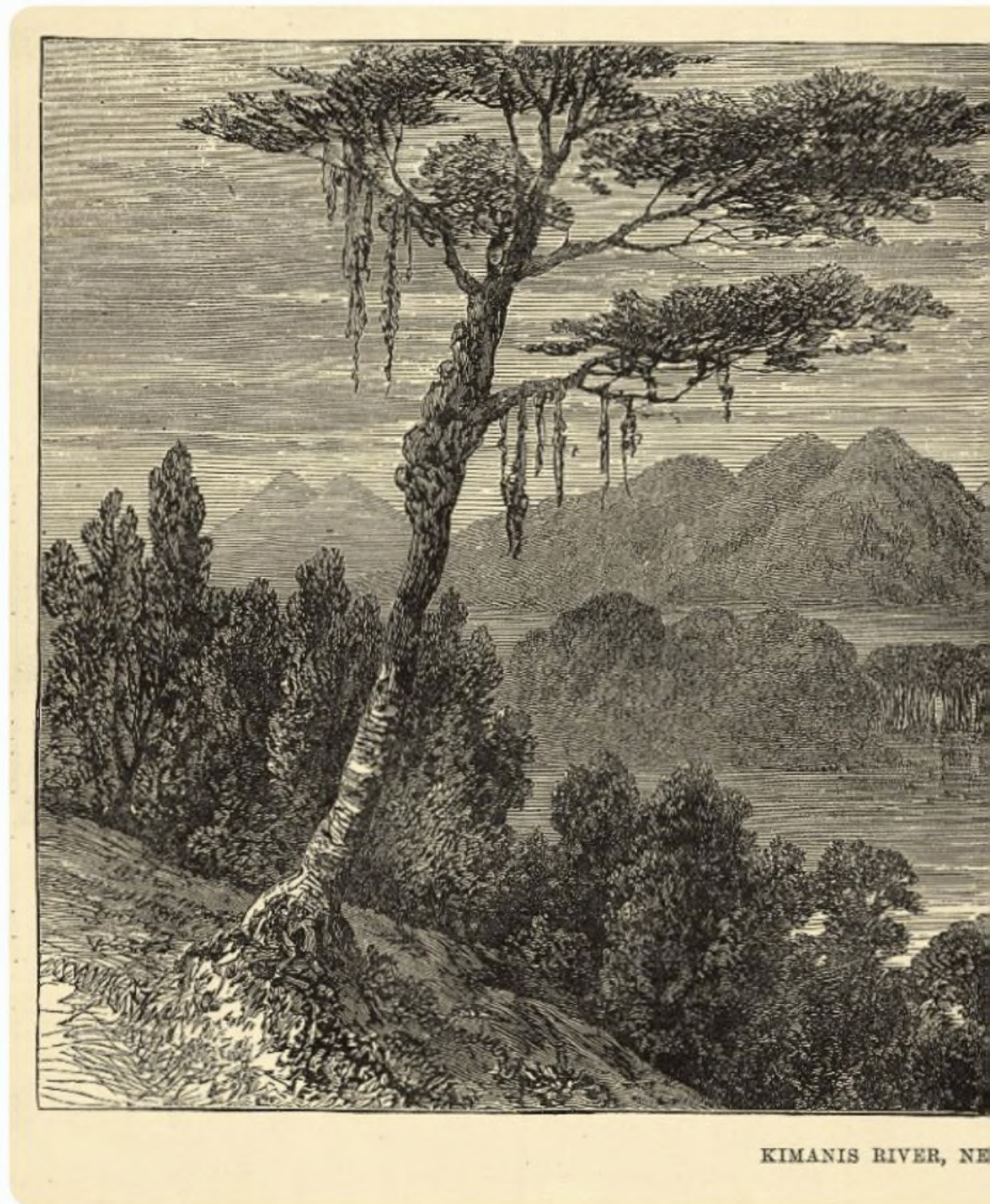
S

Schon bald allerdings macht sich der junge Brooke wieder nach Osten auf: Wie zuvor bereits sein älterer Bruder soll er auf Beschluss der Eltern in die Streitkräfte der Ostindischen Kompanie eintreten, der (de facto staatlichen) Handelsgesellschaft, die im Auftrag der Krone Indien regiert. Ihre Macht stützt sich auf ein mehr als 100000 Mann starkes Heer. Brooke wird mit 16 Jahren Soldat der Bengalischen Armee - und kämpft kurz vor seinem 22. Geburtstag ums Überleben.

Denn bei Gefechten seiner Truppe mit den Birmesen in Assam erleidet er durch eine Kugel eine so schwere Brustverletzung, dass seine Kameraden ihn für tot halten. Einzig seinem Vorgesetzten, der sich auf dem Feld den vermeintlich leblosen Körper Brookes zeigen lässt, verdankt der junge Mann seine Rettung.

Er wird zurück nach Bath gebracht, wo ihn seine Eltern pflegen. Zeitweise scheint es, als würde er für immer ein Invalide bleiben. Schleppend und schmerzhaft verläuft die Heilung jener Wunde, über die später allerhand Spekulationen in Umlauf kommen werden. Denn offenbar ist es für die Angehörigen der viktorianischen Gesellschaft und Brookes frühe Biografen nicht nachvollziehbar, dass ein Mann freiwillig auf eine Ehe verzichtet — es sei denn, er ist zu einer körperlichen Beziehung zu einer Frau nicht in der Lage.

Jedenfalls erklären sich manche Zeitgenossen mit der Kriegsverletzung, dass Brooke niemals heiratet und durch keinerlei Liebeleien von sich reden macht: Die Kugel habe angeblich nicht seine Lunge, sondern seinen Unterleib getroffen und letztlich Impotenz verursacht.



KIMANIS RIVER, NE

Ausgiebig erkundet Brooke die Flusssysteme Borneos, der drittgrößten Insel der Welt: Landschaft nahe Labuan, einem vorgelagerten Eiland im Norden Borneos

Zwar stimmt dieses Gerücht höchstwahrscheinlich nicht; doch viele spätere Anhänger Brookes wollen es glauben, müssen so nicht befürchten, dass ihr maskuliner Held seine sexuelle Lust eher mit Männern als mit Frauen auslebt - im Großbritannien jener Zeit ein Skandal und ein Verbrechen, auf das die Todesstrafe steht.

Knapp fünf Jahre dauert seine Genesung, dann bricht James wieder in Richtung Kalkutta auf- unter anderem deshalb, weil er seinen Posten bei der East India Company nicht verlieren will. Denn nach den Regeln der Gesellschaft darf er auch bei einer Verletzung dem Dienst lediglich eine gewisse Zeit fernbleiben.

Doch das Segelschiff erleidet Schiffbruch; bei einem erneuten Versuch verzögern Stürme und Flauten die Weiterfahrt. Brooke muss erken-



AR LABUAN ISLAND.

nen, dass er nie pünktlich in Kalkutta ankommen wird. Und so trifft er eine jener überraschenden Entscheidungen, die er in seinem Leben immer wieder fallen wird: Bevor ihn sein Arbeitgeber entlassen kann, kündigt er kurzerhand selbst.

Von Madras aus unternimmt Brooke bald darauf eine Rundfahrt, die ihn über Singapur und Malakka bis ins chinesische Kanton führt. Seine Erlebnisse auf der Reise hält er in seinem Tagebuch fest. Vieles, was er sieht, überzeugt ihn davon, dass die einheimischen Völker Schutz vor den Europäern brauchen - denn das Vorbild der Weißen verdirbt in Brookes Augen die Moral der Ureinwohner, die etwa dazu verleitet werden, ihre ursprünglichen Religionen aufzugeben.

Erst 1831 kehrt Brooke (der durch seinen wohlhabenden Vater finanziell abgesichert ist)

nach Bath zurück. Er ist inzwischen 28 Jahre alt und träumt weiterhin von Abenteuern, zu denen er ausbrechen könnte. Wale in Grönland will er jagen, Farmer in Australien werden, den Amazonas hinauffahren. Drei Jahre später erfüllt ihm der Vater seinen größten Wunsch: James bekommt eine Brigg geschenkt, ein Segelschiff mit einer Tragfähigkeit von 300 Tonnen, und dazu eine Ladung gemischter Handelsartikel wie Textilien und Produkte aus Stahl und Eisen - Waren, die er in Fernost vertreiben will.

Doch das Unternehmen schlägt fehl: Heftige Streitigkeiten mit dem Kapitän machen James die Reise zur Qual. Vor allem aber hat er den ostasiatischen Markt falsch eingeschätzt. In Macau, in der Nähe von Hongkong, ist er gezwungen, die Ladung, für die er keine Abnehmer findet, sowie das Schiff billig zu veräußern.

Eine Lehre zieht er aus der ihn demütigenden Erfahrung: Sein nächstes Schiff muss kleiner sein, er wird es selbst kommandieren und ohne Ware fahren. Und nun beginnt er, über eine Expedition nachzudenken, die er in den folgenden Jahren sorgfältig vorbereitet.

Von den 30 000 Pfund (heute knapp 3,5 Millionen Euro), die ihm sein 1835 verstorbener Vater vererbt, erwirbt er einen Schoner, die mit 140 Tonnen Gewicht beladbare „Royalist“, deren Tauglichkeit er auf einer neun Monate andauern-

JAMES BROOKES STAAT



Ab 1841 herrscht Brooke über den Nordwesten Borneos. Seine Nachfolger dehnen die Grenzen seines Reichs weiter aus und regieren dort, bis Japaner sie im Zweiten Weltkrieg vertreiben

Kr tritt auf

wie ein

ABGESANDTER DES EMPIRE

den Probefahrt im Mittelmeer austestet. Und er liest Reiseberichte über Borneo. Zieht beim Britischen Museum und der Admiralität in London Erkundigungen über die Insel ein.

Warum er sich gerade die nördlichen Gebiete Borneos zum Ziel erwählt - Regionen, die bekannt sind als Jagdreviere der dort lebenden Piraten-, lässt sich nicht genau sagen. Gut möglich, dass er darauf spekuliert, von der Regierung finanzielle und politische Unterstützung zu erhalten, sollte es ihm gelingen, das Territorium unter die Vorherrschaft des Empire zu bringen.

Brooke verfasst einen Artikel für eine Zeitschrift, um die Öffentlichkeit und die staatlichen Stellen auf sein Vorhaben aufmerksam zu machen, plädiert dafür, dass sich Großbritannien zur Festigung seiner wirtschaftlichen und politischen Macht stärker für Nordborneo interessieren solle.

Denn die Region sei für die Briten aus wirtschaftsstrategischen Gründen wichtig: Nordborneo liege wie Singapur an einer exponierten Stelle des Malaiischen Archipels, sodass hier ein zentraler Hafen für den britischen Warenverkehr in Südostasien gebaut werden könne.

Über seine eigenen Pläne erklärt er dagegen nur, dass er die Natur des Landstrichs erkunden, seine Pflanzen und Tiere erforschen wolle.

Tatsächlich aber, so scheint es, ist Brookes Ehrgeiz immens: Vor allem treibt ihn wohl sein Wunschtraum, große Taten zu vollbringen und einmal über ein Reich in der Ferne zu herrschen.

Ende 1838 sticht er in See. Er kommandiert eine gut 20-köpfige Mannschaft von Seeleuten, mit denen er teils auf früheren Schiffsreisen Freundschaft geschlossen hat. Nach einer privaten Expedition sieht der Schoner allerdings nicht gerade aus. Die „Royalist“ ist schwer bewaffnet, unter anderem mit einem halben Dutzend Kanonen sowie drehbaren Geschützen.

Außerdem verleiht der Kauf des Schiffes Brooke das Recht, sich in amtlich wirkender Kleidung zu präsentieren: Stolz trägt er eine Uniform, die der eines Offiziers der Royal Navy ähnelt. Offenbar will er so auftreten, als erfülle er einen Auftrag der Regierung und könne auf die politische und militärische Macht des Empire zählen.

Die „Royalist“ durchquert den Atlantik in südlicher Richtung, steuert zunächst Südamerika

Manche Stämme im Norden Borneos trocknen und sammeln die Köpfe ihrer Feinde - ein Brauch, den Brooke verbietet



DYAK MOOS OF DKYLKJ HEADS.

an, nimmt dann Kurs nach Osten, läuft für eine kurze Rast in den Hafen von Kapstadt ein. Von dort aus setzt das Schiff die Reise fort, gelangt in den Indischen Ozean.

Gute fünf Monate nach ihrem Auslaufen in der Heimat legt die „Royalist“ in Singapur an, wo der Kapitän weitere zehn Männer rekrutiert, darunter einen Dolmetscher. Bald darauf geht es ins Südchinesische Meer. Zwei Wochen später lässt Brooke vor Kuching ankern, einer Hüttensiedlung am Fluss Sarawak an der Nordwestküste Borneos.

Eine Reihe von Salutschüssen, die seine Besatzung aus den Kanonen abfeuert, soll die friedlichen Absichten der Briten signalisieren - und zugleich deren Stärke demonstrieren.

Brooke will zeigen, dass er niemanden zu fürchten braucht, aber auch keinen Konflikt sucht: Für die Bewohner Kuchings hat er Geschenke mitgebracht, Seide, Samt und Süßigkeiten für die Erwachsenen, Spielzeug für die Kinder.

Als derart bedeutsames Ereignis wird die Ankunft des britischen Seglers wahrgenommen, dass sogar einer der ranghöchsten einheimischen Fürsten Brooke willkommen heißt: Radscha Muda Hassim, der älteste Onkel des Sultans von Brunei, des Herrschers über fast ganz Nordborneo.

In Anwesenheit eines Dutzends seiner Brüder und einiger örtlicher Machthaber heißt Hassim die Europäer ehrerbietig willkommen. Als Präsent lässt er seinen Gästen in Blätter eingerollten Tabak überreichen. Diener auf Knien servieren den Fremden Tee in dem mit Tüchern verhangenen Empfangssaal der Regierung: einem Holzpavillon, der auf in den schlammigen Boden gerammten Pfählen steht, wie es üblich ist bei Gebäuden auf Borneo.

Borneo. Eine der größten Inseln der Erde, von Mangrovensümpfen umgeben wie von einem Gürtel. Niedrige Hügel erheben sich hinter den flachen Küstenregionen und weiter im Inneren hohe Berge. Urwald bedeckt den Inselboden vollkommen, den mäandrierende Flüsse durchziehen, teils bräunlich trübe Heimstätten von Krokodilen, teils kristallklare Wasserläufe, auf deren Grund sich mit bloßem Auge die Steine erkennen lassen.

Im Nordwesten Borneos liegt die nach dem dortigen Fluss benannte Provinz Sarawak. Die

Bewohner dieser Region siedeln vornehmlich an den Flüssen, den Verkehrswegen des Landes, durch das ansonsten nur enge Dschungelpfade führen.

Neben den Dayak, die in viele verschiedene Stämme zersplittert sind und sich vor allem vom Reisanbau ernähren, leben in dem Gebiet unter anderem die muslimischen Malaien. Sie sind die Führungselite auf Borneo, weil sie lesen und schreiben können und Handel treiben mit jenen Rohstoffen, die die Dayak im Busch abbauen, etwa Rattan, Ebenholz oder Guttapercha, einem kautschukähnlichen Milchsaft einheimischer Bäume.

Um 1839 bereiten die Malaien der Regierung in Brunei große Probleme. Sie haben sich gemeinsam mit einigen Dayak-Stämmen gegen die Herrschaft des Sultans erhoben. Allem Anschein nach hat der Gouverneur von Sarawak den Dayak derart viele Rohstoffe des Dschungels abgepresst, dass für die ortsansässigen Händler kaum noch etwas übrig geblieben ist.

Vor allem geht es um das seltene Antimon, ein kurz zuvor auf der Insel entdecktes Metall, das unter anderem zur Fertigung von Munition dient - eine Ressource, die auch die Regierung von Sambas interessiert, der an Sarawak angrenzenden Provinz. Von dort stammen die Gewehre, mit denen die Aufständischen ausgerüstet sind.

Radscha Muda Hassim soll die rebellische Provinz im Auftrag des Sultans befrieden. Dazu zieht Hassim mit seinem Hofstaat nach Kuching. Womöglich hofft er in der Auseinandersetzung mit den Aufständischen auf die Unterstützung Brookes, den er in seiner Uniform und mit dem kanonenbewehrten Schiff wahrscheinlich für einen Gesandten des Empire hält. Doch da hat er sich getäuscht.

Brooke ist viel zu begeistert darüber, endlich im Land seiner Träume zu sein, um sich ernsthaft mit den Sorgen des Radscha zu befassen. Stattdessen lässt er sich von dessen Untergebenen mit Booten herumfahren, auf dem Meer und auf den Flüssen, erkundet die Wildnis.

Übermütig entledigt sich der Abenteurer dabei auch einmal seiner Schuhe und Strümpfe, läuft barfuß über den tropischen Boden, den er als erster Europäer betritt: Das zumindest glaubt er, und er könnte damit recht haben.

Denn unter den frühen Seefahrern des Abendlandes sind Spanier zwar bereits im 16. Jahrhundert an der Nordküste Borneos gelandet, die sie auch in ihren Berichten beschrieben.



Die Einheimischen, hier ein Krieger vom Stamm der Taman, glauben, dass Brooke über magische Kräfte verfügt



Tätowierungen zieren diesen Mann vom Volk der Dayak. Brooke will die »Naturwesen« zu besseren Menschen erziehen



Die Dayak
wohnen in auf
Pfählen ruhenden
Langhäusern, die
ihnen Schutz vor
Überschwem-
mungen, Feinden
und wilden Tieren
bieten

Ob sie es jedoch riskiert haben, in den dichten Dschungel vorzudringen, ist fraglich.

Zudem ist Sarawak schon im folgenden Jahrhundert nicht mehr auf jenen Landkarten verzeichnet, die europäische Kartographen vom nördlichen Borneo anfertigen; vermutlich hatten die Entdecker aus dem Westen kein weiteres Interesse an der Region. Das änderte sich erst, als um 1810 britische Schiffe Ziele in Südostasien ansteuerten und die Händler des Empire ihre Stützpunkte errichteten.

Da er nicht in den Konflikt der Einheimischen verwickelt werden will, beschließt Brooke, eine Rundreise durch den südostasiatischen Archipel zu unternehmen und Sarawak so lange zu meiden, bis wieder Frieden herrscht.

Großes Bedauern bei Hassim, der den Engländer wohl gern an seiner Seite gewusst hätte: Dessen Schiff mit den Geschützen und der erfahrenen Mannschaft imponiert den Malaien und den Dayak, ist für sie Ausdruck jenes geheimnisvollen Semangat, der begehrten Lebenskraft, die sich vor allem darin zeigt, wie groß das Gefolge eines Mannes ist und wie viele Waffen er besitzt.

Rund elf Monate lang kreuzt Brooke durch die Meere Südasiens. Erst im August 1840 setzt er wieder Anker im Fluss von Kuching, wo noch immer der Hofstaat des Radscha aus Brunei logiert. Denn noch immer hat Hassim die Rebellen nicht unter seine Kontrolle bringen können.

Doch diesmal hört der Brite auf die Bitten seines Gastgebers: Er mischt sich in den Konflikt ein - mit der Chance auf einen einzigartigen Lohn. Denn der Radscha verspricht ihm die Herrschaft über Sarawak, sollte Brooke ihm helfen, den Aufstand niederzuschlagen.

A llerdings verlaufen Kriege auf Borneo anders als in Europa: Nie kommt es zu größeren Gefechten zwischen den -X. etwa 800 Mann Hassims und seinen vielleicht 500 Gegnern. Denn Malaien greifen ihre Feinde selten direkt an, sondern ziehen es vor, sie in langwierigen Belagerungen zu zermürben.

Darauf aber lässt sich Brooke nicht ein: Kurzerhand lässt er die Kanonen von der „Royalist“ an Land transportieren und beschießt mit ihnen eines der hölzernen Forts der Feinde. Damit hat



Im Dschungel

rafft bald

EINE KIRCHE AUE

der Brite die Stärke seiner Waffen deutlich vorgeführt.

Trotz der Überlegenheit seiner Geschütze kann Brooke die Offiziere Hassims nicht zu einer Offensive bewegen. Sie versuchen lieber, den Nachschub der Rebellen zu blockieren. Als ihre Männer dabei jedoch unter feindlichen Beschuss geraten, attackiert Brooke die Angreifer. Die Schüsse der englischen Gewehre dröhnen durch den Dschungel.

Und offenbar beeindruckt das die Aufständischen: Sie ergeben sich den Regierungstruppen, die zudem durch weitere Soldaten verstärkt worden sind. Brooke führt die Kapitulationsverhandlungen mit den Abtrünnigen: eine einmalige Gelegenheit, sich eine Position zu verschaffen, die ihm so leicht niemand streitig machen kann. Er sichert den Rebellen zu, dass ihr Leben, soweit es in seiner Macht stehe, verschont werde.

Doch als es um die versprochene Belohnung für die geleisteten Dienste geht, hält Hassim ihn hin. Der Radscha weigert sich sogar, Brooke zu empfangen. Nun zahlt sich das Entgegenkommen des Briten gegenüber den Rebellen aus: Die bieten ihm ihre Gefolgschaft an, um seine Ansprüche auch mit Gewalt durchzusetzen.

Und tatsächlich marschiert Brooke im September 1841 mit etwa 200 bewaffneten Einhei-

mischen zur Residenz Hassims - dem daraufhin keine andere Wahl bleibt, als Brooke endlich vorzulassen.

Tags darauf erklärt der Fürst ihn öffentlich zum Radscha von Sarawak. Der Brite ist nun der Herrscher der Provinz und eine Art Vasall des Sultans von Brunei, der ihn ein Jahr später in diesem Amt bestätigt. Tatsächlich jedoch wird Brookes Staat im Laufe der Zeit immer unabhängiger werden von dem Monarchen in Brunei, der zunehmend die Kontrolle über die Wirtschaft und Politik Sarawaks verliert.

N

Die meisten Bräuche der Einheimischen werden von Brooke respektiert: So vertreiben in manchen Zeremonien die Frauen der Dayak böse Geister mit Speiseopfern

Nun, da es dem Fremden gelungen ist, zum neuen Gebieter der Provinz aufzusteigen und sich gegen die alteingesessenen Oberhäupter sowie die Familie des Sultans zu behaupten, sind die Menschen in Sarawak endgültig von Brookes besonderen Kräften überzeugt.

Jene Dayak, die in den Hügelsiedlungen des Landesinneren leben, halten ihn sogar für allmächtig. Immer wieder bitten sie ihn, sie in ihren Langhäusern zu besuchen, in denen mehrere Familien in abgetrennten Räumen unter einem Dach wohnen und ihre Zeremonien abhalten. Und Brooke kommt ihren Wünschen nach, feiert mit ihnen Rituale, weil ihre Bewunderung und Treue seine Macht festigen und vergrößern.

Auch glaubt er daran, dass sich ein guter Regent persönlich um seine Untertanen zu kümmern hat und wissen muss, worum sie sich sorgen, welche Bedürfnisse sie haben.

Viele Einheimische dürfen abends zu Audienzen in sein großes Haus kommen, das er sich auf einer Anhöhe in Kuching hat erbauen lassen, der inmitten besonders üppigen Dschungels gelegenen Siedlung, die einst nur aus einer Handvoll Hütten bestanden hatte.

Nun verwandelt sie sich mehr und mehr in einen europäisch wirkenden Ort, mit kleinen, an den schönsten Plätzen errichteten Häusern, die manchen Besucher an die Schweiz erinnern. Im Speisesaal seiner Residenz, einem weiß getünch-



A SKETCH IN HOHN KM.

ten Bau mit hohen Eingangstüren, Fensterläden aus Holz und einer weitläufigen Veranda, lässt der weiße Radscha seine Untertanen Platz nehmen, je nach Rang in seiner Nähe oder auf weiter von ihm entfernten Stühlen, die entlang der Wände des Raums aufgestellt sind. Einige kauern auf dem Boden. Jeder kann sein Anliegen Vorbringen, sobald er an der Reihe ist.

Brooke herrscht wie ein absoluter Gebieter über sein Land: Für Fragen des islamischen Rechts setzt er einen gesonderten Gerichtshof ein; in allen anderen Fällen urteilt er entweder selbst, oder er wählt unter seinen malaiischen und europäischen Gefolgsleuten die Richter aus.

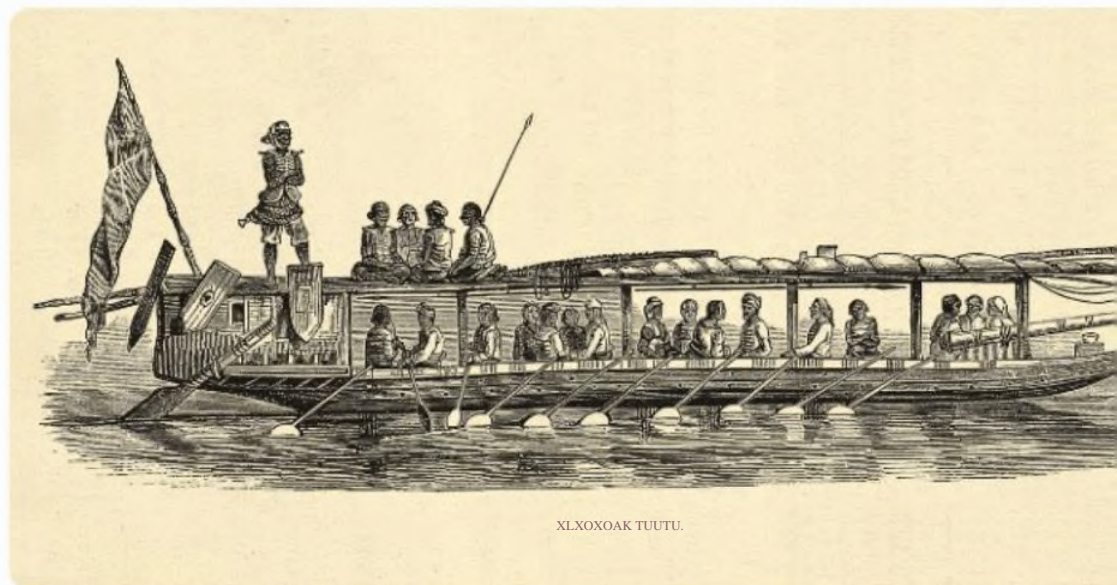
Manchmal wirft sich ein Angeklagter vor ihm auf den Boden, um die Füße des Radscha zu küssen. Der stellt nicht selten nach wenigen Fragen fest, dass ein Beschuldigter mit dem Tod zu bestrafen sei; in der Regel werden solche Urteile sofort in einem nahe gelegenen Fort vollstreckt.

Und die Handelsgeschäfte in seinem Reich regelt Brooke so, dass die Malaien, die ihm zur Herrschaft verholfen haben, die gewinnbringendsten Ressourcen des Dschungels vermarkten dürfen. Für sich selbst allerdings behält er das Monopol auf den Export des Antimons, das er in Singapur verkauft. Da er aber nur geringe Steuern erhebt, muss er zur Finanzierung seines Staates immer wieder auf sein Privatvermögen zurückgreifen, das er bei schlechten Reisernten auch zur Versorgung der Dayak aufwendet.

S

Sosehr der Mann aus England bestrebt ist, am Alltag der Einheimischen teilzunehmen, deren Sitten und Werte zu respektieren, so wichtig bleiben ihm westliche Gewohnheiten und Normen.

Er veranstaltet Teestunden mit englischem Gebäck, lädt zu Abendessen, bei denen seine Diener zum Dessert Pudding reichen. Die britischen Gäste, unter anderem ein Geisdicher, der sich als Missionar auf Borneo niedergelassen hat, und dessen Frau, tragen allerdings leichte Kleidung,



Vor Nordborneo
sind Piraten, die
Brookes Herrschaft
herausfordern,
in wendigen
Kampfbooten
unterwegs

nicht die förmliche Garderobe, zu der sie ein solcher Anlass in England verpflichten würde.

Nach dem Dinner wird bisweilen getanzt; dann führt Brooke die Missionarsgattin, die erste weiße Frau in Sarawak, über das Parkett. Ein Spektakel für die mit Geschmeiden aus Messing festlich geschmückten Dayak, die am Ende des Abends aus vollem Halse ein Lied singen, das die europäischen Bewohner erdacht haben: eine Art Nationalhymne von Brookes Fürstentum. Die Engländer klatschen zum Gesang den Rhythmus.

Und natürlich braucht das Land des weißen Radscha auch eine Flagge: ein halb rotes, halb violettes Kreuz auf gelbem Grund, das dem Familienwappen der Brookes ähnelt. Sie ist in das bunte Fensterglas der neu errichteten Kirche eingearbeitet, eines Baus mit einem Dach aus Palmwedeln und Bananenblättern.

Zudem unterhält der Brite eine hervorragend ausgestattete Bibliothek: Er sammelt historische Arbeiten, Dichtung, Reiseberichte und theologische Literatur. Mit Besuchern aus England diskutiert er wissenschaftliche, religiöse und philosophische Themen. Findet auch großen Gefallen daran, mit seinen Gästen Schach zu spielen.

Als seine wichtigste zivilisatorische Mission sieht es Brooke an, einen blutigen Brauch der Ureinwohner Borneos zu unterbinden: die Kopffagd.

Besonders jene kämpferischen Dayak, die ihre Hütten in den Küstengebieten und in Nähe der Flussufer errichtet haben, ziehen immer wieder auf Raubzüge gegen umliegende Siedlungen oder Nachbarstämme. Manchmal finden sich dazu mehrere Tausend Krieger zusammen. Gefangenen Feinden schneiden die Jäger die

Die Europäer
metzeln
TAUSENDE
MEDER

Köpfe ab. Anschließend entfernen sie mit einem Stück Bambusrohr, das wie ein Löffel zurechtgeschnitten ist, die Hirnmasse aus den Schädeln. Zum Schluss werden die Köpfe mit Haut und Haaren über einem kleinen Feuer getrocknet.

Wie Trophäen stellen die Männer die erbeuteten Häupter in den Langhäusern ihres Stammes aus - die Exponate gelten den Dayak als Zeichen von Stärke. Je mehr ein Krieger vorweisen kann, desto höher ist sein Rang in der Gemeinschaft. Die Frauen spornen zu diesen Taten an. Denn ein Mann ohne eine Sammlung seiht erbeuteter Menschenköpfe ist schlicht nicht heiratsfähig.

Brooke hat die Kopfjagd in Sarawak per Gesetz verboten — duldet aber, dass die ihm folgenden Männer wieder mit dem traditionellen Töten

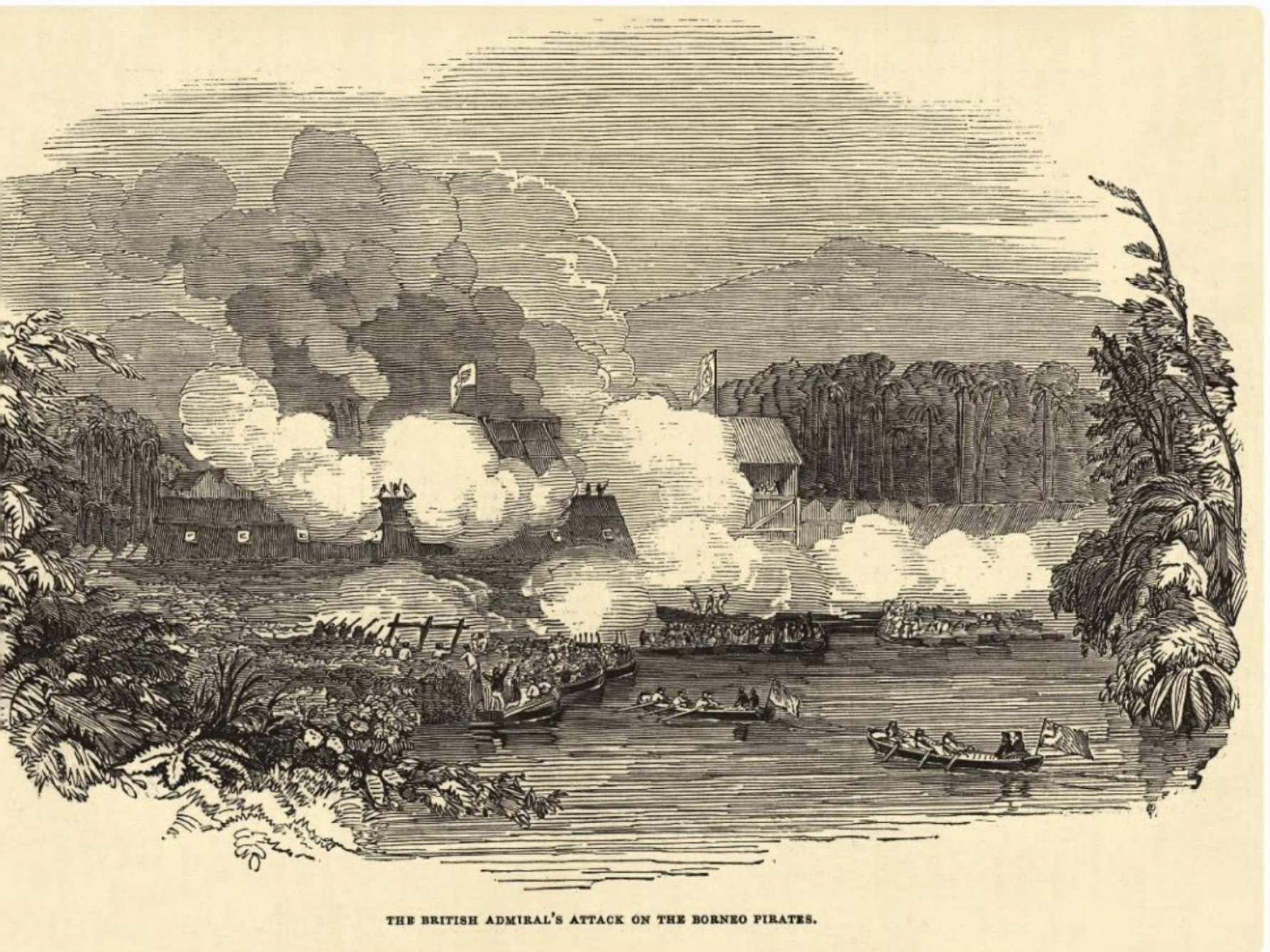
Weil die Piraten die britischen Handelsrouten gefährden, schickt London Marine-soldaten: Gemeinsam mit Brookes Kriegern jagen sie die Piraten und zerstören ihre Siedlungen

beginnen, als sie mit ihm gegen jene Stämme ziehen, die sich ihm nicht unterworfen haben, sondern immer wieder in seine Territorien einfallen, seine Untertanen morden oder verschleppen.

Unterstützung erhält er in diesen Auseinandersetzungen auch vom Empire. Denn manche der aufständischen Stämme bedrohen die britischen Handelsrouten: Sie sind Piraten.

Blitzschnell können sie angreifen, mit Kampfbooten, die bis zu 50 Ruderer fassen. Besonders kleinere Frachter fallen ihnen leicht zum Opfer. Ihre Ladungen werden geraubt; Mitglieder der Besatzung enden oft als Geisel oder in der Sklaverei.

Daher investiert die britische Regierung hohe Summen, um die Piraten Nordborneos zu-



THE BRITISH ADMIRAL'S ATTACK ON THE BORNEO PIRATES.

rückzudrängen; sie entsendet die Marine in das Gebiet und bewilligt den Offizieren großzügige Prämien für die Verfolgung oder Tötung der Seeräuber.

Einer dieser Kapitäne der Royal Navy hält sich gerade in Singapur auf, als Brooke dorthin reist und um Beistand gegen die für ihn gefährlichen Stämme bittet. Die beiden Männer freunden sich an und schließen schon bald ihre Truppen zu gemeinsamen Feldzügen zusammen.

Sie jagen ihre Gegner zu Wasser, greifen deren Siedlungen an, lassen brennen, plündern und metzeln, bis alle Boote und Hütten zerstört sind, alle Ernten vernichtet oder weggeschafft, alle Tiere getötet oder fortgetrieben. Am Ende liegen auf den ineinander verkeilten Kampfbooten in den Flüssen Leichen ohne Köpfe und Köpfe ohne Körper. Mehrere Tausend Piraten kommen während dieser Strafexpeditionen um.



Offizieller Auftrag der britischen Kapitäne ist allerdings ausschließlich die Piratenbekämpfung. Brookes Probleme dagegen interessieren das Empire nicht: Es will sich nicht in die Angelegenheiten Nordborneos einmischen.

Bereits nach seiner Erhebung zum Radscha hat Brooke London vergebens um den Schutz seines Territoriums oder wenigstens um dessen Bestätigung als eigenständiger Staat gebeten.

Um sein Anliegen persönlich vorzutragen, reist er in den Jahren 1847 und 1851 in die Heimat, wo der Abenteurer wie ein Held willkommen geheißen wird. Die Queen empfängt ihn zu einem feierlichen Dinner in Schloss Windsor, die Universität Oxford ernennt ihn zum Ehrendoktor, er erhält die Ehrenbürgerschaft von London sowie einen Adelstitel: Fortan darf er sich Sir James nennen. Zudem bestimmt die Regierung ihn zum britischen Generalkonsul für Borneo und zum Gouverneur von Labuan, einer früheren Pirateninsel vor der Nordwestküste Borneos.

Aber seine Herrschaft über das riesige Gebiet von Sarawak soll nach dem Willen des Ka-



James Brooke.
um 1860. Ein paar
Jahre zuvor ist
er von der Krone
geadelt worden -
und wurde
Generalkonsul
von Borneo

binetts offenbar seine Privatangelegenheit bleiben. Jedenfalls erhält Brooke nicht die gewünschte Anerkennung der Krone und keinerlei Zusicherung von Schutz für sein Land.

Dabei scheinen mehrere britische Außenminister seine Anfragen durchaus positiv zu sehen, loben ihn für den Dienst, den er der Zivilisation leiste, und bieten ihm weitere Unterstützung in seinem Kampf gegen die Piraten an.

Aber die Kabinette wechseln; bald sind Brookes Befürworter in der Opposition - und seine Gegner an der Macht.

Denn nicht alle Briten sehen in Brooke einen Helden. Zeitungsreporter behaupten, er sei ein wahnsinniger und blutrünstiger Despot, der die Navy benutzt habe, um harmlose Urwaldstämme abzuschlachten und deren Boden zu rauben.

Über Brookes Taten in Sarawak diskutiert bald sogar das Parlament, das sich schließlich für eine gerichtliche Untersuchung ausspricht: Die wird unter anderem zu ermitteln haben, ob die von Brooke verfolgten, enteigneten und getöteten Dayak wirklich Piraten waren oder nicht (am Ende wird eine 1854 in Singapur zusammengetretene Untersuchungskommission keinen der Vorwürfe gegen den weißen Radscha belegen).

Wahrscheinlich ist Brooke aber tatsächlich befallen vom Größenwahn - und zudem hin und her gerissen zwischen den zwei Rollen, die er sich geschaffen hat: Abwechselnd will er mal der souveräne Herrscher eines Reiches in den Tropen sein, mal ein gehorsamer Untertan der britischen Königin, der ihr Reich um eine Kolonie erweitert.

So bemüht er sich stets, den Menschen in Sarawak wie ein offizieller Repräsentant des Empire zu erscheinen, der jederzeit auf die Unterstützung der Royal Navy zählen kann. Und so lässt er seine Agenten und Freunde in der Heimat von Anfang an Gespräche mit Regierungsvertretern in London führen, um die Möglichkeiten für eine Einbeziehung Sarawaks in das Empire auszuloten.

Dennoch versteht er sich als der Fürst, den sich die Bewohner Sarawaks zu ihrem Oberhaupt erkoren haben. Und dessen gutes Recht es ist, ständig seine persönliche Macht auszubauen.

Um 1865 posiert er, nun ein Mann in den Sechzigern, für ein Foto. In tiefen Höhlen sitzen seine Augen, kahl ist seine Stirn, die Brauen wie vor Sorge leicht zusammengezogen. Seine grauen, gewellten Haare trägt er ordentlich frisiert. Und kerzen-



Nach Brookes Tod
1868 übernehmen
Verwandte die Herr-
schaft über Sarawak:
das Anwesen des
Dynastiegründers in
der Provinzhaupt-
stadt Kuching

gerade hält er sich in seinem eleganten Gehrock, während er einen seiner Füße in den glänzenden Schuhen ähnlich wie ein Balletttänzer hinter dem anderen aufstellt.

Nicht mehr so kraftvoll und abenteuerlustig wie in seiner Jugend, aber lässig, beinahe kokett wirkt James Brooke auf dieser Aufnahme.

Und schließlich, 1888, in einer Zeit der verschärften Konkurrenz zwischen den europäischen Kolonialmächten, erklärt die britische Regierung Sarawak doch noch zu einem Protektorat des Empire und errichtet formal jene Schutzherrschaft, um die sich Brooke bereits vier Jahrzehnte zuvor vergebens bemüht hat.

Faktisch bleibt allerdings noch ein halbes Jahrhundert lang die von dem weißen Radscha eingerichtete Verwaltung maßgeblich für das Land im Nordwesten Borneos.

Zwei Generationen von Brookes Familie herrschen nach James über Sarawak: sein von ihm als Erbe eingesetzter Neffe Charles und dessen Sohn Charles Vyner.

Im Zweiten Weltkrieg besetzen japanische Truppen die Insel und vertreiben Vyner, den dritten Radscha des Hauses Brooke, aus Borneo. Doch 1946 kehrt Charles zurück - allerdings nur, um die Herrschaft offiziell an Großbritannien zu übergeben. Das Reich der Brookes bleibt eine Kolonie des Empire, bis Sarawak 1963 zum Bundesstaat des souveränen Staates Malaysia wird.

Da ist James Brooke schon lange tot. 1863 hat er Borneo für immer verlassen. An der Südküste Englands bewohnte er noch mehrere Jahre lang ein kleines Cottage. Nach all der Zeit der Abenteuer suchte er nichts als Ruhe.

Seine Gesundheit war angegriffen; immer wieder hatte er in den Tropen mit Malaria zu kämpfen gehabt. Und sein Zustand verschlechterte sich, er erlitt mehrere Schlaganfälle. 1868 starb der weiße Radscha von Sarawak.

Nach seinem Tod erzählten sich die Menschen in Borneo, das Semangat des ungewöhnlichen Herrschers sei zu ihnen zurückgekehrt.

Es wohne nun auf dem Gipfel eines Berges bei Kuching und beschütze das Land. ^

Dr. Marita Liebermann, Jg. 1973, ist Autorin und Dozentin an der Universität Eichstätt-Ingolstadt.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: John H. Walker „Power and Prowess. The Origins of Brooke Kingship in Sarawak“. Allen & Unwin; ausführliche Studie über die Entstehung und die Grundlagen von Brookes Privatreich auf Borneo. Brookes Taten wurden zudem in mehreren Romanen verarbeitet - darunter in Rudyard Kiplings 1888 erschienener Novelle „Der Mann, der König sein wollte“. Ripperger & Kremers, über einen britischen Abenteurer, der im heutigen Afghanistan ein Königreich errichtet.

KÜSTE DER VERDAMMTEN

Seit 1788 nutzt London Australien als Sträflingskolonie. Zudem sollen die Kriminellen den Kontinent für die Krone erschließen. Doch als 1849 erneut ein Gefangenentransport Sydney erreicht, kommt es zum Protest:

Die Pioniere wollen, dass aus dem Kontinent nun ein ehrbarer Teil des Empire wird Von marion hombach

Vor sechs Tagen ist die „Hashemy“ in Sydney eingelaufen. Ein Hauptmann hat die 212 männlichen Passagiere gemustert, sie zu ihrer Überfahrt befragt, ihre Quartiere inspiziert. Dann hat er das Schiff freigegeben. Und so dürfen an diesem 14. Juni 1849 endlich jene Männer an Bord des Seglers gehen, die schon seit Wochen auf seine Ankunft gewartet haben: Schafzüchter und Gutsbesitzer. Sie suchen Knechte und billige Arbeitskräfte.

Auf dem Achterdeck machen sie den Ankömmlingen ihre Angebote: Kost und Logis frei, dazu zwölf bis 16 Pfund Verdienst im Jahr, das ist etwa halb so viel wie bei freien Landarbeitern in England. Einige Handwerker bekommen sogar 28 Pfund. Unter den Passagieren stehen auch einige Minderjährige.

Sie alle sind in Großbritannien als Kriminelle verurteilt worden. Manche haben Silberlöffel gestohlen, andere seidene Taschentücher, wieder andere Wollstoff oder Hüte. Doch im Grunde waren die meisten ihrer Vergehen gering. So wie das des 16-jährigen Bäckerlehrlings William Henry Groom, den ein Gericht zu sieben Jahren Haft wegen des Diebstahls von Brot verurteilt hat.

Die „Hashemy“ ist ein Sträflingstransport. Kurz nach der Ankunft der Bark demonstrieren Tausende Bürger Sydneys dafür, dass es der letzte ist. In der Stadt, die 61 Jahre zuvor als Gefangenensiedlung gegründet wurde, sind Verurteilte nicht länger willkommen.

New South Wales, die älteste der zu dieser Zeit vier britischen Kolonien in Australien, wandelt sich von einem Straflager zu einem Ziel ehrlicher und ehrgeiziger Siedler. Auf dem Kontinent geborene Kinder weißer Einwohner be-

teiligen sich an dem Protest gegen die Neuankömmlinge. Und keiner kann sich vorstellen, dass ausgerechnet William Henry Groom, der Dieb, hier eine politische Karriere machen wird.

Früh schon hat das Empire Strafgefangene nach Übersee verschifft, um so seine wenigen Gefängnisse zu entlasten, die dramatisch überfüllt sind. Oft sind es Kinder oder junge Erwachsene, die in den schnell wachsenden Städten Englands keine Arbeit finden, aus Hunger stehlen und betrügen und dafür zu jahrelanger Haft oder gar zum Tode verurteilt werden. Weil London sie für unverbesserlich hält, Todgeweihte aber immer öfter begnadigt, sind im 17. und 18. Jahrhundert Tausende Gauner, Schuldner,

Prostituierte und klauende Waisenjungen nach Nordamerika geschickt worden.

Doch nach der Unabhängigkeitserklärung der USA 1776 musste die Krone viele Gefangene auf Schiffen unterbringen, die in der Themse und in südeingli- schen Häfen ankerten. Da erinnert man sich in der Obrigkeit an einen Küstenstreifen, der sich für eine Gefangenensiedlung eignet: New Holland, eine noch unerforschte Landmasse, 1770 an ihrer Ostküste von dem Entdecker James Cook für die Krone in Besitz genommen.

1787 schickt Großbritannien elf Schiffe mit über 700 Sträflingen auf die Reise zum Fünften Kontinent. Insgesamt werden in den folgenden 80 Jahren mehr als 800 britische Schiffe etwa 160 000 Gefangene auf die südliche Halbkugel bringen. Wer die Reise übersteht, soll das Land unter Militäraufsicht urbar machen und erhält nach Ablauf seiner Strafzeit die Freiheit sowie ein Stück Boden.

Viele der ersten Siedler sterben schon bald. Sie gehen bei Fluchtversuchen in den Busch zugrunde, erliegen Krankheiten, enden wegen Diebstahls oder Meuterei am Galgen. Und manche verhungern schlicht.

Der erste Gouverneur von New South Wales - der neu gegründeten Kolonie an der Ostküste des in weiten Teilen noch unbekannten Kontinents - erkennt bald, dass er vor allem Bauern braucht. Auf sein Drängen hin wirbt man in England daher schon ab 1792 erste Freiwillige an, verspricht ihnen Land und für sie arbeitende Sträflinge.

Doch anfangs interessieren sich nur wenige Auswanderer für das Angebot - bis 1800 nehmen es nur 20 an. Daher zählt die Kolonialregierung manchen britischen Bürgern nun die Schiffspassage

Mehr als 800 britische Gefangenenschiffe laufen Australien an, etwa 160 000 Menschen werden verbannt





Sträflinge, die wie hier in Käfigen transportiert werden, und ihre Nachkommen bauen über mehrere Jahrzehnte das moderne Australien mit auf

und hilft, Farmen oder Geschäfte zu gründen. Vor allem im überbevölkerten London wirbt sie um Emigranten - auch um Frauen, damit die überwiegend männlichen ehemaligen Sträflinge in ihrer neuen Heimat Familien gründen können.

Und nun kommen nach und nach auch immer mehr Einwanderer nach Australien, wie der Kontinent seit 1824 offiziell heißt - benannt nach *terra australis incognita* (lat., unbekanntes Südländ). Bald entdecken die neuen Siedler im Hinterland Weiden für Schafe und erzielen mit der Wolle innerhalb kurzer Zeit enorme Profite.

Die abgelegene Gefängnisinsel wird wohlhabend - und in Sydney, der Hauptstadt der sich immer weiter ins Landesinnere ausdehnenden ersten Kolonie New South Wales, beginnt der dortige Gouverneur, bei Bauprojekten die Architektur des Britischen Empire zu kopieren: Wohnhäuser im georgianischen Stil werden errichtet, eine Bank, Straßen, Brücken und ein Leuchtturm.

Sydney wächst von 2000 Einwohnern im Jahr 1800 auf 50 000 ein halbes Jahrhundert später. Und als weitere größere Städte an den australischen Küsten entstehen, gründen die Briten fünf zusätzliche eigenständige Kolonien.

Um 1850 leben auf dem Kontinent bereits mehr als 400 000 aus Europa stammende Menschen, alle in den britischen Besitzungen.

Es entsteht eine neue Gesellschaft: Am wenigsten gelten die Ureinwohner, die Aborigines. Sie haben kaum Rechte, werden oft straflos gejagt und getötet. Über ihnen stehen die Sträflinge aus Europa, darüber diejenigen, die ihre Strafe abgeleistet haben. Die Oberschicht bilden die Vertreter der Regierung und die Soldaten Ihrer Majestät sowie die freiwillig Eingewanderten.

Auch auf ihren Druck hin beschließt die britische Regierung 1840, fortan keine Delinquenten mehr nach New South Wales zu verschicken. Denn zwar profitieren manche Siedler wirtschaftlich von den Gefangenen, viele Kolonisten aber wollen endlich den Makel des Kriminellen loswerden. So werden weitere Verurteilte auf die noch abgelegene Insel Tasmanien geschickt.

Acht Jahre später aber ist sie überfüllt — und Großbritannien rüstet doch wieder Sträflingsschiffe zur Fahrt nach Sydney aus, darunter die „Hashemy“.

Es ist einer der letzten Gefangenentransporte: Nach der Demonstration im Hafen von Sydney gegen seine Landung werden nur noch drei Schiffe mit Verurteilten die Stadt anlaufen, das letzte wenige Monate später.

William Henry Groom, der 16-jährige Junge von der „Hashemy“, steigt nach seiner Ankunft schnell auf: Er wird

schon nach vier Monaten bedingt begnadigt und zahlt von seinen ersten Gehältern die Kosten seiner Passage zurück.

Offenbar kann der Junge gut mit Zahlen umgehen und arbeitet bald unter anderem als Buchhalter. Schließlich geht er in die Stadt Toowoomba, heiratet in eine etablierte Familie ein und wird binnen weniger Jahre Besitzer eines Hotels und später Miteigentümer einer der örtlichen Zeitungen.

Zudem gelingt ihm eine ungewöhnliche politische Karriere: 1861 wird William Groom Bürgermeister von Toowoomba, 1862 Abgeordneter im ersten Parlament von Queensland, der neu gegründeten, sechsten und damit letzten britischen Kolonie in Australien.

Er debattiert über Gesetze und kontrolliert die Regierungen der Kolonie. Er kämpft für Landverteilung und für Schutzzölle beim Import. Sein größtes Ziel, den Ministerposten für Landfragen, erreicht er allerdings nicht, vermutlich wegen seiner kriminellen Vergangenheit.

Im Jahr 1870 zieht Großbritannien seine Truppen aus dem Kontinent ab, sodass fortan Freiwilligenverbände Australien beschützen, ehe 1901 eine eigene Armee gegründet wird. Von 1890 an diskutieren die sechs Kolonien die Gründung eines gemeinsamen Staates, und im Mai 1901 tritt das neue Parlament von Australien erstmals zusammen - mit Groom als einem der ersten Abgeordneten. Wenige Monate später stirbt er an einer Lungenentzündung.

So wie er sich zu seinen Lebzeiten gewandelt hat, so hat sich auch Australien radikal verändert. Die Kolonie hat ihre verrufenen Anfänge hinter sich gelassen und ist zum „Dominion“ aufgestiegen — einem selbstbewussten, autonomen und von freien weißen Siedlern beherrschten Teil des Britischen Empire.

Schon bald wird der Kontinent sich als zuverlässiger Verbündeter erweisen: Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbricht, werden die Nachfahren jener Sträflinge, die Großbritannien einst an das andere Ende der Erde verbannte, für das Mutterland in die Schlacht ziehen. 9

Dr. Marion Hombach, Jg. 1975, ist Autorin in Berlin.

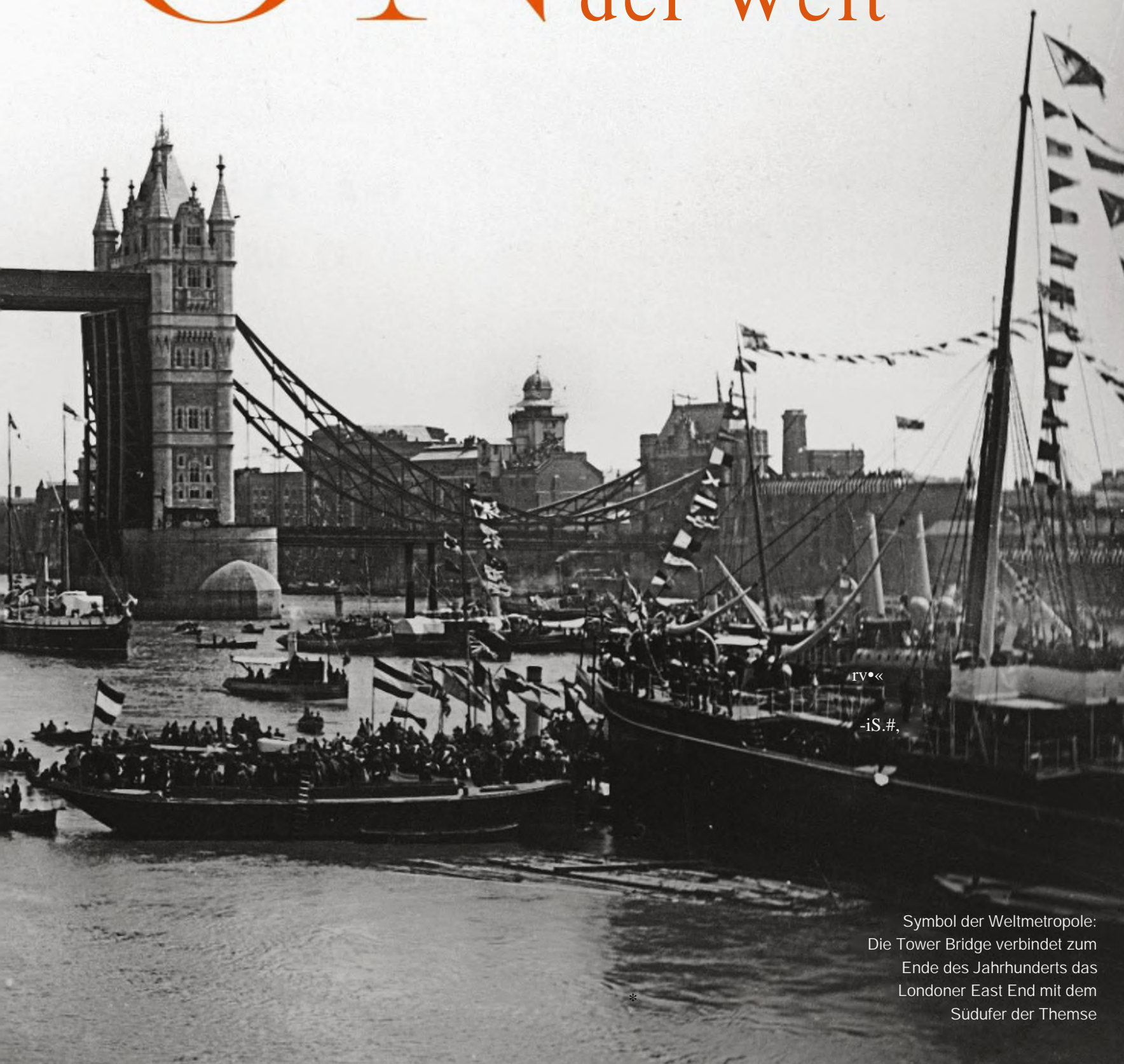
LOND



Hier schlägt das Herz des Empire: London ist zur Mitte des 19. Jahrhunderts
die größte Stadt der Erde, zudem der wichtigste Hafen und bedeutendste
Industriestandort, das Zentrum der internationalen Waren- und Geldströme.
Im Frühjahr 1851 wird an der Themse die erste Weltausstellung eröffnet - eine
Leistungsschau des britischen Imperiums

Von Mathias Mesenhöller

ON Zentrum der Welt



ry•«

-iS.#,

Symbol der Weltmetropole:
Die Tower Bridge verbindet zum
Ende des Jahrhunderts das
Londoner East End mit dem
Südufer der Themse

*



Wie so oft fällt ein dünner Regen. Dennoch strömen rund 500 000 Menschen an diesem 1. Mai 1851 in den Londoner Hyde Park, zu Fuß, zu Pferd, auf leichten Einspannern oder in Mietdroschken. Erwartungsvoll. Gegen Mittag rollt eine Kolonne von neun Staatskutschen heran. In einem der Wagen sitzt eine kleine Frau.

Da bricht die Sonne durch die Wolken und lässt die Juwelen im Haar, an Hals und Fingern der Frau funkelnd aufstrahlen. Hell schimmert ihr Hofkleid aus weißem und rosafarbenem Satin; triumphal gleißt in ihrem Dekolleté der Koh-i-Noor, der größte Diamant der Welt. Königin Viktoria von England, die Herrscherin über Britannien und dessen Weltreich, gibt sich die Ehre.

Der Glanz all ihrer Edelsteine aber wird übertroffen von dem menschenumlagerten Wunderwerk, auf das die Karosse der Monarchin nun zusteuert und dessen Eröffnung durch ihren Besuch geadelt wird. Einem Bau, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.

Er ist 560 Meter lang, in Teilen 33 Meter hoch und scheinbar fast ganz aus Glas, getragen von einer filigranen

Eisenstruktur. Eine spiegelnde Kathedrale der technischen Zivilisation.

Errichtet in nur wenigen Monaten, dient der „Kristallpalast“ - wie eine Londoner Zeitschrift das Meisterstück aus Licht und Leichtigkeit getauft hat - einem einzigen Zweck: Für ein knappes halbes Jahr wird hier die „Great Exhibition of the Works of Industry of All Nations“ gezeigt, die erste Weltausstellung.



Viktoria. Königin seit 1837. herrscht 63 Jahre lang über das Empire. Doch die wirkliche Macht im Reich haben andere

Anschließend sollen die rund 300 000 Glasplatten und vorgefertigten Rahmen des Baus wieder demontiert werden.

Die „Great Exhibition“ ist eine Schau neuer Maschinen und Erfindungen, von Konsumgütern, Rohstoffen und Kunstgegenständen aller Kontinente, kurz: eine Feier des friedlichen Austausches und Fortschritts. Sowie des britischen Imperiums, das den globalen Handel antreibt wie keine zweite Macht. Und Englands, dieser „Werkstatt der Welt“.

Hell funkelt (gleich dem Koh-i-Noor im Kleid der Königin) der Kristallpalast am Saum der Kapitale: der größten, reichsten, fiebrigsten Stadt des Planeten - die eben am Anfang ihrer glanzvollsten Ära steht. Einer nasskalten, in Freiheit und Gier verliebten, grandiosen und elenden, erbarmungslosen und erbärmlichen Metropole. Strotzend vor Pracht und Vergnügen, Perversion, Macht.

„The Imperial City“: London.

2,3 Millionen Menschen leben um 1850 in dieser Metropole. Darunter einige der vermögendsten Aristokraten und Kaufleute Europas sowie Angestellte und Arbeiter fast jeder Profession, ein Heer männlicher und weiblicher Dienstboten, halb verhungerte Tagelöhner, Bettler. Doch gleichgültig, ob Mittelschicht oder Proletarier, Millionär oder Vagabund, einer Erfahrung kann sich kein Londoner entziehen: Die Stadt stinkt.

Sie stinkt aus 200000 überlaufenden Sickergruben, aus verfallenen, verstopften Abwasserkanälen und Gullys. Sie stinkt von der Themse her, die vor Exkrementen und Abfall dunkel schimmert, durch deren verpesteten Uferschlamm Massen roter Würmer kriechen. Sie stinkt nach den Ausscheidungen der Zugpferde und Schlachttiere, die jedes Jahr Zehntausende Tonnen Kot und Urin auf den Straßen zurücklassen.

Auf innerstädtischen Mülldepots und um Metzgereien und Märkte verrotten welkes Gemüse, Fleischabschnitte, Fischreste. Zwischen Schmutzwasserlachen und Kehrichthaufen liegen verendete Ratten, Katzen und Hunde, von den überfüllten Friedhöfen geht menschlicher Verwesungsgeruch aus.

Die ätzenden Ausdünstungen zahlloser Gerbereien, Leim- und Kürschnerbetriebe, Färberwerkstätten mischen sich



Am 1. Mai 1851 eröffnen Königin Viktoria und ihr Ehemann Albert die erste Weltausstellung - in einer säkularen Kathedrale: dem Kristallpalast, einem 560 Meter langen, 33 Meter hohen Bau aus Eisen und Glas. Großbritannien präsentiert hier - neben anderen Staaten - den Besuchern aus zahlreichen Ländern seine neuesten Industrieprodukte sowie die Pracht und Exotik seiner Kolonien



Arm und Reich sind in London zumeist streng geschieden. Dieser Gentleman trifft Angehörige der Unterschicht wohl nur als Dienstboten oder Schuhputzer

In der Fleet Street (im Hintergrund die Kuppel der St Paul's Cathedral) sitzen wichtige Zeitungsredaktionen, aus allen Winkeln der Welt laufen hier Nachrichten ein. Und begierig liest sie das Londoner Publikum. Denn auch eine Krise in China kann das Geschäft der internationalen Handelsfirmen beeinflussen



mit dem beißenden Rauch der Brikett-
heizungen und Küchenfeuer, dem tee-
rigen Anhauch von Kohlengas, das aus
undichten Leitungen dringt.

Und es stinken auch die Menschen, ihre faulen Zähne und schwitzenden, eng gegeneinander drängenden Leiber, selten gewaschen, oft krank, alkoholisiert; es stinkt ihre über Tage, Wochen nicht gewechselte Wäsche, das fettig verfilzte Haar. Stechend scharf, süßlich-schwer, bitter: London stinkt so vielfältig und durchdringend, wie die Menschheit nur stinken kann.

Es ist der Dunst der Freiheit. Denn all dieser Dreck und das Gedränge, die wild wuchernden Betriebe und Märkte

gehen zurück auf einen festen Glauben an das Recht jedes Einzelnen, zu tun, was ihm beliebt. Gehen zurück auf ein tiefes Misstrauen gegenüber dem Staat und seinen „tyrannischen“ Bürokraten.

Auch deshalb hat London keine zentrale Verwaltung, sondern wird von rund 300 teils seit dem Mittelalter bestehenden Körperschaften geführt, in denen die steuerzahlenden Gewerbe- und Hausbesitzer den Ton angeben - Pfennigfuchser, die bei öffentlichen Ausgaben nur Kosten und höhere Abgaben sehen. Die lieber das verseuchte Themsewasser trinken, als die Kanalisation zu sanieren oder die privaten Wasserversorger zu regulieren. Zumal etliche einflussreiche Männer von den Unternehmen bestochen oder direkt an ihnen beteiligt sind.

Im Namen der Freiheit verteidigen sie einerseits uralte Privilegien, andererseits eine Marktgesellschaft, in der jeder für sich selbst verantwortlich ist, sich so gut bereichert, wie es ihm gelingt, aufsteigt oder untergeht.

Und kaum irgendwo tobt dieser rücksichtslose Wettbewerb um Reichtum und Überleben so sichtbar wie in der innersten Herzkammer des Empire, der ersten Quelle von Londons Reichtum. Im Hafen.

Auf dem stinkenden Fluss drängen sich Wasserfahrzeuge aller Art: Lastkähne mit langen, dünnen Rudern und



kleine Boote, die Flöße aus Bauholz ziehen; tief liegende Schaluppen mit Heu oder Steinen; von ihrer Fracht geschwärzte Kohletransporter. Hunderte schneller Passagier-Raddampfer pendeln in die Vororte und die Seebäder.

Zweimastige Briggs tragen Talg, Hanf und Getreide aus dem Baltikum und Russland heran. Imposante Dreimaster bringen Güter von allen Kontinenten. Rasante Segler, die „Clipper“, starten von hier ab 1852 zu mörderischen Rennen um die halbe Welt, um als Erste den erntefrischen Tee aus China auf den Londoner Markt zu bringen.

Bei Hochwasser (die Themse steigt und fällt mit den Gezeiten) ziehen

Dampfschlepper die mächtigen Segler im Minutentakt flussaufwärts, nahezu ununterbrochen transportieren Leichter die Ladung ankernder Schiffe an das von Lagerhäusern gesäumte Ufer.

Ebenso stetig aber schmälern Diebe, die sich an den oft ungeschützt auf den Kais lagernden Waren vergreifen, den Profit der Kaufleute. Daher bevorzugen viele Reeder eine der fünf Dockanlagen, die von der Themse abzweigen: riesige künstliche Becken mit eigenen Kais und Speichern.

Hier fällt zwar eine besondere Gebühr an, doch dafür schützen mehrere Meter hohe Mauern und Wachleute die kostbaren Waren - allein einer der Weinkeller des London Dock umfasst rund 28300 Quadratmeter.

Die Docks werden von privaten Kapitalgesellschaften betrieben, die in harter Konkurrenz zueinander stehen. Noch brutaler indes ist der Wettbewerb unter den Menschen, die für sie arbeiten. Morgen für Morgen drängen sich Tausende vor den Toren, Männer in zerschissenen Überziehern, schmutzigen Hemden und dreckstarrenden Jacken.

Sie rempeln und schieben einander weg, schreien ihre Namen, winken, schneiden Grimassen, um von einem Vorarbeiter bemerkt zu werden, der die Mannschaft für den Tag oder ein paar Stunden anheuert. Die Kräftigsten und Bewährten werden zuerst genommen, die Unterernährten und Alten nur, wenn



Erster königlicher Schirmherr der traditionsreichen Henley Regatta ist Prinz Albert, der deutschstämmige Gemahl Königin Viktorias. Das stets im Sommer ausgetragene Ruderrennen auf der Themse ist ein wichtiger gesellschaftlicher Termin für Londons bessere Kreise, die von Booten oder den Ufern aus Zusehen

besonders viel zu tun ist. Wie viele Glückliche jeweils Arbeit und Lohn bekommen, hängt von der Jahreszeit und der Konjunktur ab, vom Wind auf See.

Wer es geschafft hat, schiebt für ein paar Pennys in der Stunde schwere Karren, hievt und schleppt und wuchtet Ballen und Tonnen mit den Reichtümern der Welt: afrikanischen Guano und norwegisches Gletschereis, Gewürze aus Java, Rohzucker aus der Karibik, Kaffee und Kakao, Seide, Tabak, Baumwolle, Edelmetalle. Alles Waren und Güter, die großen Gewinn versprechen — an dem jedoch die ums blanke Überleben schuftenden Schauerleute kaum einen Anteil haben. Und oft nicht einmal ihre Arbeitgeber, die Dockbetreiber.

Denn trotz der miserablen Löhne drückt die Konkurrenz unter den Besit-

zern der Docks deren Renditen. Und eine gigantische Baustelle themseabwärts kündigt weitere Einbußen an: Hier entsteht das erste Dock einer neuen Ara, eigens ausgelegt für große und schwere Dampfschiffe, bestückt mit hydraulischen Kränen, vor allem aber mit Schienensträngen, die es an das rasant wachsende Eisenbahnnetz anschließen.

Benannt nach der Königin, wird das Victoria Dock 1855 eröffnet und Londons Vorrangstellung unter den europäischen Häfen festigen — zulasten der älteren Anlagen. Bald darauf fertigt das Victoria Dock annähernd so viel Tonnage ab wie alle anderen Dockanlagen des nördlichen Themseufers zusammen.

Die umliegenden, längst eingemeindeten Seefahrerndörfer wie Wapping, Limehouse, Ratcliffe oder Rotherhithe werden immer noch beherrscht von Bootsbauern und Matrosenausrüstern, Seilmachern, Bäckereien für Schiffszwieback; es riecht nach Teer und Rum. Spezialgeschäfte kaufen den Ankömmlingen

ihre zahmen Papageien und Affen ab, haben zuweilen sogar Kobras, ein Kamel oder einen Tiger im Angebot.

Nirgendwo mischen sich Besatzungen so wie hier: Chinesen, Inder, Malaien, Afrikaner schlafen auf den Pritschen schäbiger Herbergen. Nur wenige bleiben länger — erst später wird das Imperium auch die ansässige Bevölkerung Londons prägen. Eher schon lockt Englands Freiheit politische Flüchtlinge und Exilanten aus ganz Europa, darunter einen deutschen Aufrührer namens Karl Marx.

Bereits um 1850 macht der unablässige Güterstrom London zum Stapelplatz der Welt. Und zu ihrem führenden Einkaufszentrum.

Bis weit nach Einbruch der Dunkelheit erstrahlen die Straßen mit den teuren Shops im Licht der Gaslampen; an einzelnen Fassaden reichen die Leuchten vom Parterre bis unter das Dach, andernorts bilden sie gleißende

Ornamente in der Form von Blättern und Ranken.

Weil die Flammen heftig blaken, bringen einige Händler die Lampen außen an. Spiegel reflektieren das Licht durch weite Schaufenster aus Flachglas ins Innere, ohne dass dort die Luft noch stickiger würde.

Die großartigsten Auslagen finden sich auf der vielleicht feinsten Straße Europas, der Regent Street, und bieten Juwelen, verlockende Delikatessen, italienische Statuen, Samt- und Seidenstoffe dar, ausgestopfte Paradiesvögel, Kolibris und Papageien.

Derweil nehmen die unter einem Dach vereinten Verkaufsstände des „Pantheon“ in der Oxford Street oder des exklusiven „Pantehcon“ in Belgrave Square bereits die großen Warenhäuser vorweg, die bald entstehen werden. Fast jedes Geschäft liefert frei Haus, die Luxusbou-

tiquen ohnehin, aber ebenso der Wein- händler die Flaschen für den geselligen Abend, der Pub die gemieteten Gläser dazu, der Fischhändler die Muscheln.

Um Kunden anzulocken, ziehen Ausrufer und Handzettelverteiler durch die Straßen, Plakatträger zu Fuß oder auf dem Pferd, klebt Reklame an Mauern, Brücken, Baugerüsten, Omnibussen oder ist einfach mit Kreide oder Tünche auf die Wände gemalt.

Ein Quacksalber preist auf einem Karren in Form einer Moschee seine „phänomenale arabische Medizin“ gegen Hunde- und Reptilienbisse an. Ein anderer Motivwagen wirbt mit hölzernen Pyramiden für ein Ägypten-Panorama. Das Wirtshaus „Elephant and Castle“ präsentiert das Modell eines Elefanten, Krämer stellen Bilder von Tee trinkenden Beduinen in die Auslage.

Londons kleine und große Kaufleute verdienen Geld mit praktisch allem, was man auf der Welt zu kaufen ist. Doch die größten Profite wirft das komplizierteste und abstrakteste Geschäft von allen ab: das Geschäft mit dem Geld selbst.

Denn anders als viele Industrieunternehmen, die sich vornehmlich über Eigenkapital und Anteilsscheine finanzieren, ist der Überseehandel fast vollständig kreditfinanziert. Zudem überlässt die wirtschaftsliberal orientierte Regierung viele Aufgaben, für die in anderen Ländern der Staat zuständig ist, privaten Kapitalgesellschaften, etwa die Wasserversorgung, den Bau der Verkehrsinfrastruktur — sowie den Erwerb und die Verwaltung von Kolonien.

Auf diese Weise ist die mächtigste Finanzindustrie der Welt entstanden. Ihr Hauptquartier hat sie im historischen Kern Londons, in der City um die Lombard Street - der Name stammt von den lombardischen Geldhändlern, die hier bereits im 13. Jahrhundert ansässig waren und Englands Könige mit Krediten versorgten. Nun residieren in der City namhafte Bankhäuser wie Rothschild, Barings, Barclays oder Kleinwort sowie die für jeden Geschäftsmann unverzicht-

Auf dem Gelände des Hurlingham Club (im Westlondoner Stadtteil Fulham), auf dem sonst Polospiele ausgetragen werden, versammeln sich elegant gekleidete Damen und Herren - Zuschauer und Teilnehmer einer dort startenden Ballonwettfahrt



baren Schiffs-, Lebens- und Feuerversicherer, vor allem aber zwei prächtige, von klassizistischen Säulen geschmückte Gebäude: die Bank of England und die Londoner Aktienbörse.

Die Bank of England ist eine privat geführte Nationalbank, die das britische Papiergeld herausgibt - mit der Auflage, für jede Note den Umtausch in eine genau fixierte Menge Gold zu garantieren. Dieser einzigartige „Goldstandard“ macht das Pfund zu einer besonders harten Währung und weckt das Vertrauen von Sparern und Investoren.

Die Börse wiederum bietet ihnen Gelegenheit, sich an Unternehmungen aller Art zu beteiligen, ist offener für spekulative Geschäfte als ihre Konkurrenten in New York und Amsterdam.

Gemeinsam ziehen die Institutionen der Londoner City Kapital aus ganz Großbritannien an - sowie zunehmend auch aus dem Ausland — und vermehren es noch, indem sie es be- und verleihen, mit Zahlungsverprechen Handel treiben. Und so wird nicht das Pfund selbst zu der wichtigsten Währung des Welthandels, sondern der in London garantierte Wechselschein.

Kaum reguliert, extrem erfinderisch und unabhängig von politischen Bedenken, sondern allein dem jeweils besten Ertrag verpflichtet, verwandeln die mächtigen Bankhäuser der City die Ersparnisse schottischer Bauern oder südenglischer Ladenbesitzer in Fernhandelsdarlehen, in Überbrückungskredite für Teeplantagen in Indien oder in die Finanzierung eines Bergwerks in Lateinamerika, einer kanadischen Eisenbahn.

Morgen für Morgen strömt das Personal, das diese Geschäfte abwickelt, gegen 9.00 Uhr in die City: Angestellte jeden Alters und Äußerer, die doch uniform wirken in ihren schwarzen Anzugjacken, weißen Kragen und Zylinderhüten. Häufiger als früher finden sich nun auch junge, ehrgeizige Neuankömmlinge unter ihnen, die mehr wollen als eine respektable Position in der unteren Mit-

telschicht — nämlich einen Teil von jenem rasant zirkulierenden Reichtum, den sie verwalten. Sie träumen davon, Opernabende und Pferderennen zu besuchen, ein schönes Haus zu kaufen, gesellschaftlich aufzusteigen. Also spekulieren sie selbst, geben sich einer fieberhaften Goldgräberstimmung hin.

Manche werden bei diesen Geschäften extrem reich, andere enden als Bettler. Oder sie halten das nervenzerrende Spiel mit dem Risiko nicht aus: In der City sind Selbstmorde so verbreitet wie sonst nur unter den hoffnungslosesten der städtischen Armen.



Arbeiter beim Verladen von Waren auf dem Markt von Billingsgate. Vor allem Fisch wird hier in einer großen Halle nahe dem Fluss gehandelt

In dieser allgemeinen Gier breiten sich Betrug und Unterschleif aus, mit ihnen Skandale und Gerichtsprozesse. Die Direktoren etwa der Royal British Bank treten zwar als strenge Freikirchler auf und eröffnen jede Sitzung mit einem Gebet - fälschen aber ihre Bücher, unterschlagen Einlagen, führen ein rauschendes Luxusleben, bis sie 1856 überführt und verhaftet werden.

Ein paar Jahre früher macht im vornehmen West End ein geheimnisvoller Dandy von sich reden, der einen exquisiten Geschmack für edle Stoffe und beste Weine zeigt, großzügig in zwei Theater investiert, rauschende Feste gibt.

Allerdings nur nachts. Denn tagsüber arbeitet Walter Watts als Versiche-

rungsangestellter. Und veruntreut mindestens 70 000 Pfund, das 350-Fache seines Jahresgehalts. Als er auffliegt und verurteilt wird, erhängt er sich in der Gefängniszelle an seiner Krawatte.

Das West End, in dem Watts, geschützt durch die Freiheit und Anonymität der Metropole, seine glamouröse Zweitexistenz führte, ist neben der City die bevorzugte Wohnlage der sagenhaft reichen Oberschicht. Manche Angehörige dieser Elite haben ihr Geld in den Kolonien verdient, andere im Handel und in den Finanzgeschäften, die von London aus gesteuert werden.

Die reichsten Männer des Königreichs indes sind immer noch die aristokratischen Erben riesiger Ländereien: vor allem, wenn ihr Besitz um das alte London herum liegt und sie mit dem rasanten Wachstum der Kapitale gewaltige Einkünfte aus Bauprojekten, Pachten und Mieten erzielen.

Sie unterhalten prächtige Stadthäuser voller Marmor, Silber und Buntglas, in deren Ballsälen die imperiale Elite während der jährlichen „Saison“ von März bis August glänzende Feste gibt, Geist, Geld und große Namen versammelt, exklusive Ehen und politische Bündnisse schmiedet.

Andere bewohnen die stuckverzierten Mietspaläste, deren cremefarbene Reihen die Straßen und Plätze von Belgravia südlich des Hyde Park säumen - das am stärksten geldgesättigte Viertel des Planeten, wie ein Zeitgenosse bemerkt. Tore und Schranken schirmen die Privilegierten von Verkehrslärm und ungebetenem Besuch ab.

Doch vor einem kann auch sie nichts bewahren: vor Londons in alle Winkel vordringendem Gestank sowie dem gelben Nebel aus Smog, erzeugt von zahllosen Kohlefeuern, der Blätter, Fassaden, Silbergeschirr mit einem rußigen Schmutzfilm überzieht. Selbst die Abwasserleitungen und Keller des nahen Buckingham-Palastes riechen bestialisch.

Allenfalls Tyburnia, die Hochburg der Neureichen im Norden des Hyde



Westminster Bridge mit dem Uhrenturm von Big Ben und dem Westminster-Palast im Hintergrund. Dort tagt das Parlament; dessen Abgeordnete und die ihnen verantwortlichen Minister sind seit der Revolution von 1688 die wahren Herren der Politik im Königreich und im Empire

Park und einem Zeitgenossen zufolge der „gesündeste Teil Londons“, mag reinere Luft haben. Die Snobs der altenglischen Elite freilich kann das nicht locken, solange hier die Nachbarn zwar fließendes Warm- und Kaltwasser genießen, Kunstschätze anhäufen - aber ihren Unterklassenakzent nicht loswerden. So hat sich in Tyburnia „die indische Welt“ versammelt: suspekter Aufsteiger, die jenseits des Ozeans ihr Glück gemacht haben. Da lieber der Dunst der königlichen Kloake.

Als Königin Viktoria am Mittag des 1. Mai 1851 den Kristallpalast betritt, ertönen Trompeten, brandet der Jubel von mehr als 25000 privilegierten Gästen auf, die Sitze und Galerien füllen.

Der Eindruck des Baus übertrifft den ihrer stattlichsten Paläste. Sein lichtdurchflutetes Querschiff überspannt eine

Gruppe mächtiger, belaubter Ulmen, die bereits vorher hier standen und in den Innenraum einbezogen wurden. Wasser plätschert einen gut acht Meter hohen Springbrunnen aus Glas hinab; weitere Brunnen sind zu erkennen, Palmen und bunte, duftende Blumen, Reihen von übermannshohen Marmorstatuen, leuchtende Schmuckteppiche.

Nachdem Viktoria und ihr Mann, Prinz Albert, zwischen Hofdamen und Staatsmännern ein Podest bestiegen haben, spielt eine gewaltige Orgel von 4500 Pfeifen die Nationalhymne; die vielen Tausend Anwesenden fallen ein.

Albert verliert den Bericht der königlichen Kommission, die mithilfe privater Spenden und einer Kapitalmarktanleihe die Ausstellung organisiert hat und deren Vorsitzender er ist. Viktoria dankt ihm.

Unter großem Beifall schreitet das königliche Paar das Hauptschiff des Kristallpalastes hinab und zurück. Dann

lässt Viktoria die „Great Exhibition“ für eröffnet erklären.

17062 Aussteller haben mehr als 100 000 Exponate geschickt, die nun auf 80000 Quadratmeter Schaufläche zu besichtigen sind. Sie sind eingeteilt in vier Klassen: Rohstoffe, Maschinen, Konsumgüter und Kunstgegenstände. Sämtliche Gegenden Europas sind vertreten, auch die USA und Lateinamerika, kein Kontinent fehlt. Ein Panorama der Güter, Ideen, des Reichtums der Welt.

Zugleich demonstrieren die Gastgeber ihren Anspruch, den Marsch dieser Welt in eine Zukunft des Fortschritts von Technik und Zivilisation, des friedlichen Wettbewerbs und des freien Austauschs von Gütern anzuführen: Mehr als die Hälfte der Exponate sowie die innovativsten Maschinen, die größte Rohstoffpalette, die raffiniertesten Instrumente stammen aus Viktorias Reich.



Die Bibliothek des British Museum im Stadtteil Bloomsbury sammelt das Wissen des Empire. Nahezu alles, was im Vereinigten Königreich gedruckt wird, sowie die meisten Veröffentlichungen aus den Kolonien und darüber hinaus Abschriften sämtlicher Patente finden sich in den Registern des riesigen runden Lesesaals

Im Zentrum des Kristallpalastes präsentiert Großbritannien denn auch seinen stolzesten Besitz: das Empire.

Spektakulär ist der „Indische Hof“ - entsprechend der überragenden Bedeutung, die dem Subkontinent für das Weltreich zukommt. Von der East India Company ausgerichtet, führt der Indische Hof die Kolonie als unerschöpfliche Schatzkammer vor, zeigt etwa den mit Gold, Perlen und Edelsteinen bestickten Umhang eines Sikh-Führers, einen Thron aus geschnitztem Elfenbein sowie einen ausgestopften Elefanten, der die mannshohe, von einem Baldachin überwölbte Reitsänfte eines Radscha trägt.

Der Stand präsentiert aber auch Rohstoffe wie Erze, Tee, Kaffee, Gewürze, Reis und Öle. Ähnlich stellt Neuseeland Kohle, Kupfer, Gummi, rohe und verarbeitete Edelhölzer aus; Australien

belegt mit Wein, Seide und Merinowolle, dass es auf dem Weg von einer Strafkolonie zur prosperierenden Siedlergemeinschaft ist. Und ein Botaniker zeigt 700 Holzarten jeder Herkunft, bietet ihre genaue Beschreibung sowie Anregungen für ihre Nutzung.

Denn mehr noch als an spektakulären Kunstgegenständen ist den Köpfen hinter der Weltausstellung daran gelegen, unbekannte Rohstoffe oder neue Bezugsquellen bekannt zu machen, bei Erfindern und Fabrikanten Interesse zu wecken. Auf diese Weise sollen alle Beteiligten profitieren.

Und doch können die Organisatoren sich dem Zauber der von London beherrschten Welt nur schwer entziehen, bieten auch afrikanische Fetische dar, eine Indianerhütte aus Trinidad, das Modell eines befestigten Maori-Dorfes,

merkwürdig anmutende Insekten, Kanibalen-Messer, Wachsmodelle karibischer Blumen, ein Kanu, Muschelketten, Pfeil und Bogen eines Zulu-Kriegers.

Viele Besucher kommen so erstmals mit der exotischen Mannigfaltigkeit des Imperiums in Berührung und fühlen sich wie in ein Märchenreich versetzt. Sie beginnen ein Gefühl für die Bedeutung und Macht ihrer Insel zu entwickeln. Karten führen den Briten vor Augen, was alles zum Imperium gehört — seit 1841 wird in englischen Atlanten der britische Besitz in stolzem Rot eingefärbt.

Am zweiten und dritten Tag kostet der Eintritt ein volles Pfund Sterling und bleibt damit jener Elite vorbehalten, die das König- und Weltreich dominiert. Vom vierten Tag an werden die Tickets auf fünf Shilling verbilligt, nach drei Wochen auf einen Shilling - ein Zwanzigs-

tel. (Ein Dockarbeiter verdient an einem guten Tag zweieinhalb Shilling.)

Bald strömen die Menschen in großer Zahl herbei, Einwohner, Provinzler, mehrere Zehntausend Ausländer. Nie zuvor hat London solche Besuchermassen angezogen. Die Hotels und Herbergen sind überfüllt; mancher Tourist findet erst 30 Kilometer jenseits der Stadtgrenzen ein Quartier.

Der Reiseveranstalter Thomas Cook bietet Exkursionen in Sonderzügen an, Schulkinder werden im Klassenverband entsandt, manche Betriebe schicken ihre Belegschaft, auch Adelige ermöglichen ganzen Gemeinden die Fahrt.

„Scheffelweise“ lagern die Pfandleiher silberne Uhren von denjenigen ein, die sich anders die Reise nicht leisten können.

In großen und kleinen Gruppen picknicken Besucher auf der Wiese um den Kristallpalast oder drinnen inmitten der Ausstellungsstücke; vier große Büfeträume bieten Snacks, Tee, Kaffee, Mineralwasser und Limonade (aber keinen Alkohol). Einen Penny kostet der Zugang zu einer faszinierenden neuen Erfindung: öffentlichen Klos mit Wasserspülung.

Die „Great Exhibition“ überwältigt ihr Publikum mit all diesen prachtvollen oder einfach nur unterhaltsamen Neuheiten. Doch auch die Stadt selbst ist ein tausendfaches Wunder.

Da sind die himmelhohe Kuppel von St Pauls Cathedral, die acht Themsebrücken und der Tunnel, der es erlaubt, den Fluss zwischen Wapping und Rotherhithe zu unterqueren. Die Regierungsbauten in Whitehall und das fast vollendete neugotische Parlament, dessen Prunk und Größe einem Stadtführer zufolge „der ersten unter den Städten der Welt“ gebührend entsprechen soll.

Auch die erhabenen, nach antiken Mustern gestalteten Fassaden der Bür-

germeister-Residenz sowie des Hauptpostamtes, der London University, der Warenbörsen und Theater bekräftigen Londons Ruhm, das neue Rom zu sein.

Viele Ausländer sind beeindruckt von den guten Straßen, oft gepflastert mit gepresstem Split oder Granit, an einigen Stellen mit lärmschluckendem Holz - so vor dem Strafgerichtshof von Old Bailey, dessen Verhandlungen nicht gestört werden sollen. Zuweilen trennen bereits Poller einen Bereich ab, der Fußgängern Schutz vor dem Strom der Fahrzeuge bietet.

Überall finden sich Zeugnisse der britischen See- und Kolonialmacht, dar-



Operation in einem Vorlesungssaal des Londoner Universitätskrankenhauses, einem der weltweit führenden medizinischen Forschungsinstitute

unter die mehr als 50 Meter hochragende Triumphsäule des legendären Admirals und Franzosenbesiegers Horatio Nelson auf dem Trafalgar Square.

Oder der massige Bau der Admiralität. Dort schreiten blasierte Offiziere, die scheinbar nichts rühren kann in betreten, marineblauen Uniformjacken einher.

Oder das auftrumpfende Haus der East India Company, das unter anderem Hindu-Gottheiten aus Gold und Silber präsentiert sowie eine mechanische Orgel im Inneren eines lebensgroßen, geschnitzten Tigers, der einen Europäer zerreißt - Kriegsbeute aus einem südindischen Sultanat.

Zu Londons Attraktionen gehören auch eine chinesische Dschunke samt Besatzung und asiatischen Kuriositäten am Pier an der Essex Street, Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett sowie der zoologische Garten im Regent's Park mit dem ersten Reptilienhaus der Welt.

Und die Pubs an fast jeder Ecke: Ein Beobachter schätzt, dass die Zahl der Kneipen in London höher ist als die der Läden aller Bäcker, Metzger, Fisch- und Gemüsehändler zusammen. In manchen Hinterzimmern kann man auf Boxkämpfe wetten oder mitfiebern, wenn abgerichtete Hunde in blutigen Duellen gegen Dutzende gewaltiger Ratten gehetzt werden.

Theater und Music Halls bieten oft große Sänger auf, locken jedoch meist mit Klamauk und Akrobaten, tanzenden Pferden, schlüpfrigen Sketchen, reichlich Gin und anheizenden Melodien. Johlend lässt das Publikum sich gehen, darunter Parlamentarier und die edelsten Lords des Reiches.

Selbst die Königin [^] genießt aus einer diskreten Loge den Radau. Auch sie ist Londonerin - und ihre Gier nach Entertainment größer als der Ständesdünkel.

Für manche Besucher ist schon das Straßenleben zu viel. Verwirrt treiben sie durch dieses

tosende Zentrum der Welt. Zwischen Passanten, hastenden Lieferanten, Pferdeomnibussen, Esels- und Schubkarren.

Der Lärm ist überwältigend: Räder poltern über das Pflaster, Vieh blökt, Zeitungsjungen schreien Nachrichten aus aller Welt. Von Schienenviadukten und Bahnhöfen dringt das Stampfen und Pfeifen der Dampflokomotiven.

Milchfrauen balancieren ihr mit Eimern behängtes Schulterjoch, Höker auf dem Kopf gestapelte Körbe voller Früchte, Gemüse, Wasserkresse, andere halten Blumen oder Teekessel feil, Ananasscheiben, Zwiebelbünde, lebendes

^
g
5
S
c

Geflügel, zahme Drosseln, Nachtigallen und Lerchen sowie Schnecken als deren Futter - oder als Spezialität für das französische Hotel am Leicester Square.

Überall Enge, Taschendiebe, Trickbetrüger. Imbissbuden verströmen den Dunst von Erbsensuppe, Ersatzkaffee, Bratfisch, Pasteten. In dicht besetzten Cafés wird warme Milch mit Gin ausgeschenkt. Bands von bis zu zwei Dutzend Straßenmusikanten treten auf, manche in Begleitung einer Tänzerin.

Dazwischen stehen Drehorgelspieler und Balladensängerinnen, machen Akrobaten mit Trommeln auf sich aufmerksam. Sind Marionettentheater zu bestaunen, Guckkästen, Tanzbären, uniformierte Affen, dressierte Mäuse. Versehrte Matrosen der Navy, die für ein Almosen Shantys singen.

Und oft braucht es nur die Biegung in eine Seitenstraße, den Durchgang zu einem Hinterhof, um in der reichsten Stadt der Erde bittere Armut zu erleben.

Denn so groß der Prunk des unterworfenen Indiens auch sein mag, so gewaltig die Reichtümer sind, die an Londons Hafen anlanden, und wie selbstgewiss die modernste Nation von allen ihre Überlegenheit auch feiert - nur einen kurzen Spaziergang vom Kristallpalast entfernt treten die Zurückgelassenen der imperialen Globalisierung ins Bild.

Fast im gesamten Stadtgebiet finden sich Elendsquartiere mit krummen Gassen, über denen sich die Giebel jahrhundertealter Häuser fast berühren. Deren Fensterrahmen, Türen, selbst Holztreppe sind oft längst verheizt oder verkauft, die Bewohner drängen sich in der ausgeweideten Steinhülle, schlafen eng an eng auf dem Boden.

Andere hausen in hölzernen, auf Pfähle gestützten Behelfsanbauten direkt über stinkenden Gräben oder in Hütten und Baracken, die in den Hinterhöfen herabgekommener Reihenhaussiedlungen jeden Quadratmeter füllen. Zuweilen sind die Zugänge zu schmal, um einen Sarg hindurchzubugieren.

Es gibt keine Wasseranschlüsse, keine Müllabfuhr, oft nicht einmal ein Plumpsklo; der Unrat sammelt sich auf wachsenden Haufen, in schleimig schillernden Gräben und Gruben, oder in den Kellern. Wer selbst hier nicht unterkommt, schläft auf der Straße, auf öffentlichen Bänken oder in den wenigen Parks der Metropole, obwohl das verboten ist. Wie viele Menschen so vegetieren, wird von keiner Statistik erfasst.

Besucher erschauern angesichts der Krüppel und Einäugigen, deren Gesichter von Pockennarben entstellt, deren erfrorene Füße voller Geschwüre sind.

Sie wenden sich ab von den abgemagerten Kindern in Fetzen und ohne Schuhe, die Wangen bedeckt mit krustigem Dreck, geschüttelt von Keuchhusten. Nicht wenige werden als Diebe aufgegriffen - und Sechsjährige weggesperrt,

selbst wenn sie nur ein paar Pennys gestohlen haben. Gerade schulreif, wird von ihnen erwartet, dass sie Geld verdienen, als Laufburschen, als Hökermädchen. Oder eben durch Diebstahl.

Denn ihre Eltern hoffen vor den Docks vergebens auf ein paar Stunden Arbeit, da sie vielleicht krank sind, invalid oder alt. Oder sie können vom Lohn eines Kohlenträgers, Pförtners, einer Näherin und Waschfrau, als Schuster oder Sackmacherin kaum überleben, fegen für ein Trinkgeld von Passanten die Straße.

Die Armenhilfe ist minimal, oft an harte Auflagen gebunden - oder Privatsache religiöser Menschenfreunde: Verlierer im Überlebenskampf gelten als moralische Versager.

Viele gehen betteln. Andere sammeln aus dem herumliegenden Abfall oder dem giftigen Uferschlamm der Themse Altmetall und Kohlestückchen, Asche für die Ziegeleien, Stofffetzen für Papiermühlen, Essensreste für Schweinemäster. Die Gerbereien nehmen Hunde- und Taubenkot für acht Pennys je Eimer ab, um darin ihre Tierhäute zu beizen. Aus fortgeworfenen Zigarrenstummeln lässt sich noch Tabak kratzen.

Viele behelfen sich mit Einfällen jenseits der Legalität: mit Ladendiebstahl, Einbruch, Raub, Hehlerei. Die Armen stehlen im Gedränge Taschenuhren und Brieftaschen, schneiden Gepäck von den Kutschen der Reisenden, entwenden Wische von der Leine, entführen Schoßhunde und verkaufen sie den Besitzern zurück. Scheinbar freundliche Frauen locken gut angezogene Kinder in eine dunkle Straße und nehmen ihnen dort Kleider und Schuhe ab.

Manche Londoner machen ein Geschäft daraus, für Geld ungewollte Kinder zu „adoptieren“ - und bei erster Gelegenheit auszusetzen oder zu töten.

Andere prostituieren sich. Die Straßen, Theater, Restaurants, Spielhöhlen und Billigerbergen sind ein Basar von Frauen, Mädchen und Jungen, die Sex verkaufen. Die erotisch Ausgefallensten finden Aufnahme in den Führer „Taschenbuch für Junggesellen“, einige Frauen werden hoch bezahlte Edelkurtisanen.

Wer kann, hält Schweine, Hühner oder Kühe in einem engen, selten ausgemisteten Schuppen oder Keller. Zwar

Die 213 Meter lange Gusseisenkonstruktion über dem Bahnhof St Pancras ist das größte Dach der Welt. Für die Endstation der Bahnlinie, die London mit Liverpool verbindet, mussten mehrere Straßenzüge und Teile eines Friedhofs weichen





Zur Mitte des 19. Jahrhunderts ist London die größte Industriestadt auf dem Planeten. In den Fabriken und Manufakturen der Hauptstadt schuften über eine Viertelmillion Arbeiter. Das sind mehr Menschen, als Manchester, die Keimzelle der Industriellen Revolution, Einwohner zählt (Produktion von Teilen für Schiffsmotoren)

bewahren manche Seidenweber ihre Tradition, hinter dem Haus leuchtend bunte Dahlien zu ziehen. Doch Farben und der Blumenduft tragen nicht weit unter Nachbarn, die von aufgesammeltem, in Wasser geweichtem Brot leben, von verdorbenem Fleisch, dem Hafer-schleim mildtätiger Stiftungen und Suppenküchen - oder die schlicht hungern.

All dieses Elend ist den Organisatoren der Weltausstellung im Hyde Park weder unbekannt noch gleichgültig. So lässt Prinz Alhert persönlich ein Musterhaus entwerfen und außerhalb des

Kristallpalastes errichten, das aus maschinell gefertigten Hohlziegeln gemauert ist, im Inneren trocken und warm.

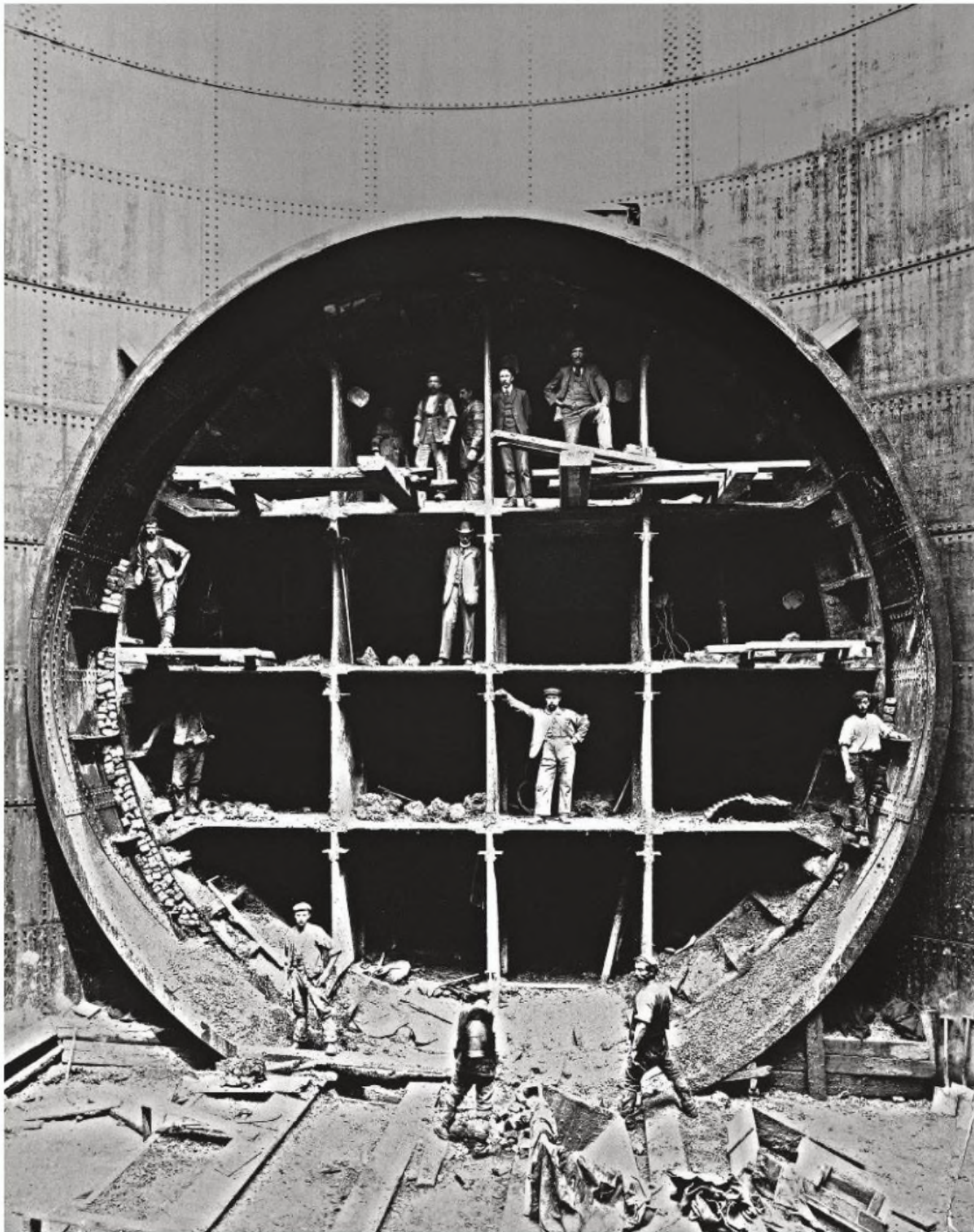
Ein raffiniertes Modulsystem erlaubt es, die kleinen, praktischen Einheiten beliebig neben- oder übereinander zu staffeln und auf diese Weise günstigen, hygienisch einwandfreien Wohnraum zu schaffen. Mehrere Tausend Londoner kommen während der folgenden Jahre in solchen und ähnlichen Reformprojekten unter. Es ist ein Anfang.

Doch die großen Visionen der „Great Exhibition“ kreisen weniger um die Verelendeten als um die Hoffnungen der Ober- und Mittelschichten. Sie handeln zunächst davon, wie *ihre* Welt eine bessere, wohlhabendere werden kann

durch Handel - und Technik. In einer Halle des Kristallpalastes sind Hobel- und Lochmaschinen zu sehen sowie hydraulische Pressen, ein eigens verlegter Schienenstrang mit Lokomotiven, Waggons mit schallgedämpften Bremsen.

Und eine Druckerpresse, die pro Stunde 5000 Exemplare der „Illustrated London News“ zu produzieren vermag.

Daneben steht ein Dampfhammer, der sich so genau justieren lässt, dass er sowohl gigantische Eisenträger schmieden als auch behutsam ein Ei anknacken kann. Ein Automat stellt in 14 Arbeitsschritten binnen einer Minute bis zu 100 Zigaretten her.



London droht an seinem Wachstum zu ersticken: 1850 leben hier rund 2,3 Millionen Menschen, 30 Jahre später sind es bereits fast doppelt so viele. Um dem Kollaps zu entgehen, legt die Stadt ein Modernisierungsprogramm auf: So werden Schienen für breite Straßen in die Viertel geschlagen und ein Tunnel unter der Themse gebaut (oben)

Die Firma Platt & Sons aus Manchester hat eine Produktionsstraße mit 15 Maschinen aufgestellt, die zeigt, wie Rohbaumwolle industriell gekämmt, gesponnen, geschoren, gewebt und schließlich zum Hemd wird. Zwei Kessel in einem Nebengebäude versorgen die Maschinen durch unter dem Boden verlegte Leitungen mit Dampf; der Lärm gleicht dem einer wirklichen Fabrik.

1850 gibt es in Großbritannien bereits mehr als 10500 Kilometer Eisenbahnschienen: Weitere 20000 Kilometer sind genehmigt. Fast zwei Drittel der Beschäftigten arbeiten in Industrie und Handel, die Gesamtleistung der britischen Dampfmaschinen liegt bei rund 1,3 Millionen PS. Das übrige Europa hinkt dieser Entwicklung um mindestens eine Generation hinterher.

Die Maschinenabteilung ist das Herz der Weltausstellung im Kristallpalast - so wie England das industrielle Zentrum des Empire bildet, in dem der natürliche Reichtum des Weltreichs in Produkte und damit in Geld verwandelt wird.

Dass dabei die Interessen der Einheimischen in den Kolonien letztlich keine Rolle spielen (oder gar Schaden nehmen wie im Fall Indiens, dessen eigenständige gewerbliche Entwicklung abgewürgt wird zugunsten einer Position als Rohstofflieferant und Absatzmarkt britischer Hersteller), blendet die Elite des Empire aus oder erkennt es nicht. Sie sieht vor allem die kolonialen Verheißungen für Britannien und seine Metropole.

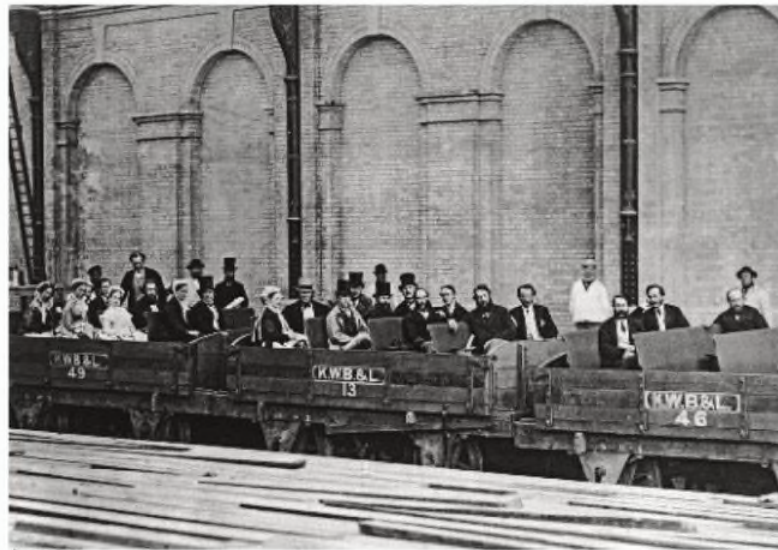
Und doch herrscht in London, das auch industriell längst jede andere Stadt übertrifft, noch immer ein Konglomerat mittelalterlicher Räte.

Zum Auslöser einschneidender Reformen wird schließlich der kaum mehr erträgliche Gestank - und die zuneh-

mende Erkenntnis, dass seine Quellen tödlich sind: Während einer Cholera-Epidemie tragen Ärzte 1849 den Verdacht vor, die Krankheit könnte über das verschmutzte Wasser verbreitet werden.

Schließlich, im Jahr 1855, nach einem erneuten Ausbruch der Seuche mit mehr als 10 000 Toten, handelt die britische Regierung. Sie zwingt Londons Stadtväter zur Einrichtung eines übergeordneten Gremiums, des „Metropolitan Board of Works“, das das Mandat und die Mittel erhält, ein modernes, die Gemeindegrenzen übergreifendes Abwassersystem zu installieren.

Bald darauf reißen Arbeiter die Straßen auf, ziehen mithilfe von Dampfkranen bis zu neun Meter tiefe Gräben



Im Untergrund entsteht eine neue Infrastruktur: 1863 fährt zwischen den Stationen Paddington und Farringdon die erste U-Bahn der Welt

und mauern auf ihrem Grund weite Backsteintunnel auf. Wo das Gefälle für einen Abfluss nicht ausreicht, entstehen mächtige, reich verschnörkelte Pumpstationen.

Die Sickergruben verschwinden. 1863 wird ein erster Teil des Netzes in Betrieb genommen und beginnt Londons Abwasser mehrere Kilometer stromabwärts in die Themse zu leiten.

Im Jahr darauf vermeldet eine Zeitung stolz, in dem sich erholenden innerstädtischen Flussabschnitt sei ein „feiner Lachs auf der Ausschau nach sauberem, frischem Wasser“ gesichtet worden.

Die Kanalisation kündigt von einer neuen Ära, einem allgemeinen Aufbruch.

Etwa zur gleichen Zeit wird auch die zweite Plage der Metropole angegangen: das Verkehrschaos.

Täglich pendeln rund 600 000

Menschen aus den rasant wachsenden Vororten ins Zentrum Londons, die meisten zu Fuß, viele mit dem Vorortzug oder Pferdebus, andere per Flussschiff.

In der Altstadt stoßen diese Scharen aufeinander, verkeilen sich in den engen, gewundenen Straßen mit dem Lieferverkehr, mit Schaf- und Rinderherden auf dem Weg zum Viehmarkt von Smithfield sowie Touristen und Reisenden, die von einem Kopfbahnhof Londons zum anderen gelangen wollen.

Das Metropolitan Board of Works lässt nun zusätzliche, großzügige Straßenschneisen schlagen, oft quer durch die Slums. Der Viehmarkt muss schließen und auf eine Vorstadtwiese ausweichen.

In Verbindung mit den Abwasserkanälen entsteht eine neue Hauptverkehrsader an der Themse, das Victoria Embankment zwischen Westminster und der City: Auf zwei Kilometer Länge wird ein gut 30 Meter breiter, steinerner Uferdamm in den Fluss gebaut und mit ei-

ner Fahrbahn versehen. Der Damm ist ein Geniestreich. Unter der Fahrbahn verbirgt sich nicht nur der letzte der großen Kanäle, sondern auch ein Schacht für Gas- und Wasserleitungen, der später noch Stromkabel aufnehmen wird, sowie ein breiter Tunnel.

Denn inzwischen haben Geschäftsleute eine alte Idee aufgegriffen: Wenn der Verkehr die Straßen unbenutzbar macht, dann muss er verschwinden.

Unter die Straßen.

Bereits 1860 sind in der New Road hölzerne Bauwagen aufgezogen. Wenig später kommen Karren mit Balken und



Während die U-Bahnen anfangs noch von Dampftrains gezogen wurden, fahren ab 1890 Züge mit Elektroantrieb (Euston Station)

Brettern, Männer in kiesfarbenen Arbeitsanzügen. Binnen eines Tages und einer Nacht rüsten sie mehrere Hundert Meter Straße ein. Eine seltsame Stille legt sich über die Nachbarschaft. Der sonst tosende Verkehr ruht.

Doch dann kehrt der Lärm mit Macht zurück: Ein Heer von Zimmerleuten und Erdarbeitern mit Zugpferden rückt heran, Spitzhacken klirren, Schaufeln und Spaten, Hämmer klopfen, Kommandorufe. Dampfkräne puffen und rattern, ununterbrochen rollt das Donnern der Abfuhrloren.

Die Arbeiter ziehen einen breiten Graben entlang der Straße, legen Gleise hinein, setzen ein Dach darüber und schütten alles wieder zu.

Hinter dem Bauzaun entsteht ein technisches Weltwunder: die erste Untergrundbahn der Welt. Abermals überwiegend von privatem Kapital finanziert, in der Hoffnung auf spätere Profite.

Die Bauarbeiten sind ein logistischer Albtraum. Immer wieder bricht Wasser ein, platzt eine Fäkalienleitung, rutscht eine Mauer ab.

Dennoch: Im Januar 1863 eröffnet zwischen Paddington und Farringdon Street die erste unterirdische Eisenbahn. Gut 30 000 technikbegeisterte Londoner wollen am ersten Tag mitfahren, doch bis

Verkehrsschluss bekommt nur rund die Hälfte von ihnen einen Platz in den dunkelgrünen Waggonen.

Bald verkehren die kohlebefeuelten Untergrundzüge alle paar Minuten, meist gut gefüllt mit Passagieren; die Investoren erhalten eine akzeptable Dividende von fünf Prozent. Weitere Linien entste-

hen, unter anderem im Tunnel unter dem Victoria Embankment.

Das neue Verkehrsmittel ist schnell und praktisch - und fühlt sich an wie die Hölle selbst: Die Züge fahren durch eine rußgeschwärmte Unterwelt, heiß und düster. Die Wagen der dritten Klasse sind offen, die Passagiere husten und keuchen in den mit Kohlestaub und Rauch gefüllten Tunneln. Die Betreiber erklären ungerührt, der Qualm und die schwefelsauren Gase desinfizieren die Luft und reinigen die Lunge. Kaum einer glaubt das. Aber in London ist Zeit Geld - und Geld: alles.

Die Metropole wuchert und schwillt, bleibt chaotisch. Ein andauerndes Experiment, brachial und innovativ.

Als der Kristallpalast am 11. Oktober 1851 für das Publikum schließt, ist dieser Stadtbau noch weitgehend geträumte Zukunft. Doch die Weltausstellung hat den Briten Zuversicht verliehen, ihre Fantasie beflügelt, ihren Stolz auf eine neue Höhe getrieben: Für viele war es ein nationales Großereignis, an das sie sich ein Leben lang erinnern werden.

Neben der restlos begeisterten Königin Viktoria (sie kommt nach der

Um 1900 verkehren sechs U-Bahn-Linien in London - die Stadt hat mittlerweile gut 6.5 Millionen Einwohner (Station British Museum)



Eröffnungsveranstaltung noch mehrmals wieder) haben über sechs Millionen Menschen die Schau gesehen, knapp 43 000 im Tagesdurchschnitt; allein am 7. Oktober drängten sich gegen 14.00 Uhr mehr als 93 000 Besucher gleichzeitig durch das Gebäude.

Nun aber stellen sich zwei Fragen: Was soll mit dem Bau geschehen? Und was mit dem Überschuss? Denn nach Abzug aller Kosten werden den Veranstaltern 186000 Pfund Gewinn bleiben.

Viele Londoner haben die neue Sehenswürdigkeit ins Herz geschlossen und würden sie gern behalten. Doch für die vornehmen Anwohner des Hyde Parks gibt es keine Debatte; der Glasbau muss wie geplant aus ihrer bevorzugten Reit- und Flanierpromenade verschwinden - genauer: Die unerträglichen Massen, die er anzieht, sollen wieder wegbleiben.

Wie so oft in London ist die Lösung eine privatwirtschaftliche - schließlich hat der Kristallpalast ja bewiesen, dass sich mit ihm Geld verdienen lässt. 1852 demontiert eine eigens gegründete Gesellschaft die Eisen- und Glaselemente, transportiert sie ab und baut die Attraktion bei dem Dörfchen Sydenham außerhalb Londons wieder auf.

Der Palast wird zu einer Art Vergnügungspark, in dem fortan große historische Epochen vom alten Ägypten bis zur Moderne inszeniert werden. Daneben präsentieren die Betreiber besondere Exponate der Industriekultur, aber auch Dinosauriermodelle, bauen eine Tropenlandschaft auf und später ein riesiges Aquarium, wird in Ausstellungen immer wieder das Imperium gefeiert.

Ein eigener Eisenbahnanschluss bringt die Besucher heran und verbürgt den Publikumserfolg. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts verfällt der Kristallpalast zusehends und brennt schließlich 1936 nieder.

Von dem Profit der „Great Exhibition“ aber erfüllt sich Prinz Albert einen Traum. Nachdem das Parlament zusätzliche 150000 Pfund bewilligt hat, kauft die Ausstellungskommission ein großes Areal südlich des Hyde Park und errichtet dort ein Museum für Kunstgewerbe, Design und Technik. Wie von Albert erhofft, wird es in den Jahrzehnten nach

seinem frühen Tod 1861 zum Keim einer Ansammlung wissenschaftlicher, kultureller und Bildungseinrichtungen.

Am 22. Januar 1901 stirbt auch Königin Viktoria. Mehr als 63 Jahre hat sie das Vereinigte Königreich und sein Empire regiert. Ein ganzes Zeitalter, das bereits ihre Untertanen das „viktorianische“ nennen: voller Wunder und Elend, Glanz und Verwerfungen, großer Hoffnung und erdrückender Enge.

Das Imperium ist noch einmal gewachsen; neue, große Territorien in Asien und Afrika sind in den Atlanten nun britisch rot eingefärbt.

Zwar haben industrielle Konkurrenten deutlich aufgeholt, allen voran Deutschland und die USA. Dennoch ist Großbritannien auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts die unbestritten führende Macht - und seine Metropole London stattlicher und reicher denn je: Zentrum der globalen Finanzwirtschaft, größter Hafen der Welt, mit mehr als 6,5 Millionen Einwohnern die bei Weitem bevölkerungsstärkste Stadt des Planeten.

Armut und Elend gibt es immer noch, doch viele Slums sind verschwunden. Gewerkschaften haben höhere Löhne erkämpft, Impfcampagnen und verbesserte Hygiene zahlreiche Krankheiten zurückgedrängt, der soziale Wohnungsbau macht Fortschritte.

Und bei Nacht strahlen weite Teile der Stadt in neuem Licht: Zahlreiche Gaslampen sind durch elektrische ersetzt worden. Elektrizität treibt nun auch manche U-Bahnen und soll bald die Pferdestraßenbahnen ersetzen. Die Luft ist deutlich besser als 50 Jahre zuvor, wenn auch viele der alten Gerüche geblieben sind, der Rauch der Schornsteine und Kamine, der Dung der Pferde.

Auf einzelnen Straßen Londons aber ist bereits ein neuer Gestank zu erahnen: der von verbranntem Benzin, den die ersten Motorbusse und Autos hinter sich lassen. 9

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Liza Piccard, „Victorian London“, Phoenix: farbenfrohe Beschreibung Londons im 19. Jahrhundert. Stephen Inwood, „A History of London“, Macmillan: detailreiche Biografie der Stadt von den Anfängen bis in die Neuzeit.

GEOEPOCHE

Das Magazin für Geschichte

Grüner Jahr GmbH & Co KG.
Druck- und Verlagshaus. Sitz von Verlag und Redaktion
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48.
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de:
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHAFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Dr. Frank Otto

KONZEPT DIESER AUSGABE

Joachim Telgenbuscher

ART DIRECTION

Tatjana Lorenz, Eva Mitschke

Freie Mitarbeit: Laura Bussenschütt, Chris Campe

TEXTREDAKTION

Jens-Rainer Berg, Insa Bethke,

Gesa Gottschalk, Dr. Anja Fries, Johannes Schneider

AUTOREN

Jörg-Uwe Albig, Cay Rademacher

Freie Mitarbeit: Isabelle Berens, Dr. Ralf Berhorst,
Hauke Friederichs, Dr. Marion Hombach, Constanze Kindel,

Reymer Klüver, Dr. Marita Liebermann,

Dr. Mathias Mesenhöller, Christina Schneider

BILDREDAKTION

Christian Gargerle,

Roman Rahmacker, Katrin Trautner

VERIFIKATION

Lenka Brandt, Olaf Mischer,

Alice Passfeld, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeit: Dr. Eva Danulat, Tobias Hamelmann,

Dr. Dirk Hempel, Carsten Juwig, Fabian Klabunde,

Svenja Muche

KARTOGRAPHIE

Stefanie Peters

SCHLUSSREDAKTION

Dirk Krömer

Freie Mitarbeit: Antje Poeschmann

CHEF VOM DIENST TECHNIK

Rainer Droste

HONORARE

Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ

Angelika Fuchs, Helen Oqueka

Freie Mitarbeit: Anastasia Mattem, Dr. Verena Mogl

VERANTWORTLICH

FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT

Michael Schaper

VERLAGSGESCHAFTSFÜHRER

Dr. Frank Stahmer

PUBLISHER

Alexander Schwerin

DIGITAL BUSINESS DIRECTOR

Daniela von Heyl

DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES

Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb

EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES

Heiko Hager / G*J Media Sales

DIRECTOR BRAND SOLUTIONS

Daniela Krebs (verantwortlich für den

Inhalt der beigelegten Anzeigen)

Es gilt die aktuelle Preisliste: www.gujmedia.de

MARKETING

Kristin Niggel

HERSTELLUNG

G*J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.),

Oliver Fehling

Heftpreis: 10.00 Euro (mit DVD: 17.50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00443-5:

978-3-652-00437-4 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2015 Grüner * Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 032280000, BLZ 200 700 00

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00

BIC: DEUTDEHH

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

MIT DER MACHT

In der Wüste zwischen Nildelta und Suezkanal tragen die Briten (in den roten und blauen Uniformen) am 13. September 1882 die entscheidende Schlacht gegen die ägyptische Armee aus



DER KANONEN



Ohne die Royal Navy wäre das Empire nicht denkbar: Die königliche Marine schützt die Handelsrouten, denen das Inselreich seinen Wohlstand verdankt, und zwingt zudem bei Konflikten andere Mächte, sich dem Willen Londons zu beugen. Als ägyptische Offiziere gegen den wachsenden Einfluss der Briten in ihrem Land aufbegehren, entsendet die Krone im Frühjahr 1882 eine Flotte. Deren Geschütze sollen die Rebellen in die Schranken weisen

----- Von HAUKE FRIEDERICHS
und JOACHIM TELGENBÜSCHER

S

Sie haben das Empire herausgefordert. Heute, am 11. Juli 1882, werden die Briten die Herren der ägyptischen Hafenstadt Alexandria dafür bestrafen.

Im frühen Morgenlicht macht sich die modernste Flotte ihrer Zeit zum Angriff bereit. 15 Schiffe der Royal Navy liegen vor Alexandria, darunter acht gepanzerte Kolosse, deren Granaten 60 Zentimeter dicke Eisenplatten durchschlagen. Selbst seine gefährlichste Waffe hat London in den Einsatz geschickt: die „Inflexible“. Das erste Schlachtschiff mit Torpedorohren und elektrischer Beleuchtung an Bord.

Seit Monaten erschüttert eine Krise das Land am Nil. Rebellen Offiziere wollen ihren Herrscher dazu zwingen, die Briten und Franzosen zu vertreiben - jene Europäer, die in Ägypten immer mehr an Einfluss gewinnen. Aufgehetzt von den Obristen, ist vier Wochen zuvor ein Mob durch die Straßen Alexandrias gezogen und hat 50 Europäer getötet.

Lange hat London abgewartet, doch nun wird Ägypten den Zorn der Weltmacht spüren. Um sieben Uhr in der Früh gibt Admiral Sir Frederick Beauchamp Seymour, der Kommandeur des Geschwaders, den Feuerbefehl.

Eine Breitseite lässt das Deck seines Flaggschiffes erzittern. Geschosse donnern durch die Luft. Rauch steigt auf und nimmt den Kanonieren die Sicht. Die Offiziere klettern in die Masten, um ihre Männer von dort aus zu dirigieren.

Mehr als 3000 Granaten gehen in den folgenden Stunden auf Alexandria nieder. Mit hydraulischen Ladehilfen wuchten die Matrosen immer neue Projektile in die Läufe. Sie sprengen Löcher in Mauern und Fassaden, reißen tonnen schwere Kanonen aus ihren Verankerun-

gen und setzen Kasernen in Brand. Die Stadt ist zwar durch zehn Festungen geschützt, aber die Ägypter haben die Forts seit Jahrzehnten nicht modernisiert. Ihre Wälle bestehen zum Großteil aus porösem Kalkstein und Sand, der mit Zement überzogen ist. Die Zitadelle am östlichen Hafeneingang stammt sogar noch aus dem Mittelalter.

Um alle Bollwerke gleichzeitig bombardieren zu können, hat Admiral Seymour das Geschwader aufgeteilt. Eine Gruppe, darunter sein Flaggschiff, die „Invincible“, ist im Westen bis dicht an die Küste herangefahren. Ihre Kanonen zielen auf das Mex-Bollwerk, die stärkste Festung der Stadt. Ein zweiter Verband liegt weiter östlich vor jener Halbinsel, auf der sich in der Antike der Leuchtturm erhob.

Schon bald mischt sich ein salziger Nebel in den Pulverdampf, der die Flotte umfängt: Die Ägypter feuern zurück, zunächst ins Wasser; Fontänen schießen neben den Kolossen in den Himmel, Gischt weht zu den Angreifern herüber.

Dann die ersten Treffer: Holz splittert, Nieten platzen aus den Nähten, ein Geschoss reißt ein Loch in den Schornstein der „Alexandra“. Viele Kugeln aber prallen wirkungslos von den gepanzerten Rümpfen ab. Nur sechs Briten werden an diesem Tag ihr Leben verlieren. An Land hingegen sterben Hunderte.

Nach zwei Stunden hat die Royal Navy das Mex-Bollwerk fast gänzlich außer Gefecht gesetzt. Um zehn Uhr zertrümmert eine Granate den Harem eines Palastes. Längst hängen dichte Rauchwolken über der Metropole. Gegen Mittag feuern nur noch die Festungen am östlichen Rand Alexandrias.

Nun macht sich die „Inflexible“ daran, den letzten Widerstand zu brechen. Wenig später explodiert ein ägyptisches Pulvermagazin. Die Druckwelle ist noch an Bord der Schiffe zu spüren.

Um 17.15 Uhr, nach zehn Stunden ununterbrochenen Bombardements, breitet sich schließlich Stille über der Stadt aus. „Feuer einstellen“, signalisiert der siegreiche Admiral an das Geschwader. Das Empire hat seine Macht bewiesen.

In Alexandria triumphiert jene Kraft, die das britische Weltreich in seinem Innersten zusammenhält: die Royal Navy. Deren unangefochtene Vorherrschaft auf allen Meeren macht das Imperium überhaupt erst möglich. Die Flotte schützt die Seerouten, denen das Land seinen Reichtum verdankt, jagt



Piraten und zwingt fremde Monarchen, ihre Häfen für britische Kaufleute zu öffnen. Dank Dutzender globaler Stützpunkte können die Verbände zuschlagen, wo auch immer die Interessen Londons bedroht sein mögen. Ganz nach dessen anmaßendem Selbstverständnis: Was gut für Großbritannien ist, ist auch gut für den Rest der Völker.

Wie die Legionen der römischen Cäsaren, so sehen es die Briten, sorgen die Schiffe der Royal Navy für Recht und Ordnung in der Welt. Sie sichern die „Pax Britannica“ - den britischen Frieden - und die Position des Inselreichs als mächtigsten Staat des Erdballs.

Es ist ein Menschenalter her, dass die königliche Marine ihre letzten Rivalen im Kampf um die Meere gedemütigt hat. Unter dem Kommando von Admiral Horatio Nelson gelingt der britischen Flotte am 21. Oktober 1805 der wohl größte Sieg ihrer Geschichte: An der Straße von Gibraltar, unweit des Kap Trafalgar, fängt die Royal Navy ein spa-



Am 11. Juli 1882 bombardieren 15 britische Kriegsschiffe die ägyptische Hafenstadt Alexandria. Zehn Stunden dauert der Beschuss. Danach ist der Widerstand der Verteidiger gebrochen - und ein Großteil der Befestigungsanlagen zertrümmert

nisch-französisches Geschwader ab und vernichtet oder kapert einen Großteil der 33 feindlichen Schiffe, ohne selbst einen einzigen Segler zu verlieren.

Nur der Tod ihres Oberbefehlshabers, den an Deck die Kugel eines Scharfschützen niederstreckt, dämpft den Jubel der Briten. Admiral Nelson steigt bald darauf zum Nationalhelden auf, zur Symbolfigur der maritimen Dominanz, die er mitbegründet hat.

Napoleon hingegen, der französische Kaiser, muss nach dem Verlust seiner besten Schiffe alle Pläne für eine Invasion der Britischen Inseln aufgeben.

Das Königreich ist gerettet. Mehr noch: Spanier und Franzosen, die traditionellen Konkurrenten der englischen Krone im Ringen um die Seeherrschaft, sind durch die Niederlage derart geschwächt, dass sie in den folgenden Jahr-

zehnten die Briten nicht mehr ernsthaft werden herausfordern können.

Auch wenn der Sieg bei Trafalgar die Zukunft des Empire entscheidet, errungen wird er mit den Waffen der Vergangenheit: Nelson kommandiert schwerfällige Dreimaster aus Eichenholz, deren Grundform sich seit fast zwei Jahrhunderten kaum verändert hat. Bis zu 130 Geschütze drängen sich auf den Kanonendecks dieser Schiffe.

Die Taktik ihrer Kapitäne ist ebenso simpel wie effizient: Sie segeln in einer Linie hintereinander in die Schlacht und beschießen ihre Gegner dann aus der Nähe so lange mit Eisenkugeln, bis deren Schiffe sinken oder aufgeben.

Wer auf den Ungetümen seinen Dienst tut, führt ein wenig ruhmvolles Leben. Jeder zweite Matrose ist gegen seinen Willen an Bord - ist ein Opfer jener Greiftrups, die in den englischen Häfen regelmäßig Jagd auf Seeleute machen. Die Matrosen haben keine gere-

gelte Ausbildung, keine Uniform, keine Chance auf Beförderung und kein Recht auf Urlaub. Aus Angst vor Desertationen lassen manche Kapitäne ihre Besatzung nie an Land. Oft müssen die Männer mehrere Jahre in den schwankenden, engen und stinkenden Holzrümpfen verbringen, bis sie endlich wieder festen Boden betreten.

Ihre Bezahlung ist schlecht, die Strafen sind hart. Schon wegen geringer Vergehen können Vorgesetzte ihre Matrosen auspeitschen, knebeln, in Ketten legen lassen. Eine beliebte Züchtigung ist das stundenlange regungslose Stehen an Deck. Meuterer werden an Bord aufgeküpfelt.

Zu Nelsons Zeiten ist der Alltag in der Marine gefährlicher als jede Schlacht. Zahlreiche Krankheiten bedrohen das Leben der Seeleute: Tuberkulose wegen der ständigen Feuchtigkeit, Cholera und Typhus aufgrund von verseuchtem Trinkwasser. In den Tropen kommt noch die Malaria dazu. Von den 100 000 Männern, die die königliche Flotte im Kampf gegen das revolutionäre Frankreich und Napoleon verliert, sterben vier Fünftel an Seuchen und Unfällen.

So wundert es kaum, dass die Matrosen der Krone sich oft ohne Hemmungen betrinken, um ihr Los zu ertragen. Denn in einem Punkt ist die Royal Navy großzügig: Jedem Seemann steht pro Tag rund ein Viertelliter hochprozentigen Rums zu. Die Ausgabe der Alkoholation jeden Mittag ist eines der wichtigsten Rituale an Bord.

Dass Admiral Nelson unter diesen Bedingungen dennoch bei Trafalgar siegt, liegt vor allem daran, dass die Inselnation Großbritannien mehr fähige Seemänner hervorbringt als Frankreich oder Spanien. Die Royal Navy profitiert von der großen Handelsmarine sowie von den unzähligen Fischern und Fährleuten im Land. Aus diesen Reserven schöpft sie ihre Stärke.

Doch mit dem Ende der napoleonischen Kriege im Jahr 1815 bricht eine neue Ära an - eine Zeit, in der es nicht länger genügt, gut zu segeln und wacker zu kämpfen.

Vielmehr werden die Kräfte der Industriellen Revolution, die englische und schottische Ingenieure im späten

18. Jahrhundert als Erste entfesselt haben, nun auch die Seefahrt radikal verändern.

Die Royal Navy wird ihre bei Trafalgar erstrittene Vormachtstellung nur deshalb behaupten, weil auch sie sich wandelt. Dabei folgen die Briten weder einem Masterplan, noch besitzen sie einen entscheidenden technischen Vorsprung. Bisweilen sind andere Nationen sogar erfinderischer als sie.

Was aber das Empire auszeichnet, das ist der politische Wille, stets stärker zu sein als alle anderen Mächte - und es sind die finanziellen Ressourcen, die Werften und Fabriken, um dieses Ziel auch zu erreichen.

Keiner der ausländischen Rivalen des Vereinigten Königreichs nutzt die Errungenschaften der neuen Zeit - Dampfkraft, effiziente Verwaltung, moderne Artillerie, Eisen - in den folgenden Jahrzehnten so konsequent wie die königliche Marine. Dabei interessieren sich die Admiräle zunächst fast gar nicht für jene Erfindung des Schotten James Watt, die eine technische Revolution auslösen und ein neues Zeitalter einleiten wird.

D

Das erste erfolgreiche Dampfschiff der Geschichte wird nicht von der Royal Navy in Dienst gestellt, sondern ist eine amerikanische Passagierfähre, die „Clermont“, die ab 1807 auf dem Hudson River zwischen New York und Albany pendelt. Bis dahin hat Watts Dampfmaschine nur Pumpen, Webstühle und Mühlen angetrieben.

Doch schon wenig später fahren Dampfer auf allen großen Strömen der USA, auch in Großbritannien tuckern sie bald auf Flüssen, Seen und Kanälen.

Die konservative Führung der Royal Navy hingegen setzt weiterhin auf Segler. Dampfschiffe hält die Admiralität für zu langsam und zu teuer. Sie ver-



Die Schlachtschiffe der königlichen Marine - hier die »Temeraire« - sind mit den modernsten Kanonen ihrer Zeit ausgerüstet. Manche dieser Geschütze sind so mächtig, dass ihre Granaten 60 Zentimeter dicke Eisenplatten durchschlagen

brauchen große Mengen Kohle und haben daher eine geringe Reichweite - ständig müssen sie neuen Brennstoff bunkern. Noch sind sie kein Ersatz für die schwimmenden Festungen aus Holz.

Ohne die Großsegler der Royal Navy könnten die Briten ihre imperiale Macht nicht sichern: So legt im Sommer 1816 ein königliches Geschwader die Piratenhochburg Algier in Schutt. Und vor der westafrikanischen Küste kreuzen ab 1818 britische Schiffe, um den Sklavenhandel zu unterbinden, den London einige Jahre zuvor verboten hat.

Als die königliche Marine 1821 doch damit beginnt, Dampfer in Dienst zu stellen, nutzt sie die neuartigen Schiffe zunächst als Schlepper sowie als Kurier- und Versorgungsfahrer, nicht aber für die Schlacht, in der die schwachen Boote noch nicht bestehen könnten.

Und noch immer glauben manche britische Marineexperten, dass es sich bei den qualmenden Ungetümen um eine Mode handelt, die irgendwann wieder verschwindet.

Unter Offizieren sind die dampfgetriebenen Schiffe ohnehin verpönt, denn nach ihrer Ansicht muss ein echter Seemann vor allem das Segelhandwerk beherrschen. „Dampfleutnant“ ist in ihren Kreisen ein Schimpfwort. Als sich einer von ihnen freiwillig meldet, um auf einem Raddampfer anzuheuern, gilt dies vielen als dumm: In den Augen seiner Kameraden begeht der junge Mann eine Torheit, die seine Karriere rüinieren wird.

Erst allmählich lernt die Royal Navy die Stärken der neuen Schiffe zu schätzen. Denn unter anderem fahren sie auch bei Flaute und gegen Strömungen; zudem können sie gefährliche Küsten ansteuern, ohne dass ihre Besatzung fürchten muss, vom Wind auf bedrohliche Untiefen getrieben zu werden.

Auch sind sie in der Lage, überraschend auszulaufen und vor Anker liegende Feinde anzugreifen.

Ein Krieg im fernen Asien trägt viel dazu bei, die Vorurteile der Admiralität abzubauen: 1824 bewährt sich das Dampfschiff „Diana“ im Kampf um Birma. Es bringt Truppen an Land, schleppt Segler bei Windstille flussaufwärts und zerstört Dutzende feindliche Boote.

„Feuerteufel“ nennen die Birmanen das Gefährt, dem die Briten ihren raschen Sieg verdanken. Nun baut die Marine immer mehr bewaffnete Schiffe mit Kesselanlagen und Schornsteinen. 1837 verfügt sie schon über 29 Dampfer.

Doch noch sind es hauptsächlich kleinere, mit wenigen Geschützen bestückte Gefährte, mit denen die Kolonialmacht zwar asiatische Völker beeindrucken kann - für eine offene Seeschlacht gegen einen europäischen Rivalen fehlt den Dampfern aber die nötige Feuerkraft.

Der Grund ist ein technisches Problem, das die Ingenieure lange Zeit nicht lösen können: Die erste Generation von Dampfschiffen wird durch riesige, an den

Flanken montierte Schaufelräder bewegt. Die sind extrem verwundbar, etwa bei schwerer See oder im Gefecht, und nehmen zudem viel Raum ein - der daher für Kanonen fehlt. Gegen waffenstarrende Kriegsschiffe haben die Raddampfer keine Chance.

Ausgerechnet ein Forstbeamter aus Österreich findet die Antwort auf das Rätsel, und zwar in der Antike. Die Inspiration für den revolutionären Antrieb, den sich der Hobby-Erfinder Josef Ressel 1827 patentieren lässt, holt sich der Österreicher bei dem griechischen Mathematiker Archimedes. Der hat bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. eine schraubenförmige Wasserpumpe entworfen; ein Prinzip, das Ressel für seinen „Schiffspropeller“ übernimmt.

Die Idee: Die rotierende Schraube drückt stetig Wasser nach hinten - und das Schiff dadurch nach vorn.

Damit ist sie deutlich effizienter als der Radantrieb, der viel Energie darauf verschwendet, das Nass auch nach unten und oben zu bewegen. Nur ein Sechstel jeder Umdrehung produziert bei diesem Prinzip tatsächlich Vortrieb - auch weil sich die Schaufeln die Hälfte der Zeit über der Wasseroberfläche befinden.

Besonders unwirksam sind die Raddampfer bei schwerer See, wenn die Wellen den Rumpf anheben und die Paddel ins Leere greifen.

Das erste zuverlässige Schiff mit dem neuen Antrieb bauen die Briten.

Denn Josef Ressel hat es versäumt, sich die Rechte für die Vermarktung auch außerhalb Österreichs zu sichern. Nach und nach verbreiten sich seine Ideen in England, wo sie von einheimischen Erfindern aufgegriffen und weiterentwickelt werden.

Die 1838 in Dienst gestellte „Archimedes“ kann sich mit einer Höchstgeschwindigkeit von zehn Knoten (rund 18 km/h) mit den schnellsten Schiffen der Navy messen. Zudem ist ihre Schraube deutlich kleiner, leichter und daher effizienter als ein Schaufelrad.

Wichtiger noch: Sie liegt gut geschützt unterhalb der Wasserlinie. Die Admiräle Ihrer Majestät sind beeindruckt, bestehen aber auf weiteren Tests.

Zu einem solchen Vergleich kommt es im März 1845 in der Nordsee. Die Royal Navy lässt zwei fast baugleiche Schiffe gegeneinander antreten: die „Rattler“ angetrieben von einer Schraube, und die „Alecto“, bewegt von riesigen Paddelrädern. Das Ergebnis: In mehreren Wettfahrten siegt der Schraubendampfer. Beim Höhepunkt des Duells, einem Tauziehen der Schiffe, schleppt die „Rattler“ die „Alecto“ einfach hinter sich her.

Die Schiffsschraube verhilft der Dampfkraft zur See endgültig zum Durchbruch; nie wieder wird die königliche Marine ein Segelgeschwader in die Schlacht schicken.

Dies ist ein tief greifender Wandel, der bei der britischen Führung auch Ängste auslöst. Denn wenn die Überlegenheit

der Royal Navy bislang auf der seglerischen Meisterschaft ihrer Seeleute beruht hat, bedeutet dann der Siegeszug der Maschinen nicht zwangsläufig das Ende der britischen Dominanz?

Die Sorgen nehmen noch zu, als die Franzosen 1848 das erste kohlebefeuerte Schlachtschiff der Welt auf Kiel legen — ein Monstrum von Dampfer, das schnelle Angriffe ermöglicht.

Der Gedanke, dass Londons Erzfeind ein modernes Geschwader im Atlantik stationieren könnte, schürt Panik unter den Parlamentariern in London. „Der Ärmelkanal ist nicht länger ein Hindernis“, argumentiert etwa Lord Palmerston, der spätere Premier: Die Technik habe ihn „in einen Fluss verwandelt, den eine Brücke aus Dampf überspannt“.

Jetzt erst geben die stets auf Sparsamkeit bedachten Briten zahlreiche schraubengetriebene Schiffe in Auftrag, um ihren Konkurrenten in die Schranken zu weisen. Isaac Watts, der Chefkonstrukteur der königlichen Marine, reist gar nach Frankreich und berichtet seinen Vorgesetzten über die neueste Waffe des Widersachers. Die Franzosen haben sie „Napoleon“ getauft - nach dem früheren Kaiser, dem Onkel des regierenden Staatspräsidenten.

Die Briten reagieren schnell: Im Oktober 1852 lassen sie die „Agamemnon“ zu Wasser, kein halbes Jahr nach der Indienstellung der „Napoleon“.

Die beiden Schlachtschiffe sind fast gleich groß, doch Watts entwirft nun noch mächtigere Gefährte, die mehr als 100 Kanonen tragen. Bald ist die britische Überlegenheit im Kriegsschiffbau wiederhergestellt.

Mehr noch: Statt das Empire zu bedrohen, wie manche Politiker befürchtet hatten, schmiedet die Dampfkraft das Weltreich noch enger zusammen. Weil die modernen Schiffe ferne Kontinente viel schneller und vor allem zuverlässiger erreichen als die Segler, nimmt der Austausch zwischen London und seinen Überseebesitzungen rasant zu.

Um 1830 vergingen rund sechs Monate, bis das Schreiben eines in Indien stationierten Engländers in seiner Heimat eintraf. Auf die Antwort musste er also mindestens ein Jahr warten. Ein Vierteljahrhundert später dauert ein

Die Kanoniere der Royal Navy zählen zu den besten Schützen der Welt. Seit 1830 hat die königliche Marine die Ausbildung ihrer Seeleute immer weiter professionalisiert und unter anderem ein Schulschiff für Artilleristen in Dienst gestellt



Briefwechsel mit der ertragreichsten Kolonie des Empire nur noch drei Monate - auch dank neuer Eisenbahnlinien.

Um den zunehmenden Verkehr auf den wichtigsten Seerouten zu schützen, schickt die Royal Navy immer größere Verbände in die Ferne. 1848 sind 129 Schiffe im Ausland stationiert, mehr als doppelt so viele wie 1817.

Sie bewachen die britischen Vertragshäfen in China, jagen Sklavenhändler, patrouillieren auf wichtigen Schifffahrtswegen. Meist genügt es, auf den Ozeanen Flagge zu zeigen, um mögliche Rivalen abzuschrecken. Ihre Geschütze feuern die Geschwader nur selten ab — etwa im Zweiten Opiumkrieg von 1856 gegen China.

Unerlässlich für die wachsende Flotte ist das Netz von Basen und Kohlendepots, das die Briten nach und nach ausbauen. Schon beim Friedensschluss von 1815 haben sie sich unter anderem Mauritius, die Insel Malta im Mittelmeer sowie Kapstadt offiziell gesichert - alles Stützpunkte, die sie während der napoleonischen Kriege besetzt hatten.

Vier Jahre später ist Singapur hinzugekommen, 1833 übernahmen sie die

Falklandinseln und 1839 die jemenitische Hafenstadt Aden, die den Eingang zum Roten Meer kontrolliert. Solche strategisch günstig gelegenen Stützpunkte seien, so ein britischer Admiral, die „Schlüssel, die die Welt aufsperrten“.

Immer wieder entsendet London seine Flotte, um das Spiel der Mächte zu steuern: So verhindert die Royal Navy allein durch ihre ständige Präsenz auf den Weltmeeren, dass sich Europas Staaten in die Revolutionen in Lateinamerika einmischen. Und erst die Waffenhilfe eines britischen Geschwaders 1827 bringt den Griechen die Unabhängigkeit vom Osmanischen Reich.

N

Nun, da die Royal Navy keinen echten Rivalen mehr fürchten muss, nutzt die Regierung in London die königliche Marine meist für Strafexpeditionen ge-

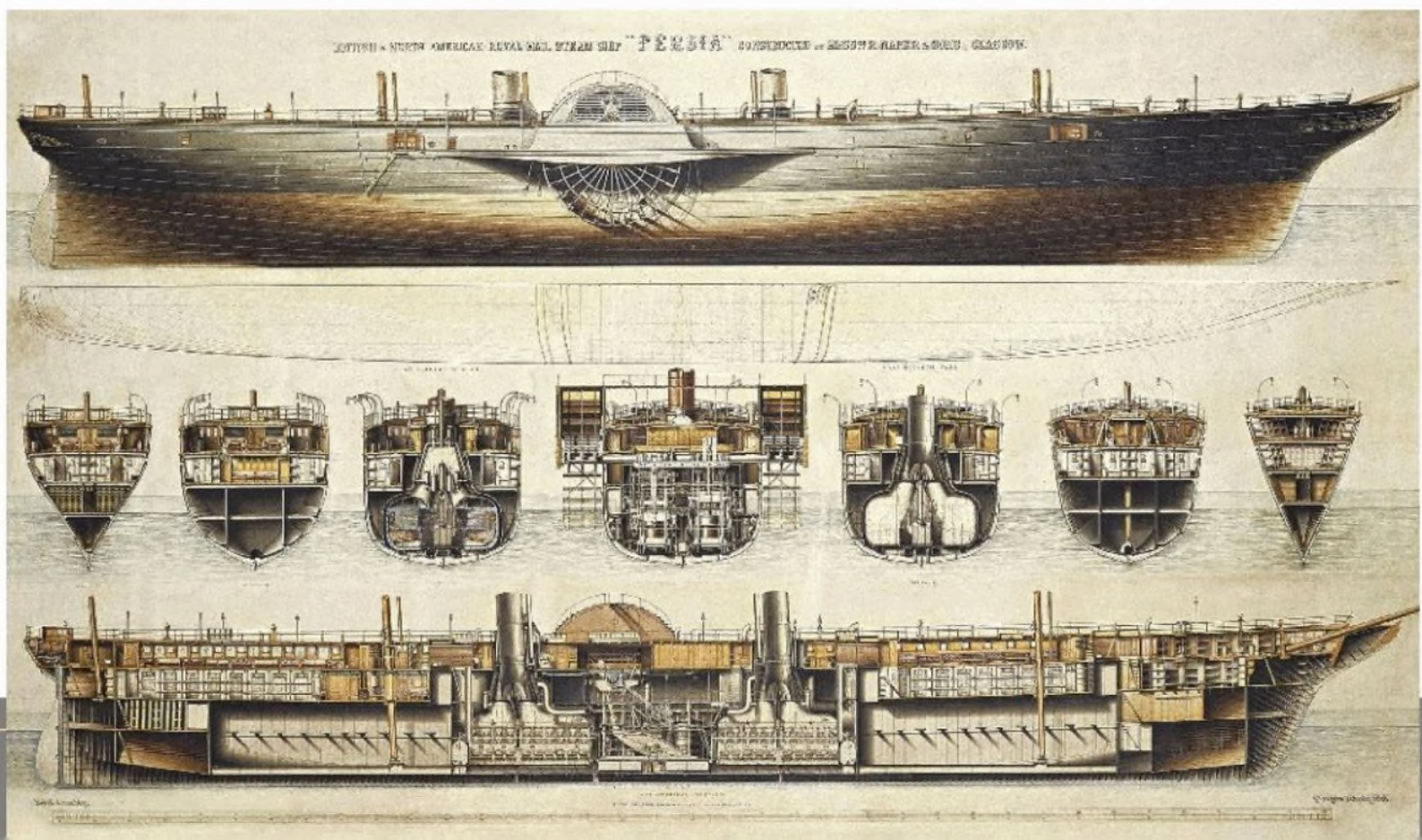
gen fremde Herrscher. Wo immer Bürger des Empire in Gefahr sind, fährt die Eingreiftruppe Ihrer Majestät vor den Küsten auf. Ganz im Sinne von Lord Nelsons Sinnspruch: „Kriegsschiffe sind die besten Verhandlungsführer.“

1850 etwa blockiert die Navy monatelang den Hafen von Piräus, um die griechische Regierung dazu zu zwingen, einen Briten jüdischen Glaubens zu entschädigen - mit Erfolg. Ein antisemitischer Mob hatte dessen Anwesen geplündert und niedergebrannt.

Auf allen Ozeanen künden nun die Rauchschwaden britischer Dampfer von der Ankunft einer neuen Zeit. Die Ara der Segler geht zu Ende. Niemand findet für diesen Epochenwechsel ein besseres Bild als das größte künstlerische Genie der Insel, der Maler William Turner.

Im Jahr 1839 bannt er die letzte Fahrt der „Temeraire“ auf die Leinwand, eines Seglers aus der Schlacht von Trafalgar. Auf seinem Gemälde zieht ein kleiner, schwarzer, Qualm spuckender Schlepper das hölzerne Ungetüm im Abendlicht die Themse hinauf, dem Abwracker entgegen. Die stolze „Temeraire“, die einst die britische Flotte aus

Ihre Vormachtstellung auf allen Meeren erringt die Royal Navy noch im Zeitalter hölzerner Segler, doch ab etwa 1820 revolutionieren Dampfkraft und Eisen den Schiffbau. Die ersten kohlebefeuerten Gefährte bewegen noch zwei riesige Schaufelräder, wie die knapp 120 Meter lange »Persia«, aber in den 1830er Jahren entwickeln die Ingenieure eine weitaus effizientere Art des Antriebs: den Schiffspropeller



höchster Gefahr errettete, wirkt nur noch wie ein ausgebleichtes Geisterschiff. Wie das Relikt einer untergehenden Welt.

Denn mit den großen Segelschiffen verschwindet auch allmählich die alte Navy. Der Fortschritt, den die Dampfkraft symbolisiert, beschränkt sich nicht auf Maschinen - sondern zielt zugleich auf den Menschen.

Das 19. Jahrhundert ist das Zeitalter der Reform. Es gibt kaum etwas, das die Briten nicht voller Eifer modernisieren: Schulen, Gefängnisse, die Arbeitsbedingungen, das Wahlrecht, die Armenhilfe. Was die Zeitgenossen des Admiral Nelson an (meist schlechten) Lebensbedingungen noch hingenommen haben, ist nun nicht mehr akzeptabel. Bildung, Ordnung und Selbstkontrolle sind die neuen Ideale.

Bereits 1825 hat die Admiralität ihren Matrosen die traditionelle Rum-Ration halbiert und den Bierausschank bald darauf ganz verboten. Statt sich zu betrinken, sollen die Seeleute lernen: Bücher werden an Bord eines jeden Schiffes gebracht - rund 300 religiöse Werke und erbauliche Literatur.

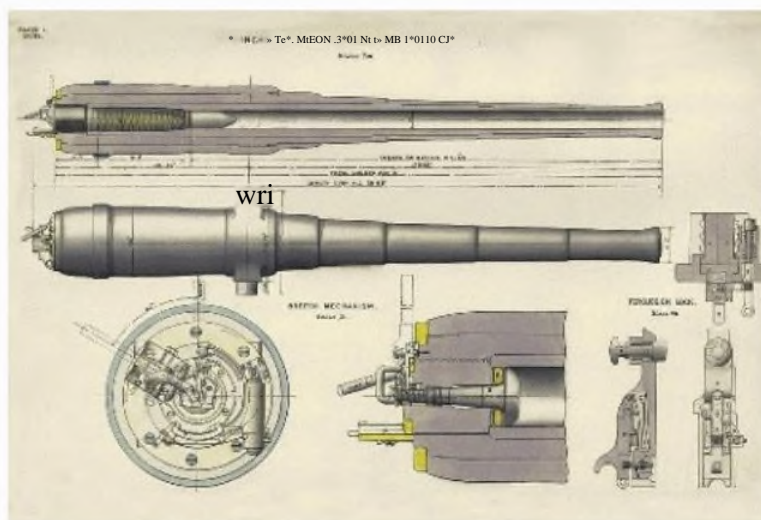
Zudem tragen die Seeleute nun Uniform. Ein Edikt legt genau fest, welche Kleidungsstücke in den Seesack gehören: blaue Jacken, weiße Hosen, Hemden, Strümpfe, Fäustlinge und schwarze Seidentaschentücher. Unteroffiziere dürfen sich als Zeichen ihres Ranges einen weißen Anker aufnähen.

Das verhasste „Schanghaien“, also die gewaltsame Rekrutierung, schafft die Regierung zwar nicht offiziell ab, aber die Marine entsendet kaum noch Greiftrupps in die Hafenstädte.

Um dennoch genug Nachwuchs zu gewinnen, lockt die königliche Flotte von 1853 an mit höherem Lohn, mehr Chancen auf Beförderung, Krankengeld, bezahltem Urlaub - und mit milderer Strafen: Die Kapitäne werden zur Mäßigung aufgerufen. Unteroffiziere dürfen sie ohnehin seit Längerem nur noch dann auspeitschen, wenn ein Kriegsgericht die Delinquenten zuvor dazu verurteilt hat.

Doch so viel sich auch ändert, die alten Hierarchien überleben - an der Spitze stehen weiterhin die Commissioned Officers vom Leutnant bis zum Admiral. Sie bilden die Elite unter den Offizieren, stammen meist aus der Oberschicht und tragen die Verantwortung für die wichtigsten Aufgaben an Bord.

Danach kommen die Warrant Officers, Männer, die meist eine besondere Tätigkeit ausüben und über spezielle



Statt massiver Eisenkugeln wie früher verschießen die neuen Geschütze der Royal Navy mit Sprengstoff gefüllte Granaten

Fähigkeiten und Kenntnisse verfügen: Steuermänner, Schiffszärzte, Kanoniere, Zimmerleute, Köche, Pfarrer, Proviantmeister und die Maschinisten, die sich um die Kessel kümmern.

Die größte Gruppe an Bord stellen *the hands*, die einfachen Seeleute. Sie klettern in die Takelage, schleppen Kohle und bedienen die Geschütze. Die Jüngsten an Bord sind die Schiffsjungen, die meist mit zwölf Jahren in die Marine eintreten. Die ältesten Matrosen haben die 70 schon überschritten.

In früheren Zeiten gingen die Neulinge bei den Veteranen in die Lehre. Von ihnen lernten sie alles, was ein Seemann wissen muss: wie man die 30 Meter hohen Masten erklimmt, die Segel setzt oder einholt, Knoten knüpft, gerissene Taue spleißt und das Schiff steuert.

Doch in einer Zeit rasanten Wandels genügen die über Jahrhunderte gesammelten Erfahrungen nicht mehr. Um ihre Stellung als mächtigste Marine der Welt zu verteidigen, muss die Navy ihren Männern die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft vermitteln.

Zu diesem Zweck liegt seit 1830 die „HMS Excellent“ vor der südenglischen Küste nahe Portsmouth. Auf dem ausrangierten Segler erprobt die königliche Flotte unter anderem neue Kanonen und drillt treffsichere Artilleristen.

Dort lernen die Seeleute, was die Flugbahn eines Geschosses beeinflusst: der Wind, das Schwanken des Schiffes, die Stärke des Pulvers. So fortschrittlich ist der Lehrplan der „Excellent“, dass er konservative Admirale überfordert.

Ein hoher Offizier, der kurz nach der Gründung der Schule die Examensfragen für junge Leutnants durchliest und manche nicht versteht, wettet gegen den „wissenschaftlichen Humbug“ und fordert die sofortige Schließung des Trainingszentrums - allerdings vergebens. Die Absolventen der „Excellent“ zählen bald zu den besten Schützen der Welt.

Die zukünftigen Offiziere lernen ihr Handwerk auf einem eigenen Schulschiff. Anders als früher muss nun jeder Bewerber einen echten Einstellungstest absolvieren. Zur Aufnahmeprüfung gehören eine medizinische Untersuchung, ein Diktat und mathematische Aufgaben.

Doch trotz aller Versuche, nun die Besten der Besten zur Navy zu holen: Entscheidend bleibt nach wie vor die vornehme Herkunft der Kandidaten, die fast alle aus alten Militärfamilien oder der Aristokratie stammen.

In einer Zeit ohne allgemeine Schulpflicht besitzen meist nur Kinder aus den einflussreicheren Schichten das nötige Wissen, um den Test zu bestehen.

Ohnehin lässt das von altem Standsdünkel dominierte Offizierskorps nur den Nachwuchs seinesgleichen zu der Prüfung zu. Die Mitglieder der britischen Eliten betrachten es weiterhin als ihr Geburtsrecht, dass ihre Söhne und Neffen das Offizierskorps dominieren.

Der Weg zum ersten eigenen Kommando indes ist für Offiziere lang: Zwei Jahre verbringen die Kadetten auf der

„Britannia“, $J_i \in \mathbb{N}$ einer Flussmündung in Devon festgemacht hat.

Jeder Tag beginnt mit einem Bad im kalten Salzwasser. Anschließend pauken die Jungen Mathematik, Navigation, Französisch, Zeichnen, Segeln und Signalkunde. Nach dem Unterricht stehen Cricket, Fußball und Quersfeldeinläufe auf dem Stundenplan. Wer das Abschlussexamen besteht, dient fünf Jahre auf einem Schiff Ihrer Majestät und wird dann zum Sub-Lieutenant befördert.

Die besten Absolventen können davon träumen, irgendwann einen Posten im Nervenzentrum der Navy zu bekommen: der Admiralty in London.

In dem Gebäude der Marineführung, nur wenige Hundert Meter vom Trafalgar Square entfernt, wo seit 1843 eine Statue Lord Nelsons auf einer gewaltigen Säule thront, laufen alle Informationen über die britische Flotte zusammen.

Per Brief und später auch per elektrischen Telegraphen erhalten die Chefs der Navy täglich Depeschen über die Position der eigenen Schiffe, die Bewegungen des Feindes, Probleme beim Nachschub. Rund 40000 Schreiben verfassen und lesen ihre Sekretäre im Jahr.

Lange war das höchste Gremium der Marine eine Clique reicher Adelliger, die sich vor allem von politischen Interessen treiben ließen. Doch mehrere Reformen verwandeln die Admiralität ab 1832 in eine höchst effektive Verwaltungsmaschine. Keine andere Seemacht ist ähnlich professionell organisiert.

Sechs hohe Beamte, die „Lords of the Admiralty“, tagen regelmäßig im Sitzungssaal der Marinebehörde, umgeben von Globen und Karten. Sie beraten über Rüstungsprojekte, legen die Strategien der Flotte fest und planen neue Einsätze - stets in Absprache mit dem Premierminister und dessen Kabinett.

Jeder von ihnen verantwortet eigene Bereiche, etwa die Werften, die Finanzen oder die Verpflegung der Seeleute. An ihrer Spitze steht der „First Lord of the Admiralty“, de facto der Marineminister des Königreiches. Als Mitglied des Regierungskabinetts vertritt er die Interessen der Navy vor dem Parlament.

Er ist allein den Abgeordneten und der Krone verantwortlich.



Kurz nach dem Bombardement von Alexandria entsenden die Briten ein Invasionsheer von 30 000 Mann nach Ägypten. Die Truppen gehen unweit des Suezkanals an Land und stoßen dann entlang einer Bahnlinie in Richtung der Hauptstadt Kairo vor

Eine erste Probe ihrer neuen Fähigkeiten liefert die Royal Navy im Krimkrieg, der 1853 ausbricht: Als der Zar in jenem Jahr das Osmanische Reich überfällt, entsenden Franzosen und Briten eine Invasionsarmee auf die Schwarzmeerhalbinsel, um wichtige Häfen der Russen zu erobern und St. Petersburg so zu Friedensverhandlungen zu zwingen.

Die königliche Flotte transportiert rund 30 000 Soldaten ins Kampfgebiet und versorgt die Truppen anschließend zwei Jahre lang mit Lebensmitteln und 1,4 Millionen Granaten. Es ist eine logistische Kraftanstrengung, die den Sieg der Alliierten erst möglich macht.

Die wahren Gewinner des Krimkrieges aber sind andere: Panzerschiffe und moderne Kanonen.

Denn nur wenige Wochen nach dem Beginn der Gefechte hat die - zu jener Zeit noch siegreiche - russische Flotte ein Geschwader des türkischen Sultans zerstört: ein Triumph mit bleibenden Folgen. Denn er führt der Welt zum ersten Mal die tödliche Wirkung einer neuen Waffe vor Augen.

Die Schiffe des Zaren feuern nicht mehr massive Eisenkugeln ab, sondern längliche Geschosse, die mit Sprengstoff gefüllt sind. Granaten. Während die alte

Munition nur klaffende Löcher in die hölzernen Bordwände schlug, dringen diese Projektile tief in die Rümpfe ein, ehe sie im Inneren explodieren und alles in Brand setzen.

Der Vater dieser Waffe ist der französische Ingenieur Henri-Joseph Paixhans. Er hat die „Bombenkanone“ 1822 erfunden - und hoffte, mit ihrer Hilfe die britische Vorherrschaft zu brechen.

Da den Franzosen aber die nötigen Kenntnisse fehlten, um zuverlässige Geschütze herzustellen, dauerte es noch zwei Jahrzehnte, bis sich die neuen Waffen auch einsetzen ließen.

Das Schicksal der türkischen Flotte schockiert Briten und Franzosen. Es macht ihnen auf einen Schlag bewusst, wie verletzlich ihre eigenen hölzernen Dampfer sind. Konnten die Kriegsschiffe eines Lord Nelson in einem Gefecht noch Dutzende Treffer verkraften, ehe sie sanken, so vermag nun ein einziges explosives Geschoss das ganze Gefährt zu zerstören.

Als Erster reagiert der französische Herrscher auf die neue Bedrohung: Napoleon III. schlägt vor, schwimmende Geschützplattformen aus Holz zu bauen, deren Außenwände er mit bis zu elf Zentimeter dicken Platten aus Schmiede-

eisen panzern lässt. An ihnen sollen die russischen Projektile abprallen.

Tatsächlich werden drei dieser Ungetüme ins Schwarze Meer geschleppt und erfolgreich im Krimkrieg eingesetzt, wo sie vor allem feindliche Festungen beschießen. Es ist die Geburtsstunde der Panzerschiffe - der „Ironclads“, wie sie die Briten nennen. Die Franzosen besitzen nun eine neue fortschrittliche Waffe, die in den Arsenalen des Empire fehlt.

Doch noch sind die Kolosse nicht fähig, sich über längere Zeit aus eigener Kraft fortzubewegen oder dem Wellengang auf den Ozeanen zu widerstehen.

Nach dem Ende des Krimkriegs tun die Franzosen alles, um ihren technischen Vorsprung zu verteidigen. Denn Napoleon III. träumt davon, zu erreichen, was seinem berühmten Onkel versagt blieb: die Macht des britischen Empire zu übertreffen.

Auf seinen Befehl hin entwickeln französische Ingenieure das erste hochseetaugliche Panzerschiff. Als die fast 80 Meter lange „Gloire“ („Ruhm“) im Jahr 1859 vom Stapel läuft, sind die Briten entsetzt. Die Wunderwaffe der Franzosen ist so konstruiert, dass ihr knapp zwölf Zentimeter dicker Eisenmantel jeder bekannten Kanone widersteht.

Über Nacht sind alle existierenden Kriegsschiffe der Welt de facto veraltet.

Nun bricht Panik aus im Königreich. Seit dem Sieg von Trafalgar war die Alleinherrschaft der Royal Navy niemals in so großer Gefahr. Vor dem Parlament in London muss der First Lord of the Admiralty gestehen, dass die königliche Marine nicht mehr in der Lage wäre, die heimische Küste zu verteidigen. Denn mit Schiffen wie der „Gloire“ könnten die Franzosen Tausende Soldaten binnen kurzer Zeit auf die Britischen Inseln bringen.

Doch das Imperium schlägt zurück: mit jener Kraft, die nur das Mutterland der Industriellen Revolution besitzt. Im Gegensatz zur „Gloire“, deren Eisenhaut sich über einen hölzernen Rumpf spannt, plant der britische Chefentwickler Watts ein komplett eisernes Schiff.

Auf einer Werft in London entsteht bis 1861 die „Warrior“ („Krieger“): 50 Meter länger als die „Gloire“, stärker gepanzert - und dennoch schneller.

Und die Royal Navy belässt es nicht bei einem Ironclad. Während es den Franzosen an modernen Werften und Rohstoffen mangelt, nutzen die Briten nun die ganze Wucht ihrer Industrie, um stärkste Seemacht zu bleiben.

Zur Mitte des 19. Jahrhunderts produziert das Königreich zwei Drittel der weltweit geförderten Kohle, die Hälfte des Eisens und 70 Prozent des Stahls. Glasgow, Newcastle und Sunderland sind die internationalen Metropolen des Schiffbaus. Die Marinebasis von Portsmouth mit ihren Docks und Werkstätten ist das größte Industriegelände der Erde.

Als 1862 im amerikanischen Bürgerkrieg erstmals zwei gepanzerte Schiffe in einer Schlacht aufeinandertreffen - die „Monitor“ der Nordstaaten gegen die „Virginia“ der Rebellen -, haben die Briten dank ihrer Fabriken ihre alte Stellung bereits wieder zurückerobert.

Die Franzosen sorgen sich zudem schon bald mehr um das aufstrebende Preußen unter dem neuen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck als um Londons Flotte. Paris gibt im Kampf um die Weltmeere auf.



Königin Viktoria befiehlt nun 240 Schiffe und 40 000 Seeleute, das größte und schlagkräftigste Marinegeschwader der Welt. Wenn sie sich in ihrem Landsitz Osborne House auf der Isle of Wight erholt, kann sie die gewaltigen Dampfer beobachten, die Portsmouth ansteuern oder verlassen.

In den folgenden Jahrzehnten entwickelt sich die Navy ständig weiter, tauscht die alten Vorderlader-Kanonen durch neue Hinterlader aus, die einfacher und rascher nachgeladen werden können.

Sie führt erste Torpedos ein und testet frühe Unterseeboote. Zudem sind die Läufe der neuen Kanonen mit Rillen versehen, die den Projektilen einen stabilisierenden Drall verleihen. So gewinnen sie noch mehr Durchschlagskraft.

Bald werden Hochdruckkessel mit neuartigen, leistungsfähigeren Dampf-

maschinen kombiniert. Die „Lightning“, die 1876 vom Stapel läuft, erreicht bereits eine Geschwindigkeit von 18,5 Knoten (etwa 34 km/h).

Fünf Jahre später wird die „Inflexible“ in Dienst gestellt, auch sie ein Panzerschiff. Sie trägt ihre großen Kanonen nicht mehr im Rumpf, sondern in drehbaren Geschütztürmen auf Deck und kann so gleichzeitig in verschiedene Richtungen feuern.

Es ist eine revolutionäre Neuerung, mit der die Konstrukteure Ihrer Majestät das alte Prinzip der Segelkriegsschiffe endgültig überwinden werden.

Nie zuvor war die königliche Schlachtflotte so schlagkräftig wie um 1880. Und nie zuvor hatte sie so wenig zu tun. Die gefährlichste Waffe des Empire ist nun derart furchteinflößend, dass sie praktisch nie eingesetzt werden muss. Sie zwingt fremde Herrscher dazu, ihre Differenzen mit dem Imperium friedlich beizulegen, noch *ehe* die Briten ihre Geschwader entsenden.

Die Bombardierung von Alexandria ist die große Ausnahme: der einzige Kampfeinsatz der mächtigen Kriegsschiffe in mehr als sechs Jahrzehnten. Zwischen dem Krimkrieg und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs wird die britische Schlachtflotte ansonsten in keine einzige Schlacht geschickt.

Das Land am Nil ist seit 1869 von besonderer Bedeutung für das Empire. In jenem Jahr ist der Suezkanal, der den Seeweg nach Indien um mehr als 7000 Kilometer verkürzt, eröffnet worden. Fortan verläuft die Lebensader des Reichs durch Ägypten - und die Briten sind fest entschlossen, sie zu schützen.

Als dort im Frühling 1882 eine innenpolitische Krise eskaliert, entsendet die Marine ihre stärksten Schiffe unter dem Kommando von Admiral Beauchamp Seymour. Am Morgen des 20. Mai treffen die ersten Dampfer in der Hafenstadt Alexandria ein.

Seit Wochen bedrängen die ägyptischen Offiziere ihren Herrscher, einen Vasallen des osmanischen Sultans. Sie fordern, dass er sich endlich gegen den Einfluss der Europäer zur Wehr setzt, bei denen er hochverschuldet ist.

Mit den Schlachtrufen „Ägypten den Ägyptern“ und „Tod den Christen“

> Ägypten



Mitte September 1882 treffen die britischen Invasoren westlich des Suezkanals auf die ägyptische Armee. Die einheimischen Truppen haben ihre Stellungen mit Schützengräben und Schanzwerken stark befestigt. Um sie dennoch zu besiegen, wählen die Generäle des Empire eine gewagte Taktik: Sie führen ihre Truppen in der Dunkelheit heran - und überraschen die Ägypter in den ersten Morgenstunden. Mit Erfolg

hetzen die Führer der Armee gegen Briten, Franzosen und andere Ausländer in dem Land. Am 11. Juni greift eine aufgebrauchte Menge in Alexandria Dutzende Europäer an.

Sie schlagen ihre Opfer nieder, treten und prügeln auf sie ein. Auch vier Offiziere des britischen Kriegsschiffs „Superb“ werden beim Landgang von den Aufständischen attackiert. Ein Soldat erliegt seinen Wunden, seine Kameraden können gerade noch entkommen.

Plündernd ziehen die Ägypter durch die Häuser und Geschäfte des europäischen Quartiers von Alexandria, des reichsten Viertels der Stadt.

Admiral Seymour versucht zunächst nicht, den Mob mit seinen Soldaten aufzuhalten - vermutlich, weil er die Lage an Land als zu unübersichtlich einschätzt. Zudem will London einen Militäreinsatz um jeden Preis vermeiden. Vor allem aber beunruhigt den Befehlshaber, was die ägyptische Armee plant.

Schon vor den Angriffen auf die Europäer haben die aufrührerischen Offiziere die Festungen im Hafen Alexandrias mit neuen Geschützen verstärkt. Und zudem mehrere Erdwälle aufschich-

ten lassen, um die Stadt vor den Briten zu schützen.

Nun übermittelt Seymour den Ägyptern ein Ultimatum: Sollten sie ihm die Forts nicht innerhalb von 24 Stunden übergeben, werde seine Flotte sie zerstören. Seine Widersacher reagieren nicht.

Als am 11. Juli 1882 die Sonne aufgeht, ist die Frist abgelaufen. Um sieben Uhr gibt Seymour den Angriffsbefehl.

E

Einen Tag nach dem Bombardement hängt eine drückende Hitze über der Stadt. Die Briten schicken ein Boot von Schiff zu Schiff, um ihre Toten zu sammeln und sie anschließend auf See zu bestatten.

Langsam fährt die „Inflexible“ an den Forts entlang, um die Schäden zu inspizieren: Die Mauern sind von derart

vielen Einschlägen vernarbt, dass die Matrosen die Zahl der Treffer nicht bestimmen können.

Jener Ort, an dem sich das explodierte Munitionsdepot der Ägypter befunden hat, ist nun übersät mit Steinen, Geschosssplittern und verkohlten Balken. Umgeworfene Kanonen liegen meterweit von ihren Verankerungen entfernt. Das Minarett der alten Zitadelle ist zur Hälfte eingestürzt, die gesamte Westfront des Bollwerks mit seinen Türmen zerschmettert.

Die Angreifer blicken auf eine Ruinenlandschaft, doch nach wie vor haben sich die Ägypter nicht offiziell ergeben. Daher feuert die „Inflexible“ noch einmal mehrere Granaten ab - dorthin, wo die Briten weiterhin feindliche Truppen vermuten. Dann erst erkennen die Angreifer weiße Flaggen auf den Festungen ihrer Gegner.

Am Nachmittag schickt Admiral Seymour eines seiner Kanonenboote in den Hafen, um einen ägyptischen Offizier zu suchen, mit dem er eine Waffenruhe aushandeln kann.

Nur: Es findet sich niemand. Die Stadt scheint verlassen. Irgendjemand

aber muss Feuer gelegt haben - denn von der Hafenmole aus können die Briten eine Brandsäule sehen, die sich rasch im Zentrum der Metropole ausbreitet.

In der folgenden Nacht beobachten die Matrosen Ihrer Majestät, wie die vornehmsten Viertel Alexandrias in Flammen stehen; der Himmel ist glutrot erleuchtet, die Küste in dichten Qualm gehüllt.

Ein Voraustrupp, den Seymour entsendet, meldet dem Admiral, dass die ägyptische Armee die Stadt geräumt und angezündet habe. Jetzt erst entschließt sich der britische Oberbefehlshaber, Alexandria zu besetzen.

Binnen weniger Stunden gehen 800 Mann an Land. Die Schlachtschiffe der Royal Navy nehmen unterdessen ihre Kampfpositionen auf Reede ein - für den Fall, dass die Ägypter doch noch einmal angreifen sollten.

Die Marinekämpfer sind die ersten von insgesamt 30 000 Soldaten, die Großbritannien in den folgenden Wochen ins östliche Mittelmeer schickt. Sie kommen aus dem ganzen Empire, aus England, Malta, Gibraltar, Zypern, Aden und Bombay, und gehen in Ägypten an Land. Ihr Ziel: die aufständischen Offiziere endgültig zu besiegen - und den Suezkanal zu sichern.

Schon in der zweiten Augushälfte kontrollieren die Briten die gesamte Kanalzone. Wenige Wochen später treffen sie mit rund 13000 Soldaten westlich der künstlichen Wasserstraße auf die ägyptische Armee, die über 20 000 Kämpfer verfügt. Am 13. September 1882 kommt es zu einem weiteren Gefecht.

Die Schlacht von Tel-el-Kabir dauert allerdings nur 30 Minuten. Während auf britischer Seite nur 57 Mann sterben, verlieren die rebellischen Obristen rund 2000 Mann und erleiden eine vernichtende Niederlage. Ihr Anführer wird von den Invasoren festgenommen und zum Tode verurteilt, später aber begnadigt und nach Ceylon verbannt.

Ägypten behält zwar eine eigene Regierung. De facto aber steht das Land am Nil fortan unter der Kontrolle Londons: Die wahre Macht üben Vertreter der Krone sowie Generalkonsule aus. Der

einheimische Herrscher ist nur noch eine fürstliche Marionette, wie es sie so viele im Empire gibt.

Gegenüber den anderen europäischen Regierungen betont London zwar immer wieder, dass seine Truppen nur vorübergehend in Ägypten stationiert seien. Tatsächlich werden sie bis 1956 bleiben.

Die Royal Navy genießt nach ihrem Sieg bei Alexandria enormes Prestige. Mit fantasievollen Stichen schildern die Illustrierten im Inselkönigreich ihren Lesern jedes Detail des Bombardements. Matrosen werden zu gesellschaftlichen



Mit der Niederschlagung der Revolte beginnt die britische Besatzung Ägyptens

Vorbildern erklärt; es sind Sympathieträger, mit denen Seifen- und Tabakhersteller ihre Produkte bewerben.

Und doch sorgen sich die Briten zunehmend um ihre Marine. Vielleicht sind es gerade die langen Jahrzehnte der unangefochtenen Vorherrschaft, die den Zweifel säen. Ist die königliche Flotte wirklich noch in der Lage, alle Rivalen zu übertrumpfen?

Etliche Experten spekulieren über die relative Schwäche der Royal Navy. Denn auch Franzosen und Russen beginnen nun, ihre Flotten aufzurüsten.

Um jede Kritik zum Schweigen zu bringen - und das eigene Selbstbewusstsein zu demonstrieren -, verabschiedet das Parlament in London am 7. März 1889 den „Naval Defence Act“.

Das Gesetz schreibt jenen Grundsatz fest, an dem sich die Admiralität - inoffiziell - schon seit der Schlacht von

Trafalgar orientiert: Die königliche Flotte soll immer so viele Schiffe besitzen wie die beiden nächststärksten Mächte zusammen. Um diesen „Two-Power-Standard“ zu erreichen, bewilligen die Abgeordneten 21,5 Millionen Pfund für den Ausbau der Royal Navy.

Noch immer, so scheint es, gilt der Vers aus der inoffiziellen Nationalhymne, die patriotische Briten und Seeleute so gern singen: „Britannia rule the waves!“ Britannien beherrsche die Wellen.

Doch jenseits des Kanals, im Deutschen Reich, zeichnet sich längst eine neue Bedrohung ab. Sie wird sich als stärker erweisen als alle Herausforderungen der Vergangenheit.

Denn Wilhelm II., der junge deutsche Kaiser, der 1888 seinem Vater auf den Thron gefolgt ist, träumt von Weltpolitik und „einem Platz an der Sonne“, also einem eigenen Kolonialreich. Wilhelm, Sohn einer englischen Prinzessin und Enkel von Königin Viktoria, weiß nur zu gut, was das Deutsche Reich dafür benötigt: eine eigene Schlachtflotte.

Deutschland ist fest entschlossen, es dem Empire gleichzutun. Mit dem ersten Flottengesetz, das der Reichstag 1898 verabschiedet, beginnt der Angriff auf die britische Vorherrschaft zur See. Es ist eine Attacke, die das Fundament des Weltreichs bedroht.

Und anders als alle Herausforderer des 19. Jahrhunderts, besitzen die Deutschen genügend Eisen, Stahl, Geld und Fabriken, um sich mit der Macht des Empire zu messen.

So entbrennt jener verhängnisvolle Wettstreit, der die viel gerühmte „Pax Britannica“ für immer zerstört - und die Menschheit in einen Weltkrieg stürzen wird. ^

Hauke Friederichs, /g. 1980, ist Journalist in Hamburg.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: J. R. Hill (Hg.), „The Oxford Illustrated History of the Royal Navy“. Oxford University Press: gut geschriebener, reich bebildeter Überblick der gesamten britischen Marinegeschichte. Jeremy Black. „The British Seaborne Empire“, Yale University Press: Standardwerk eines renommierten Militärhistorikers.

DER GRIFF NACH AFRIKA



Mit 17 Jahren hat Cecil Rhodes (hier bei einer Rast) seine englische Heimat verlassen und sich in Südafrika zunächst als Baumwollpflanzer versucht. Um 1890 kontrolliert er die dortige Diamantenindustrie und steuert als Premierminister die Geschichte der Kapkolonie

Im ausgehenden 19. Jahrhundert strebt das Empire seinem Höhepunkt entgegen. Vor allem auf dem afrikanischen Kontinent unterwerfen die Briten in kurzer Zeit gewaltige Territorien. Kein Mann verkörpert diese Ära imperialer Hybris so sehr wie Cecil Rhodes, Pfarrerssohn, Diamantenkönig und Erzimperialist. Getrieben von dem Traum, die britische Lebensart vom Kap bis nach Kairo zu verbreiten, rafft er um 1890 im Süden Afrikas im Alleingang sein eigenes Reich zusammen - und benennt es sogar nach sich: Rhodesien ----- Von Jörg-uwe albig



D

Die Zivilisation kommt mit Kaliber .45 und 500 Schüssen pro Minute. Ihre Überzeugungskraft ruht auf einem Stativ und einem raffinierten Mechanismus, der den Rückstoß der Geschosse zum Auswerfen und Neuladen der Munition nutzt. Schon die Handhabung beweist ihre Überlegenheit: Ein einziger Druck auf den Abzug, und sie feuert ohne Pause.

Die Barbarei hat keine Chance. Binnen weniger Augenblicke fallen 1500 Männer vom Volk der Ndebele wie gemähtes Gras. Die Überlebenden können sich den blitzartigen Massentod ihrer Brüder nur durch das Wirken eines bösen Geistes erklären, den sie nach seiner furchtbaren Stimme *scockacocka* nennen.

Der Geist wohnt in einer neuen Waffe, die sich in diesem Jahr 1893 anschickt, den afrikanischen Kontinent zu erobern: Es ist das vollautomatische Maschinengewehr, 1884 erfunden von einem US-Ingenieur namens Hiram Maxim, doch bald schon Symbol für den Imperialismus des Britischen Empire. So wirksam tötet sie für den Aufbau des Kolonialreiches, dass Königin Viktoria den Erfinder 1901 zum Ritter schlägt.

Doch so verheerend die Waffe wirkt - in den Köpfen derer, die sie einsetzen, ist sie ein Erziehungsinstrument: „Wenn sie auf eure Lehren nicht hören wollen“, singen britische Soldaten, die mit ihr Afrika durchkämmen, „gebt ihnen noch eine Predigt mit dem Maxim-Gewehr.“

Auch wenn diese tiefschwarze Pädagogik zynisch anmutet, so klingt sie in den Ohren vieler Landsleute im Königreich wie purer Idealismus. Denn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts strebt Britannien nicht mehr einfach nach Gold, Macht und Absatzmärkten.

Es hat jetzt eine Mission.

„Im 18. Jahrhundert war das Britische Empire bestenfalls amoralisch“, wird der Historiker Niall Ferguson später in Erinnerung rufen. Das habe sich im Reich der Königin Viktoria, die 1837 den Thron bestieg, geändert. „Die Viktorianer“, schreibt Ferguson, „hatten erhabener Bestrebungen. Sie träumten nicht nur davon, die Welt zu beherrschen, sondern sie zu erlösen. Es genügte ihnen nicht mehr, andere Rassen auszubeuten: Jetzt wurde es ihr Ziel, sie zu verbessern.“

Dieser kurze Krieg im Jahr 1893 jedenfalls, bei dem das Maxim-Maschinengewehr zu einem seiner ersten Kampfeinsätze kommt, beseitigt die Rückständigkeit der Verlierer ein für alle Mal. Als die Waffen schließlich schweigen, hat das Land der Ndebele - jenes Gebiet zwischen den südafrikanischen Flüssen Limpopo und Sambesi, auf dem dereinst der Staat Simbabwe entstehen wird - einen neuen Herrscher.

Einen Mann, der die hehren Werte des Empire vertritt wie kein anderer: Cecil Rhodes, der Direktor der British South Africa Company, König der südafrikanischen Diamantenindustrie und einer der reichsten Männer der Welt.

Mit einem Offizier und 20 weißen Söldnern, deren Schwertscheiden gegen die Flanken ihrer Pferde klatschen, reitet Rhodes am 4. Dezember 1893 in die kurz zuvor eroberte Ndebele-Hauptstadt Bulawayo ein. Er sitzt locker im Sattel, seine Kleidung ist nachlässig, die Züge zerfurcht, der weiche Hut sitzt tief in der Stirn. In knappen Sätzen hält er eine Rede an seine Männer: Sie hätten, lobt er, nicht nur „die weitere Ausdehnung des Britischen Empire“ erstritten, sondern der „Herrschaft der Wilden südlich des Sambesi ein Ende bereitet“.

Auch Cecil Rhodes, der Pfarrerssohn aus der Kleinstadt Bishop's Stort-

Marktplatz in Südafrika, um 1890. Gut 80 Jahre zuvor haben die Briten die Herrschaft am Kap von den Niederländern übernommen und später auch an der Ostküste eine Kolonie gegründet (siehe Karte Seite 135). Die Siedler betreiben Landwirtschaft und Viehhandel; Industrie und Gewerbe gibt es anfangs kaum - bis Pioniere in das an Bodenschätzen reiche Landesinnere vorstoßen



ford bei London, glaubt an die Mission. Er glaubt an die Optimierung der Welt im Zeichen der britischen Krone. Für ihn ist die „angelsächsische Rasse“ schlicht „die beste, die menschlichste, die ehrenwerteste“ der Welt: „Je mehr von der Welt wir bewohnen, desto besser für das Menschengeschlecht.“

Und weil in den Atlanten die britischen Gebiete seit Langem in rotem Rot erscheinen, ist diese Farbe das Wasserzeichen seiner Ambition: „Das alles muss rot angemalt werden“, dekretiert er vor einer Afrikakarte. Und zeichnet forsch mit Bleistift dem Abbild des Kontinents, das in seinem Büro hängt, seinen größten Traum ein: eine Bahnlinie vom

Bis 1806 prägten die Buren, Nachfahren zumeist niederländischer Siedler, die Region am Kap. Dann weichen sie vor den Briten aus und gründen weiter nordöstlich der Kapkolonie zwei Republiken: Transvaal und den Oranje-Freistaat (Treck in Südafrika)





Dort, in den Einöden am Orange River, haben Farmer 1867 die bis dahin reichsten Diamantenfelder der Welt entdeckt.

Für einen Jüngling von zarter Gesundheit wie Cecil muss die Siedlung der Glückssitter, die bald nach dem britischen Kolonialminister Kimberley heißen wird, eine Hölle sein.

Sie liegt in einer bäum- und wasserlosen Ebene, schutzlos der glühenden Sonne ausgesetzt, eingehüllt von Staubwolken und Fliegenschwärmen. Ein Labyrinth aus Zelten und Planwagen, eng um die beiden größten der vier Minen gedrängt. Eine Kloake, geplagt vom Gestank der Gräben, die als Latrinen dienen, und der Überreste geschlachteter Ochsen, Schafe und Ziegen, die in der Hitze faulen.

Das Herz von Kimberley ist der „Marktplatz“, eine leere Sandfläche, flankiert von hastig aufgebauten Buden aus Brettern, Planen und Wellblech: Hier

Kap bis nach Kairo, die ausschließlich durch (zum großen Teil noch zu erobernde) Kolonien seiner Königin führen soll.

Am 1. September 1870, kurz nach seinem 17. Geburtstag, ist Rhodes mit ansehnlichen 2000 Pfund Zehrgeld von seiner Tante in Durban an der Ostküste Südafrikas gelandet, wo sein älterer Bruder Herbert bereits als Baumwollfarmer Fuß gefasst hat: Hier soll Cecil, so wünscht es die Familie, unter südlicher Sonne sein schwaches Herz kräftigen.

Südafrika, das ist Bauernland, fast ohne Industrie und Gewerbe - und vor allem: ein Flickenteppich. Denn zu jener Zeit besteht der Süden des Kontinents aus drei Herrschaftsgebieten (siehe Karte Seite 135), deren Bewohner einander misstrauisch belauern:

- aus der Kapkolonie im Süden sowie der Provinz Natal an der Ostküste, beide in britischer Hand;
- aus Transvaal und dem Oranje-Freistaat, den beiden Republiken der Buren - Nachkommen vor allem niederländischer Siedler -, die vor der 1806



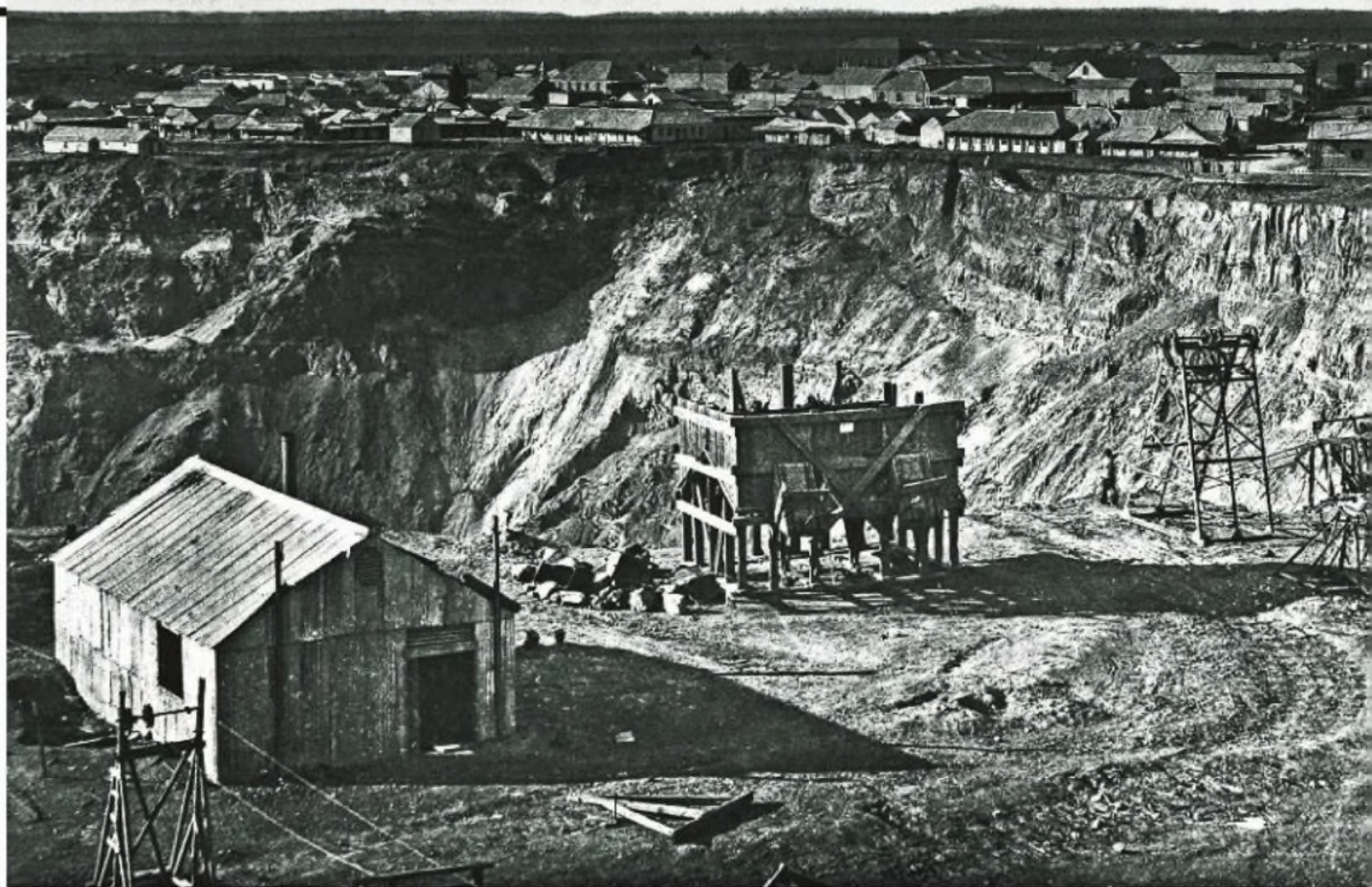
etablierten britischen Herrschaft am Kap ins Landesinnere ausgewichen sind;

- und schließlich aus den versprengten, kaum durch feste Grenzen definierten Wohngebieten jener afrikanischen Völker, die noch nicht von den weißen Eindringlingen unterjocht sind.

Nach kurzer Zeit folgt Rhodes dem Bruder ins (bald ebenfalls britisch beherrschte) Landesinnere, wo Herbert eine neue Erwerbsquelle aufgetan hat:

Wie die Briten verstehen sich die Buren als von Gott auserwähltes Volk: Auch die calvinistischen Kolonisten unterjochten die afrikanischen Stämme

1867 entdecken Farmer am Orange River nördlich der Kapkolonie die bis dahin reichsten Diamantenfelder der Welt. In den in eine Vielzahl von Claims unterteilten Minen nahe der Stadt Kimberley macht Cecil Rhodes sein erstes Geld - und kauft schließlich sämtliche Gruben auf (Mine in Kimberley, um 1888)



können die glücklichen Finder ihre funkelnde Ware an Händler verkaufen - und den Erlös gleich in einer der improvisierten Kneipen in Schnaps umsetzen

Die Lebensader der Stadt aber sind die Minen, aufgeteilt in 470 Claims, jeder nur etwa 90 Quadratmeter groß und durch Unterverpachtung noch weiter zerstückelt. Dort, in den 20 Meter tiefen, offenen Gruben, verrichtet ein Heer von billigen schwarzen Wanderarbeitern die Drecksarbeit. Eimer um Eimer füllen die Männer mit Erde, Geröll und Gestein, hieven den Aushub mit Seilwinden an die Oberfläche, verfrachten ihn mit Karren und Maultieren zu den Sieben und Sortiertischen - wo die weißen Herren wie Rhodes das Durchkämmen der Beute nach Schätzen überwachen.

Die Diamantensucher sind ein derbes Volk. Es sind Abenteurer aus London und Dublin; Veteranen der Goldräusche von Kalifornien und Australien; Quacksalber und Hochstapler, ausgemusterte Offiziere und Deserteure.

Zwischen diesen Männern ist der junge Rhodes ein Fremdkörper; ein einsamer Sonderling mit schlurfendem Gang und schriller Stimme. Als sein Bruder die Diamantenfelder verlässt, um anderswo neue Abenteuer zu suchen,

bleibt er allein zurück, sein einziger Vertrauter ein plumper Mischlingshund ohne Schwanz. Seine Mitmenschen bedeuten ihm nicht viel.

R

Rhodes aber weiß, wem er bei Geschäften trauen kann: Im Nachbar-Claim trifft er den 28-jährigen Charles Donnell Rudd, der ihm von ähnlichem Schlag zu sein scheint. Sie beschließen, gemeinsam auf die Jagd nach Reichtum zu gehen.

Rudd ist es auch, der die Idee hat, den Ertrag an Diamanten durch das Trockenlegen jener Minen zu verbessern, die manchmal nach langen Dürreperioden von plötzlichen Regenfluten überschwemmt werden. Die beiden Partner kaufen einem Farmer eine Pumpe ab - und erwirtschaften so aus den Notlagen

ihrer Konkurrenten bald genug Kapital, um deren Claims nach und nach aufzukaufen. Rhodes hat sogar ausreichend Mittel, acht Jahre lang zwischen Südafrika und Großbritannien zu pendeln, um nebenbei in Oxford zu studieren.

Derweil entwickelt sich die Diamantensuche vom Glücksspiel zur Industrie - und Kimberley wird zur Stadt.

Kirchen, Schulen, Bibliotheken und Abstinenz-Klubs verdrängen Kneipen und Bordelle. Im neu gebauten Vorort Belgravia verwöhnen sich reiche Siedler in geziegelten Villen mit allen Segnungen moderner Zivilisation. Der anarchische Kampf eines jeden gegen jeden ist vorbei: Wer Geld hat, schließt sich jetzt mit anderen Kapitalstärken zu mächtigen Gesellschaften zusammen.

Auch Rhodes strebt nun zur Größe. 1880 gründet er mit Rudd und anderen Diamantensuchern rund um eine Mine die De Beers Mining Company mit einem Stammkapital von 200 000 Pfund - und übernimmt Direktorenposten bei vier weiteren Gesellschaften. Aus einem Crash, der die 1881 gegründete Börse von Kimberley noch im selben Jahr heimsucht und viele Konkurrenten in den Ruin treibt, geht er gestärkt hervor. 1887 gehören De Beers alle Claims der Mine.

Umgehend macht sich Rhodes daran, eine weitere Mine seinem Imperium einzuverleiben, deren Mehrheit ein ehemaliger Music-Hall-Entertainer kontrolliert. In einem verbissenen Bieterwettstreit um die Aktienmehrheit, der Rhodes die sagenhafte Summe von fünf Millionen Pfund kostet, trägt er schließlich den Sieg davon.

Cecil hat ein sicheres Gespür dafür, wer ihm nutzen kann, entwickelt ein Geschick, sich Politiker zu verpflichten, Kirchenmänner und Bürokraten - wenn es sein muss, mit Geld. Jeder Mann, das ist sein Glaubenssatz, „hat seinen Preis.“ Und je mehr Menschen er kauft, desto mehr neue fallen ihm zu.

Doch liegt es am heroischen Zeitgeist der Viktorianer, der stets nach hochherzigen Taten verlangt, dass ihm das Streben nach Reichtum bald nicht mehr genügt? „Ich kann mir nicht helfen“, schreibt er 1875 seinem zweiten Bruder Frank, „ich habe das Gefühl, ich bin für bessere Dinge gemacht.“ Was sei

ein Leben auf der Jagd nach Geld schon wert: so ganz „ohne Sinn und Ziel“?

Rhodes sehnt sich nach einem Auftrag. Er findet ihn in den imperialistischen Träumen seiner Zeit — die er zur wahnhaften Utopie überhöht. Sein Ziel ist jetzt die Herrschaft der britischen „Rasse“ über „die gesamte unzivilisierte Welt“. Seine Aufgabe: das Heil britischer Lebensart auch in jene Gegenden zu tragen, die „derzeit von den abscheulichsten Menschentypen bewohnt“ seien.

Vor allem ein Kontinent biete sich einer solchen Veredelung an: „Afrika liegt immer noch für uns bereit“, stellt er fest, „es ist unsere Pflicht, es zu nehmen.“

Ein geradezu religiöser Fanatismus beseelt den Agnostiker Rhodes jetzt, und es ist nur folgerichtig, dass er sein Credo in einem „Glaubensbekenntnis“ festhält (das er bei einem Anwalt in Kimberley hinterlegt) und eine Gemeinde gründen will: eine „Kirche für die Vergrößerung des Britischen Empires“ - ja für die „Ausdehnung britischer Herrschaft über die ganze Welt“.

Ein Geheimbund schwebt ihm vor, eine „Gesellschaft der Auserwählten“ nach dem Vorbild des Jesuitenordens (in dessen Statuten man, so Rhodes, nur den Begriff „römisch-katholische Religion“ durch „Empire“ ersetzen müsse).

So elitär das Projekt daherkommt — sein Ziel ist alles andere als eine Fantasie

der wenigen. Es ist ein Ideal, das sich, wie der zeitgenössische Schriftsteller Gilbert K. Chesterton anmerkt, nicht von dem „irgendeines Cockney-Angestellten in Streatham“ unterscheidet: der „Bodensatz eines Darwinismus, der nicht nur abgestanden, sondern schon giftig geworden“ sei.

1859 hat der Biologe Charles Darwin mit seinem Buch „Über die Entstehung der Arten“ die Evolutionstheorie durchgesetzt. Jetzt dient seine Lehre vom *survival of the fittest* dazu, die Herrscherfantasien eines ganzen Volkes zu munitionieren: Wer in der Lage ist, sein Territorium derart erfolgreich auszudehnen, wie es die Briten tun, beweist der nicht überlegene *fitness*?

Schon der Blick auf die Weltkarte, die sich von Jahr zu Jahr satter mit dem imperialen Rot einfärbt, muss den Insulanern das Gefühl der Auserwähltheit eintlösen. Und schon Darwin selbst hat ja auf seiner fünf Jahre währenden Weltumsegelung beim Anblick kolonialer Ordnung stets „großen Stolz und erhebliche Befriedigung“ empfunden: „Die britische Fahne zu hissen scheint als sichere Folge Reichtum, Wohlstand und Zivilisation nach sich zu ziehen.“

In diesen Jahren zwischen 1875 und 1900, in denen ein Expansionsschub das Empire aufbläht und ihm 90 Millionen neue Untertanen von Uganda bis Birma hinzuerobert, hält das Pathos der gewaltvollen Erlösung der Welt triumphalen Einzug in den britischen Alltag.

Romanautoren verwandeln die Feldzüge in aufbauende Spannungslektüre. Schlager besingen blutige Schlachten im Sudan. Paraden nach dem Muster römischer Triumphzüge ziehen durch London, in denen Vertreter der unterworfenen Völker als Beispiele gezähmter Barbarei marschieren. Kolonialausstellungen führen Zulukrieger vor unter dem Motto „Greater Britain“. Und ein Seifenhersteller preist seine Rezeptur als „Formel der britischen Eroberung“ an: „zum Aufhellen der dunklen Ecken der Erde beim Vormarsch der Zivilisation“.

Rhodes geht daran, seine eigenen Lichter zu setzen. Er ist ein ungelinker Redner, doch ein erfolgreicher Unterneh-

Arbeiter in einer Mine von Kimberley, um 1900. Wie viele seiner Landsmänner sieht sich Cecil Rhodes als Erzieher der Schwarzen, denen man die »Künste der Zivilisation« durch harte Arbeit nahebringen müsse





Das Streben nach Reichtum genügt Rhodes (2. Reihe, 3. v. l.) nicht. »Ich habe das Gefühl, ich bin für bessere Dinge gemacht«, schreibt er 1875. Sechs Jahre später wird er in das Parlament der Kapkolonie gewählt

mer, und so haben ihn die Siedler 1881 ins Parlament der Kapkolonie gewählt.

Umgehend peitscht er einen Gesetzesvorschlag der Minenbesitzer durch, der die Kasernierung der schwarzen Arbeiter in eingezäunte Barackenlager vor den Städten erzwingt. Das soll sie angeblich zum einen an der Hehlerei mit gestohlenen Steinen hindern, zum anderen die Desertion zur besser zahlenden Konkurrenz unterbinden.

Stolz ist Rhodes auch auf ein Gesetz, das Schwarze in Arbeitsreservate abseits der weißen Gesellschaft zusammenzieht, wo sie auf Vier-Morgen-Landparzellen mittels harter Fron „die Künste der Zivilisation lernen“ sollen. Und als die Abgeordneten über den „Masters and Servants Act“ abstimmen, der die Züchtigung von schwarzen Untergebenen erlauben soll, schlägt er sich entschieden auf die Seite der Peitsche.

Er begreift sich ja selbst als Erzieher der Schwarzen: als strengen, aber gerechten „Vater der Eingeborenen“, in denen er „Kinder“ sieht. Denen will er, im Einklang mit den imperialen Ideologien seiner Zeit, die „Würde der Arbeit“ einbläuen — eine Lieblingsidee der viktorianischen Ara, die der deutsche Historiker Peter Wende später „Erziehungskolonialismus“ nennen wird.

Es gibt Geschichtswissenschaftler, die den pädagogischen Wahn von Rhodes auf dessen Familienkonstellation zurückführen: auf die ödipale Rivalität mit dem strengen Vater. Der habe ihm, erinnert sich Cecil, mit seiner unbarmherzigen Kritik „viele Träume zerstört“. So sei im Sohn der „Groll“ gewachsen „gegen einen Vater, der ihn übertraf und

zugleich verleugnete“, wird etwa der Rhodes-Biograf Robert Rotberg vermuten: „Zweifelloos suchte Rhodes jenen Vater und dessen Macht zu besitzen, um sie selbst auszuüben.“

Es ist eine verzweifelte Beschwörung männlicher Potenz - in der sich bei näherer Betrachtung die Neurose einer ganzen Gesellschaft spiegelt: Denn auch die Eroberung der Kolonien stellt die Empire-Propaganda ja gern als naturgewollte Unterwerfung der „weiblichen“ Eingeborenen durch die „männliche“ weiße Rasse dar.

Und so ist das imperialistische Streben, wie der Kulturgeschichtler Dietrich Schwanitz vermutet, nicht zuletzt „ein



Ab 1890 besetzt eine von Rhodes' Firmen die Stammesgebiete der Ndebele und Shona im heutigen Simbabwe. Der Unternehmer hegt einen noch größeren Plan: eine Bahnlinie, die die Kapkolonie mit dem Mittelmeer verbinden soll - ausschließlich auf britischem Gebiet (Kapstadt um 1900)

Symptom der Effeminierungspanik und der Angst vor Virilitätsverlust“.

Auch Rhodes teilt den Kult des ganzen Kerls, ekelt sich, wie einer seiner Sekretäre berichtet, vor vermeintlich weiblichen Eigenschaften wie „Unentschiedenheit, Schwäche und Weichheit“. Schmuck bei Männern ist ihm so zuwider, dass er keine Armbanduhr trägt.

Dafür nimmt er im Kimberley Club, dem Treff der Diamantengräber-Elite, schon morgens Cocktails aus Champa-

Persönliches, fühlt er sich unbehaglich. Männer, die eine Ehe eingehen, straft er mit Zorn oder Verachtung: „Ich hasse es, wenn Leute heiraten“, schreibt er.

Sein Personal rekrutiert er ausschließlich aus jungen, vorzugsweise blauäugigen Männern, „netten englischen Knaben“, wie er sie nennt. Weibliche Bedienstete kommen ihm nicht ins Haus.

1881 engagiert er einen Sekretär namens Neville Ernest Pickering, einen

„Ich will gehen und den Norden nehmen“, hat er 1884 angekündigt. Jetzt setzt er seine Absicht in die Tat um.

B



Von Dienern in einer
Rikscha gezogen, reist
eine englische Gräfin
durch Rhodesien - jenes
Land, das Cecil Rhodes
im Alleingang für
das Empire unter-
worfen hat

gner und Bier zu sich, die „Schwarzer Samt“ heißen.

„Das“, erklärt er seinen Zechkumpanen, „macht einen Mann aus dir.“

Für Frauen hat er keinen Blick und keinen Sinn. Findet er sich mit einer Vertreterin des weiblichen Geschlechts allein in einem Raum, packt ihn die Panik. Wenn von körperlicher Liebe die Rede ist, wird er rot; streift das Gespräch

schlichten, doch hübschen Sonnyboy mit juvenilem Charme. Die Frohnatur wächst dem schroffen Unternehmer umgehend derart ans Herz, dass die beiden schon zur Jahreswende eine gemeinsame Wohnung beziehen — und der Chef seine rechte Hand kurz darauf als Universal-erben einsetzt.

Doch der Favorit kommt nie in den Genuss dieser Wohltat: 1886 stirbt er an den Folgen eines schweren Reitunfalls.

Rhodes scheint nach diesem Verlust, wie manche Biografen mutmaßen werden, nicht mehr der Gleiche zu sein. Fortan wird er sich seiner Empfindungslosigkeit rühmen, wird stolz sein auf seine Brutalität: mit der er sich jetzt anschiekt, den Kontinent seinem väterlichen Willen zu unterwerfen.

Bereits 1885 hat die britische Kolonialmacht das Tor zum Herzen des Kontinents aufgestoßen: Sie annektierte (nicht ohne Rhodes' lobbyistisches Drängen) Betschuanaland, ein riesiges Wüstengebiet zwischen Deutsch-Südwestafrika und der Burenrepublik Transvaal, machte den südlichen Teil zur Kronkolonie namens Britisch-Betschuanaland und erklärte den Nordteil zum Protektorat.

Gleich hinter der Nordgrenze der neuen Bastion liegt das Reich der Ndebele, in dem reiche Goldadern vermutet werden. Zudem ist es aber auch das Nadelöhr für jede weitere Expansion: Denn der dortige König Lobengula gilt Rhodes als „das einzige Hindernis auf dem Weg nach Zentralafrika“, wie er seinem Londoner Finanzier Rothschild meldet. „Sobald wir sein Territorium haben, ist der Rest einfach.“

Doch schon haben andere Europäer begonnen, um Lobengulas Reich herum ihre Claims abzustecken - und Ansprüche auf das Land der Ndebele zu erheben. Im Westen sind es die Deutschen (die im späteren Namibia ein „Schutzgebiet“ eingerichtet haben), im Osten die Portugiesen, die ihre dortige Kolonie erweitern wollen. Im Norden stehen die Belgier, deren König sich Anfang 1885 die Herrschaft über den Kongo gesichert hat. Und im Süden schicken die Führer der Burenrepublik Transvaal Unterhändler ins Land der Ndebele, um - wie Gerüchte besagen - in der Folge dort ein Protektorat einzurichten.

Weil die britische Krone die europäischen Mächte nicht provozieren will und daher zögert, beschließt Rhodes,

Geschichte erleben.

Spannende Reisen in die Vergangenheit: Jetzt 6x im Jahr GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst Ihr

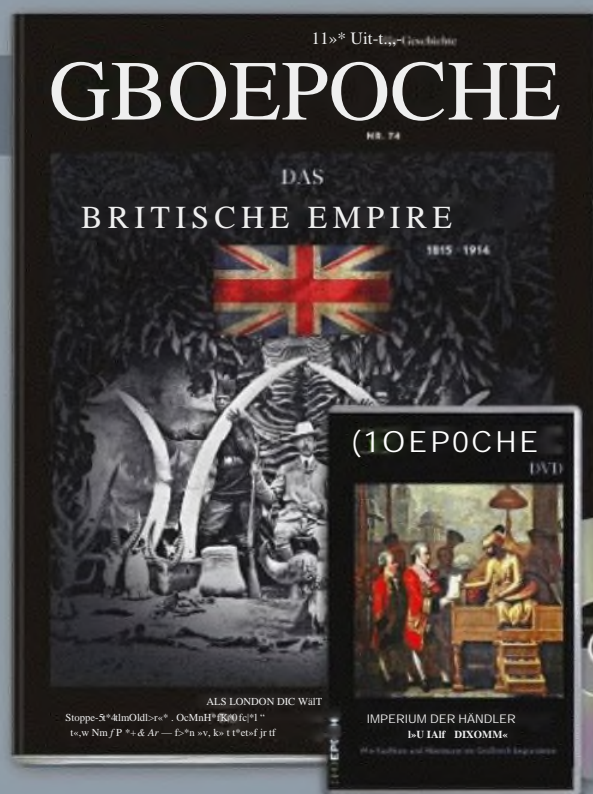
Michael Schaper

“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE

GEO EPOCHE
Magazin



IHRE Abovorteile

- 1 Dauerhafte Ersparnis
6x im Jahr 5% sparen
und portofreie Lieferung.
Studenten sparen 40%.
- 2 Dankeschön gratis
Geschenk nach Wahl
zur Begrüßung.
- 3 Jederzeit kündbar
Nach Ablauf des
1. Jahres.
- 4 Wahlweise mit DVD
Auf Wunsch mit passender
DVD zum Heftthema.

GEO EPOCHE
eUpgrade



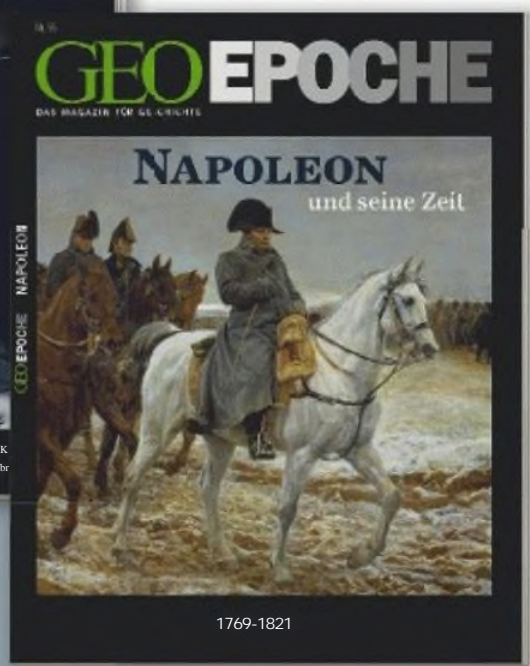
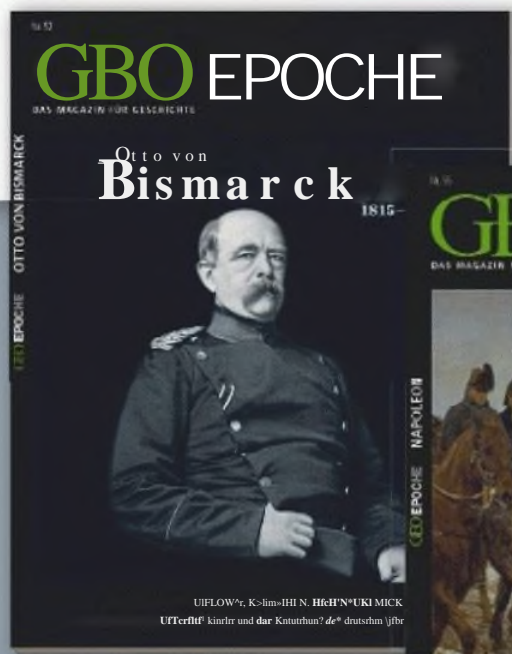
Für Abonnenten:

Das eMagazine von GEO EPOCHE, grafisch völlig neu aufbereitet für Tablets.

Sie sind bereits Abonnent des GEO EPOCHE Magazins?

Dann buchen Sie jetzt Ihr GEO EPOCHE eUpgrade für nur 2€ mehr je Ausgabe.

Weitere Infos und Buchung unter +49 (0)40/5555 89 90 oder www.geo-epoche.de/digital



1. GEO EPOCHE-Heftpaket
Geschichtsträchtiges Wissen erleben.
- „Napoleon und seine Zeit“
 - „Otto von Bismarck“ - Diplomat, Kriegstreiber, Reichsgründer

GRATIS!
Zur Walli



2. CERRUTI Rollerball „Lago“
So wird das Schreiben zum Erlebnis.
- Metall-Rollerball in zeitloser Eleganz
 - Mit auswechselbarer Mine (schwarz) und Design-Verpackung mit Zertifikat



Lieferung ohne iPod

3. Retro-Dockingstation
Edles Uhrenradio im 60er-Jahre-Look.
- Für alle gängigen MP3-Player
 - FM-/AM-Tuner und Weckfunktion
 - Maße: ca. 15x9x4,5 cm

1 Jahr GEO EPOCHE bestellen - Karte abschicken oder
per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

+49 (0)40/5555 89 90

online mit noch mehr Angeboten:

www.geo-epoche.de/abo

Als sich die Ndebele 1893 gegen die Besetzung durch die Briten wehren, schickt Rhodes Söldner, die bewaffnet sind wie diese regulären Soldaten: mit vollautomatischen Maschinen-
gewehren, gegen die die schwarzen Kämpfer machtlos sind



«hgTjß*."-.*'

auf eigene Faust zu handeln. Von seiner Regierung verlangt er nur eine *royal charter*, eine Handlungsvollmacht, die seine expansiven Pläne decken soll. Mit einer solchen Vollmacht haben britische Unternehmen bereits Nigeria und Ostafrika erschlossen.

Das Problem: Für eine derartige Anerkennung braucht er eine Konzession - etwa zum Abbau von Mineralien -, die sein Geschäft auf eine solide Grundlage stellt. So schickt er seinen bewährten Kompagnon Charles Rudd mit einer Handvoll Männer zum König Lobengula, um ihm eine Genehmigung für den Goldabbau in seinem Land abzuhandeln.

Nach sechs Wochen Reise erreicht Rudds Trupp die Ndebele-Hauptstadt Bulawayo, im Gepäck 5000 Pfund Bargeld, 100 Goldmünzen als Gastgeschenk sowie ein Empfehlungsschreiben des britischen Hochkommissars für Südafrika. Der König, eine stattliche Gestalt mit mächtigem Bauch und einer Schwäche für Champagner, begrüßt die Gäste

mit misstrauischer Würde - und lässt sie zunächst einmal warten.

Bisweilen scheint er sie während der Verhandlungen sogar ganz zu vergessen, unterbricht ihre Darlegungen mitten im Satz, um sich irgendeinem Anliegen seiner Untertanen zu widmen. Oder er steht auf, um sich in seinen gedeckten Planwagen zur Siesta zurückzuziehen.

Schnell stellen Rudd und seine Männer zudem fest, dass sie nicht die einzigen Weißen sind, die den König umschmeicheln: Rund 30 Unterhändler anderer Unternehmen buhlen ebenfalls am Hof um eine Konzession.

Es sind ungewohnt ungemütliche Verhandlungen für Rudd. Auch die grimmige Haltung mancher Krieger, die die Besucher am liebsten vertreiben würden, wird von Tag zu Tag bedrohlicher.

Erst als Sir Sidney Shippard, ein alter Bekannter von Rhodes aus Pioniertagen und mittlerweile zum Verwalter für Britisch-Betschuanaland aufgestiegen, in Gala-Uniform - Gehrock, glänzende Lederstiefel und weißer Tropenhelm - und Polizeibegleitung an Lobengulas Hof erscheint und ein gutes Wort für die

Unterhändler aus Kimberley einlegt, ist der König so beeindruckt, dass er Rudd die begehrte Konzession gewährt.

Ob dem Herrscher bewusst ist, was er da unterschreibt, ist zweifelhaft. Für die „exklusive Kontrolle über sämtliche Metalle und Mineralien“, die er den Weißen einräumt, erhält er 100 Pfund monatlich, 1000 Martini-Henry-Gewehre und 100000 Schuss Munition - sowie die vage Aussicht auf ein Dampfschiff (das freilich nie geliefert wird).

Doch von Rudds mündlicher Zusage, höchstens zehn Mann zur Suche nach Bodenschätzen ins Land zu schicken, ist im Vertrag nicht mehr die Rede. Es sind seine Konkurrenten, die dem König nach der Signatur die Augen über den Vertrag öffnen: dass nämlich die im Vertrag erwähnte „Kontrolle“ nicht nur das Bohren von ein paar Löchern in seinem Boden bedeutet - sondern den Griff nach seinem ganzen Land.

Lobengula fühlt sich getäuscht. Er schickt zwei seiner Getreuen nach London. Sie sollen bei der Queen persönlich Näheres über die Legitimation seiner Vertragspartner in Erfahrung bringen.

U

Und tatsächlich: Königin Viktoria gewährt den Abgesandten eine Audienz - und schickt zudem einen vierköpfigen Trupp der Royal Horse Guards mit scharlachroten Uniformen, glänzenden Stiefeln, Harnischen und Helmen aus blitzendem Messing sowie einem persönlichen Brief nach Bulawayo.

Das Schreiben soll Lobengula eigentlich beschwichtigen, spricht aber nur eine kühle Wahrheit aus: Wo es Gold gebe, sei es nun einmal unmöglich, den weißen Mann fernzuhalten. Die Königin gebe dem Herrscher daher den Rat, die Sache einer „anerkannten Körperschaft“, bestehend aus „einigen der höchsten und vertrautesten Untertanen“, anzuvertrauen - nämlich Rudd und seinen Partnern.

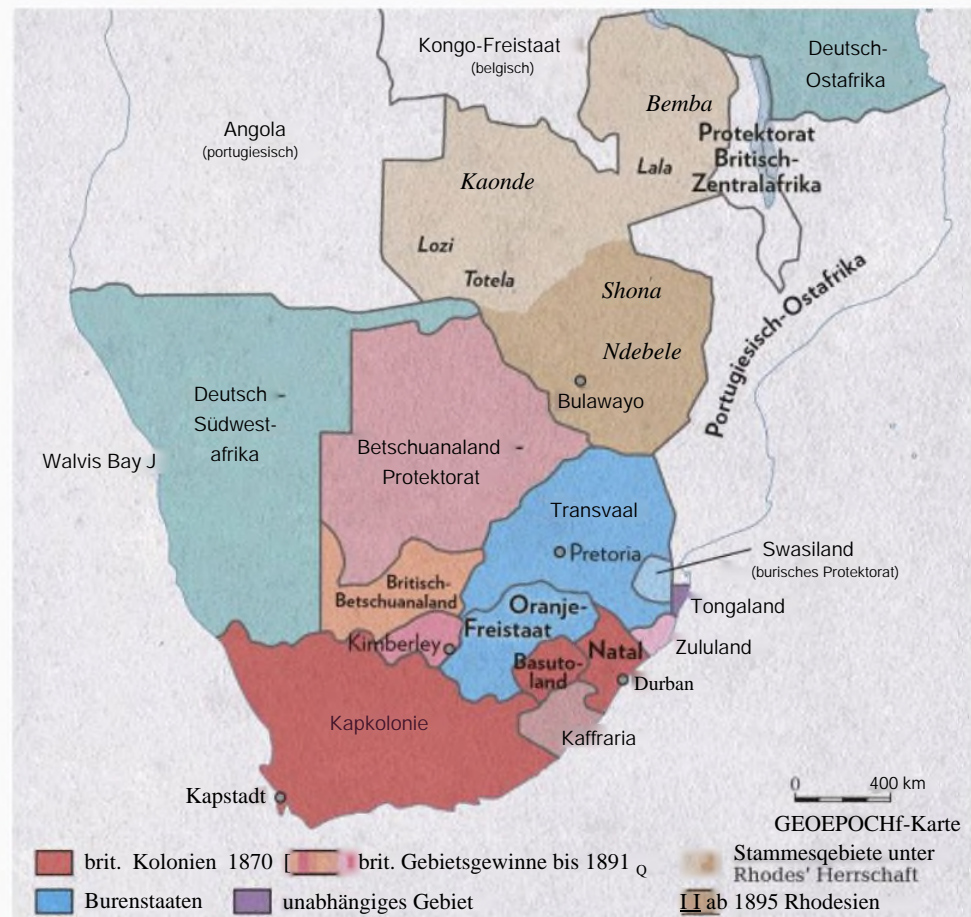
Für einen Moment ist Lobengula geblendet von dieser Demonstration britischer Macht und genehmigt den Bau einer Straße in den Norden; willigt sogar ein, dafür Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen. Doch als die Gesandten abgezogen sind, reut ihn seine Konzilianz: Vergebens schickt er nach Rhodes, um den Vertrag neu zu verhandeln.

Der aber hat inzwischen in London eifrig Werbung für sein Projekt betrieben. Mit dem schlagkräftigsten Argument, das ihm zu Gebote steht: Geld.



Gefangene aus Mashonaland, einem der von Rhodes unterjochten Territorien, um 1895. Jeden Widerstand der Einheimischen lässt der Imperialist von seinen Truppen brutal niederschlagen

WETTLAUF UM SÜDÄFRIKA



In den 1880er Jahren beschleunigt sich die Aufteilung des afrikanischen Kontinents durch die Europäer - auch im Süden. Vor allem die Briten dehnen ihren Machtbereich immer weiter aus. Sie annektieren mehrere Regionen an der Küste und bringen das Betschuanaland unter ihre Kontrolle. Um 1890 greift Cecil Rhodes schließlich nach den Stammesgebieten nördlich des britischen Kolonialbesitzes, dem späteren »Rhodesien«

Mit einer Firmenbeteiligung in Höhe von 20000 Pfund hat er sich einen Redakteur der einflussreichen „Pall Mall Gazette“ geneigt gemacht, mit einer Spende von 5000 Pfund die irische Nationalist Party, die 85 Sitze im Unterhaus

hält. Auch der Kolonialsekretär Lord Knutsford hat sich von der finanziellen Seite des Unternehmens überzeugen lassen: Eine Vollmacht für den Diamantenkönig, setzt er dem Premierminister Lord Salisbury bei der Weiterleitung von Rhodes' Petition auseinander, böte dem Empire die Gelegenheit, sich „auf die billige Art“ auszudehnen - ohne „diplomatische Verwicklungen und hohe Ausgaben“.

Und so unterzeichnet die Queen am 29. Oktober 1889 die Royal Charter für die British South Africa Company (die bald nur noch Chartered Company genannt wird).

Die Vollmacht erlaubt es der Firma, ihr Aktionsfeld unbegrenzt jenseits von Betschuanaland, Transvaal und Portugiesisch-Ostafrika auszudehnen. Sie auto-

risiert den Bau von Straßen, Eisenbahnen und Häfen, den Betrieb von Banken und Wasserwerken, die Einsetzung von Verwaltung und Polizei. Kurz: die Errichtung eines Privatstaates — der auch noch nach Belieben wachsen darf.

Dieser Freibrief geht weit über die Schürf- und Straßenbaurechte hinaus, die Rudd von König Lobengula erteilt hat. Und in dem kaum von Regeln begrenzten „Scramble for Africa“, dem Gergangel um Afrika, von dem die Zeitungen schreiben, hat das Empire einen Griff angesetzt, dem keine der konkurrierenden Mächte etwas entgegenzusetzen hat - und das, ohne sich die Finger schmutzig zu machen.

Als Premierminister der Kapkolonie arbeitet Rhodes auf eine britisch geführte Union aller südafrikanischen Staaten hin, die später tatsächlich Realität wird: hier der Bürgermeister von Kapstadt während einer Parlamentseröffnung

Rhodes verliert keine Zeit. Schon nimmt er sich den nächsten Meilenstein seiner Expansion vor: das ebenfalls goldverdächtige Land der Shona, das nördlich von Lobengulas Reich liegt — und das der König als seinen Vasallenstaat betrachtet. Rhodes schickt einen Trupp Bergleute nordwärts und verspricht ihnen neben Sold Farmland und Claims auf das Gold, das er dort vermutet.



Am 27. Juni 1890 setzt sich der Pioniertreck von 186 Freiwilligen in Marsch, angetan mit Uniformen und Schlapphüten. Eine Söldnereinheit von 500 Mann begleitet den Treck, bewaffnet mit Feld-

geschützen, Maschinengewehren und einem mächtigen, mit einem Generator betriebenen Scheinwerfer, der die Einheimischen in Angst und Schrecken versetzen soll. Im Tross marschiert eine fast 1000-köpfige schwarze Arbeitskolonne von Köchen, Scouts und Handwerkern.

Mit Äxten hauen die Männer sich den Weg durch dichten Busch, manövrieren die gut 80 Planwagen durch sandige Flussbetten, senden Aufklärungstrupps aus, die das Gehölz nach Feinden durchkämmen. Die Ndebele verfolgen zwar die Kolonne mit ihren Spähern. Einen Angriff aber wagen sie nicht.

Nach gut zwei Monaten lichtet sich vor den Pionieren der Busch: Vor ihnen weiten sich die endlosen Granitebenen jenes Landes, das ihnen versprochen ist. Am Morgen des 13. September paradieren die Männer in voller Uniform am Fuß eines Berges, hissen den Union Jack, schicken Gebete, 21 Salutschüsse und drei Hochrufe auf die Queen in die Luft.

Mit dieser Zeremonie im Nirgendwo nehmen sie kurzerhand ein ganzes Land in Besitz, ein Territorium von mehr als 100 000 Quadratkilometer Größe.





Der Glaube an die Überlegenheit ihrer Rasse eint die Europäer in Afrika: Begegnung zwischen Briten und Einheimischen während einer Gartenparty in Kapstadt

Zwar ist die Beute weniger lukrativ als erwartet: Nach einem Besuch in den Schürfgeländen in Begleitung eines Bergbau-Experten muss ein britischer Politiker ernüchtert feststellen, dass dort „weder Arkadien noch Eldorado“ hege. Doch für Rhodes ist das Land ohnehin nur ein Sprungbrett zur weiteren Expansion in den Norden - zur gnadenlosen Ausbreitung der britischen Zivilisation.

Seinen Pionieren, die in Lehmhütten, Zelten und Wellblechkaten um ihr Überleben kämpfen, ist diese Haltung nicht leicht zu vermitteln. Als er ihnen bei einem Besuch seine Vision vorträgt, erinnert ihn ein Goldgräber an den Grund ihres Aufbruchs: „Mr. Rhodes“, wirft er ein, „wir sind nicht für die Nachwelt hierhergekommen.“

Außerdem ist die Herrschaft der Chartered Company in den besetzten Gebieten noch längst nicht gesichert. Denn trotz der vertraglich garantierten Präsenz von Rhodes' Männern nimmt sich König Lobengula das Recht heraus,

seine Vasallen vom Volk der Shona, die dort leben, nach Belieben zu kugeln, deren Vieh zu beschlagnahmen und deren Männer zu töten oder zu verschleppen - auch jene, die den britischen Siedlern als billige Arbeitskräfte dienen.

Und nach wie vor sind seine Krieger eine Gefahr für die britischen Transporte von Material und Lebensmitteln, die durch sein Land ziehen müssen.

Eine blutige Strafaktion Lobengulas gegen einen Shona-Clan liefert Rhodes einen Vorwand, den Herrscher auszuschalten: Im Oktober 1893 rückt eine Söldnertruppe der Company auf Lobengulas Hauptstadt Bulawayo vor.

Das ist der Krieg, der den tapferen Ndebele-Soldaten zum ersten Mal die infernalische Kraft des Maxim-Maschinen-

Wie viele Imperialisten pflegt Rhodes einen herben Männlichkeitskult: Die britischen Kolonialherren treffen sich in Clubs, zechen, messen sich beim Sport (Cricketmannschaft in Pietermaritzburg. 1906)

gewehrs demonstriert. Am 4. November 1893 fällt Bulawayo. Der König flieht mit seinen letzten Getreuen in einem Ochsenkarren nordwärts und vergiftet sich bald darauf am Ufer des Sambesi.

Der „nackte alte Wilde“, wie Rhodes ihn nennt, ist besiegt. Die Aktien der Chartered Company steigen auf neue Höhen. Und im Mai 1895 benennt die Gesellschaft das vereinigte Territorium der Ndebele und der Shona, fast 400 000 Quadratkilometer groß, nach ihrem Chef: Rhodesien.

Es ist das Land, das die Company besetzt hat und das Rhodes nun kurzerhand - gestützt auf die Royal Charter und den Vertrag mit König Lobengula - zu seiner Privatkolonie erklärt.

Rhodes steht nun auf dem Gipfel seines Erfolgs: Er gebietet über ein Vermögen von rund einer Million Pfund, hat ein Diamantenimperium aufgebaut, das 90 Prozent des Weltmarkts beherrscht.

Zudem haben seine Leute jenseits des Sambesi weitere Gebiete für die Company ergaunert und so das okkupierte Territorium auf eine Fläche angewachsen lassen, die größer ist als Frankreich und Großbritannien zusammen. Inzwischen ist er sogar zum Premierminister der Kapkolonie gewählt worden.

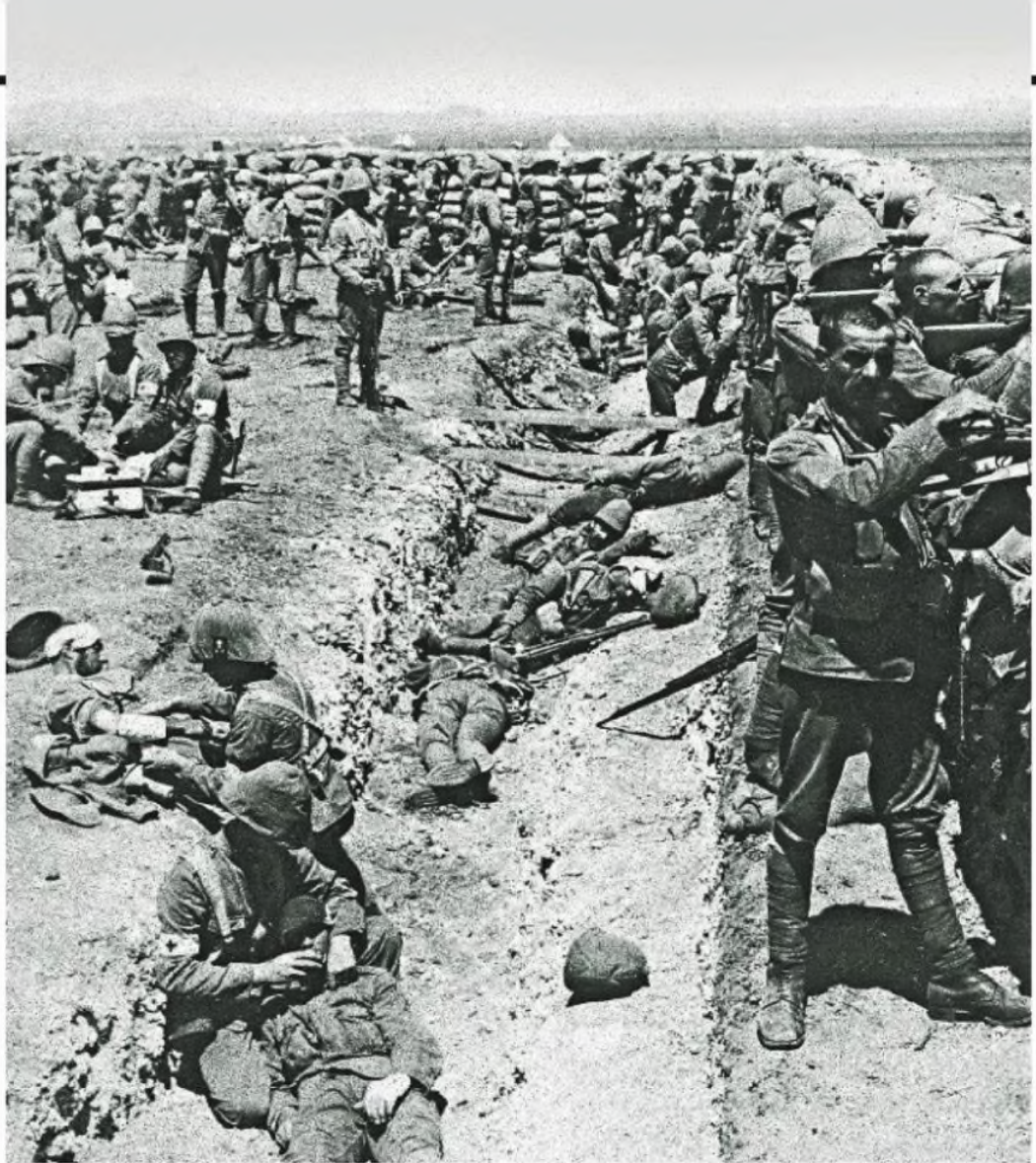
Jetzt triumphiert er: „Gibt es sonst jemanden, nach dessen Namen ein Land benannt worden ist?“

Doch sein Hunger nach Größe, nach Lebensraum für die „edelste Rasse der Welt“ ist noch längst nicht gestillt. „Ich würde die Planeten annektieren, wenn ich könnte“, fantasiert er.

Und in seinem Übermut versteigt sich Rhodes sogar dazu, das letzte Gefecht mit einer anderen selbst ernannten Herrenrasse zu suchen: den Buren.



Seit 1886 entsteht in der Burenrepublik Transvaal das größte Goldabbaugebiet der Welt; auch Rhodes investiert in das Geschäft. Um die Kontrolle über das Revier streiten sich Briten und Buren jahrelang. 1899 kommt es zum Krieg (britische Infanteristen an der Front, um 1900)



Auch die betrachten sich ja als ausgewähltes Volk, vom alttestamentarisch anmutenden Gott ihres calvinistischen Glaubens mit einer Mission für die kolonisierten Gebiete betraut. Fast ungebrochen haben sie das Weltbild ihrer im 17. Jahrhundert eingewanderten Vorväter im Bernstein ihrer Isolation konserviert - nahezu unberührt von den Ideen der europäischen Aufklärung.

Der Präsident ihrer Republik Transvaal, der 70 Jahre alte Paul Krüger, ist in vielen Dingen sogar ein Mann des Mittelalters: Seine Bildung hat er fast komplett aus der Bibel bezogen und glaubt fest daran, dass die Erde eine Scheibe ist. Und er gehört der ultrakonservativen „Reformierten Kirche in Südafrika“ an, die nicht nur Frivolitäten wie das Tanzen verdammt, sondern auch Orgelmusik und Choräle im Gottesdienst.

So streng ist Krügers Sinn für weibliche Zucht, dass er darauf besteht, die allegorische Frauenfigur auf dem Regierungsgebäude seiner Hauptstadt Pretoria mit einem Helm zu versehen: Eine Dame könne nicht „ohne etwas auf dem Kopf* in der Öffentlichkeit auftreten.

Doch ausgerechnet in der Nachbarschaft dieses frommen Jerusalem, in kaum 50 Kilometer Entfernung, hat sich ein Sodom ausgebreitet.

Dort liegt das einstige Goldgräberlager Johannesburg, das inzwischen zu einer Stadt herangewachsen ist: zu einer *duivelstad* mit Bars und Spielhöllen, mit 97 Bordellen und Scharen von alleinstehenden Männern, die keine Gelegenheit zur Sünde verstreichen lassen.

Es ist das Gold, das diese Stadt geschaffen hat - sowie der Zustrom der Briten, die seit der Entdeckung der ers-

ten Adern im Jahr 1886 das Land überfluten: Mittlerweile steht den 6000 Buren in Johannesburg eine Mehrheit von 15000 Briten gegenüber.



Zudem hat sich in Transvaal eine britische Elite aus Mineneignern und Managern etabliert, die jedoch auf die Politik des Burenstaats keinen Einfluss hat. Die Briten sind *uitlanders*, Einwohner ohne Bürgerrechte, die zwar Steuern zahlen, aber nicht wählen dürfen: ein unbequemer Status, der immer wieder den Unmut der Zuwanderer erregt.

Und während die Buren sich vor der heimlichen Übernahme ihrer Republik durch goldhungrige Engländer fürchten, bangen die britischen Politiker der Kapkolonie um ihre Vormachtstellung in Südafrika: Das Gold hat die Republik Transvaal zu einem mächtigen Rivalen gemacht.

Zu allem Überfluss nähert sich Präsident Krüger nun auch noch den Deutschen an, Großbritanniens schärfsten Konkurrenten um die koloniale Beute im Süden Afrikas.

Auch dem Eroberer Rhodes, dem eine Union südafrikanischer Staaten unter britischer Führung vorschwebt, missfällt die Unabhängigkeit des Burenstaats (zumal er 1892 ebenfalls ins Goldgeschäft der Johannesburger Minen eingestiegen ist). Und er fasst, zweifellos mit Wissen der britischen Kolonialbehörde in London, den Vorsatz, das Problem wie gewohnt auf eigene Faust zu beseitigen.

Sein Plan: Zunächst will er die Unzufriedenheit der Briten im Transvaal schüren und einen Aufstand forcieren,

der seiner Ansicht nach ohnehin unmittelbar bevorsteht. Wenn dann die Buren mit Gewalt reagieren, soll ein bewaffneter Stoßtrupp aus 1500 Mann von der Kapkolonie gen Johannesburg marschieren, um den bedrohten Brüdern und Schwestern zu Hilfe zu eilen.

Sein erster Schritt besteht darin, die Briten in der Burenrepublik mit Waffen zu versorgen. Unter dem Vorwand, seine Firmenpolizei auszurüsten, lässt er Munition und Gewehre in ein Depot der Chartered Company liefern. Minenarbeiter in Kimberley füllen die Ware in Ölfässer und Kokssäcke um. Schließlich schmuggeln seine Spediteure die Konterbande nach Johannesburg, wo sie in den Goldminen versteckt wird.

Mit Genehmigung der Kolonialbehörde stellt Rhodes seine Truppen an der Grenze zwischen Britisch-Betschuana-land und Transvaal auf - offiziell zum Schutz der Bauarbeiten für eine Eisenbahnstrecke, die freilich noch nicht einmal in Planung ist. Anführer der Streit-

Kommandostand der
Buren in der britischen
Kolonie Natal an der Ost-
küste Südafrikas. Schon
bald beginnen die zahlen-
mäßig unterlegenen
burischen Kämpfer einen
Guerillakrieg



Zwar überschreiten zunächst die Buren die Grenze zur Kapkolonie. Doch die Briten schlagen sie unter hohen Verlusten zurück und besetzen schließlich Transvaals Hauptstadt Pretoria. Aber der Krieg ist damit noch lange nicht gewonnen (gefallene Soldaten, um 1900)



macht ist der Arzt Leander Jameson, einer enger Mitarbeiter von Rhodes, der die Eroberung Bulawayos befehligt hat.

Jameson agitiert fortan die Uitlanders in Johannesburg, um einen Aufstand vorzubereiten. Zur Sicherheit lässt er sich einen undatierten Brief aufsetzen, der ihn im Namen der Transvaal-Briten um die Rettung von „Tausenden unbewaffneten Männern, Frauen und Kindern unserer Rasse“ anfleht.

Tatsächlich aber verläuft die Mobilisierung der Unzufriedenen zäher als erwartet. Es gibt viele Uitlanders, die lieber unter einer gemäßigten Burenregierung leben würden als unter der britischen Flagge. Auch das Colonial Office in London neigt allmählich eher dazu, einen Vermittler nach Johannesburg zu schicken, als ein militärisches Abenteuer zu unterstützen.

Schließlich erkennt auch Rhodes, dass sich ein Staatsstreich zurzeit nicht organisieren lässt. Er willigt ein, den Coup zu verschieben - doch eine Kette von Kommunikationspannen verhindert, dass Jameson rechtzeitig von der geänderten Planung erfährt.

Und so marschiert der Arzt am Abend des 29. Dezember mit 800 Mann in Transvaal ein. Es wird ein kurzer, ein erbärmlicher Feldzug.

Nach drei Tagen, kaum 50 Kilometer vor Johannesburg, erhält Jameson eine Nachricht vom britischen Amtsträger in Pretoria, dass die Krone sein Verhalten entschieden missbilligt. Und dann gerät sein Trupp an jenem Tag auch noch in einen Hinterhalt der Buren.

Die Kämpfe dauern 17 Stunden, bis neun Uhr am nächsten Morgen - dann hissen die Briten die weiße Flagge und werden nach Pretoria ins Gefängnis geführt, auf den Lippen das Lied „After the ball is over“.

Auch Rhodes kommt es vor, als sei sein Fest vorbei: Der klägliche Ausgang seiner Verschwörung bricht ihm das Herz. Er reicht seinen Rücktritt als Premierminister der Kapkolonie ein, schließt sich in seinem Schlafzimmer ein, verlässt sechs Tage lang kaum noch das Haus. Und bald muss er erfahren, dass auch die britische Regierung ihn fallen lässt.

Zwar sind die Konsequenzen seines Privatfeldzugs glimpflich: Ein Untersuchungsausschuss in London - kaum interessiert an einer Aufklärung, die auch die beteiligten Offiziellen des Empire kompromittieren könnte - spricht ihn von der Verantwortung für den gescheiterten Putsch frei.

Doch sein Nimbus ist angeschlagen. Zwar gelingt es ihm 1896, einen Aufstand der Ndebele mit vagen Versprechungen zu befrieden und seinen Ruf

wenigstens teilweise zu reparieren. Doch die Niederlage im Transvaal hat er nicht überwunden: Er fühlt sich „wie ein Mann unter einem Todesurteil“.

Er wird zum Alkoholiker, leert zuweilen zwei Flaschen Champagner nacheinander, spült einen Becher Whisky mit einer Flasche Kirschnaps hinunter, beendet keine Mahlzeit ohne fünf oder sechs Glas russischen Kümmelkors.

Mit Mitte 40 sieht er aus wie ein Greis: graues Haar, aufgedunsenes Gesicht, wässerige Augen. Geschwollen von Unmengen Alkohol und ruinösen Mahl-

Zeiten wächst der Bauch des einst hageren Mannes ins Monströse. Immer wieder pilgert er nun zu jenem Gipfel in den Matopo-Hügeln, den er für seine letzte Ruhe ausgewählt hat.

D

Die Briten zerstören unzählige Landgüter der Buren und treiben die Bewohner in sogenannte concentration camps, in denen rund 28 000 Menschen umkommen. 1902. im Todesjahr von Cecil Rhodes. ist der Krieg entschieden: Die Burenrepubliken werden Teil des Empire

Den Weg Londons in den Krieg mit den Buren, der 1902 die Herrschaft des Empire über Südafrika bringen wird, erlebt er daher nur noch als Zuschauer mit.

Schon seit 1897 fordern die Briten immer massiver von den Buren, ihren Landsleuten im Transvaal Wahlrecht zu gewähren — und immer größer wird

die Angst der Buren, so zur Minderheit im eigenen Land zu werden und ihre Autonomie zu verlieren.

Immer aggressiver werden Londons Drohgebärden, gipfeln schließlich in der Stationierung von 10000 zusätzlichen britischen Soldaten an den Grenzen der Kapkolonie und Natal zum Transvaal.

Schließlich wagt Buren-Präsident Krüger einen Präventivschlag: Am 12. Oktober 1899 marschiert seine Armee in Natal und in der Kapkolonie ein.

Als die Buren Kimberley umzingeln, die Telegraphenkabel kappen, die Bahnlinien zerstören und die Stadt mit Granaten beschießen, hilft Rhodes, das Leben dort zu organisieren, gibt Geld zur Reparatur zerstörter Straßen, öffnet Minen als Schutzbunker. Vier Monate hält er in der belagerten Stadt aus, bis im Februar 1900 eine britische Entsatztruppe eintrifft, die die Stadt befreit - und anschließend die Burenkämpfer besiegt.

Im Juni 1900, neun Monate nach Kriegsausbruch, gelingt es den Briten, die Transvaal-Hauptstadt Pretoria einzuneh-



men. Da ist Präsident Krüger bereits auf der Flucht in die Niederlande.

Seine burischen Mitstreiter verlegen sich nun auf den Guerillakrieg, plündern und brandschatzen britische Farmen. Im Gegenzug zerstören die Briten rund 30 000 burische Landgüter und sperren deren Bewohner in Lager, die sie *concentration camps* nennen. Etwa 28 000 Menschen, meist Frauen und Kinder, werden in dieser Gefangenschaft ums Leben kommen, vor allem wegen der katastrophalen hygienischen Zustände.

Als die Buren 1902 schließlich kapitulieren und die Briten deren Republiken dem Empire einverleiben, hat der Krieg gut 40 000 der 300 000 Weißen der Burenrepubliken das Leben gekostet.

Am 26. März 1902 stirbt Cecil Rhodes bei Kapstadt an den Folgen jener Herzkrankheit, die ihn einst nach Afrika getrieben hat. Noch einmal flackert sein Ruhm auf. Sein Sarg, eingehüllt vom Union Jack, auf einer Lafette aufgebahrt und von berittenen Polizisten der Kapkolonie durch das Gedränge der Kondolierenden zum Bahnhof begleitet, reist fünf Tage lang durch das Land, von Station zu Station aufs Neue verabschiedet von trauernden Siedlern.

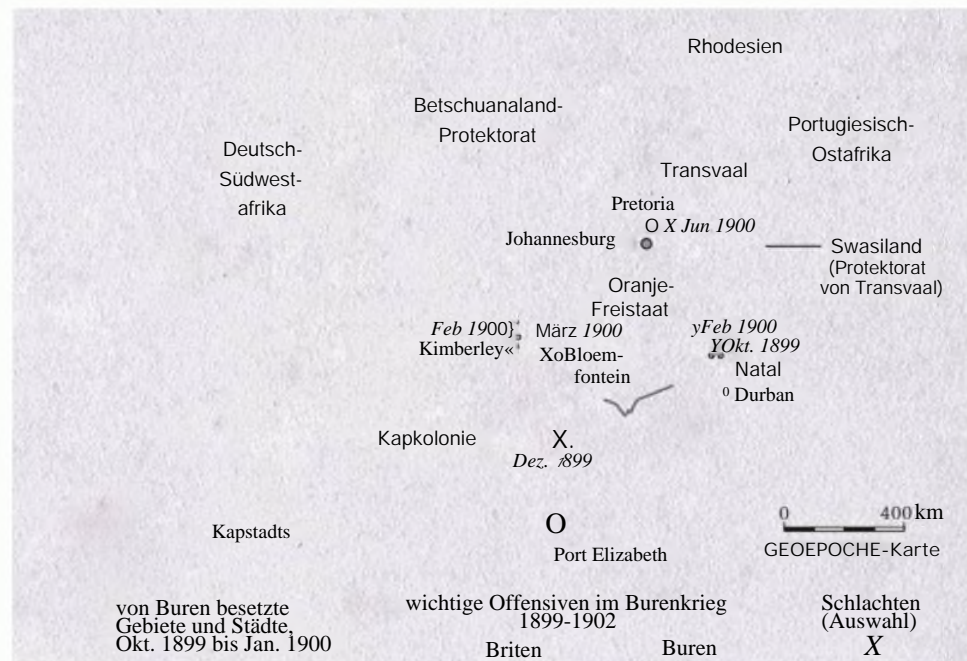
In Kimberley fluten geschätzte 15 000 Bewunderer den Bahnsteig, viele von ihnen in Tränen. Eine ähnlich große Menge erwartet ihn in Bulawayo. Bischöfe halten Trauergottesdienste, Hornisten blasen den Zapfenstreich, Militärkapellen spielen Handels „Totenmarsch“.

Am 11. April zieht ein Ochsen gespannt den rollenden Sarg zu der von Rhodes testamentarisch bestimmten Grabstätte in den Matopo-Hügeln.

Auf diesem Gipfel, mit dem Blick in endlose Weite, zollen selbst die früheren Feinde dem Eroberer Respekt: Ein Vertreter ebenjener Ndebele, die Rhodes einst getäuscht und massakriert hat, hält eine Trauerrede, flankiert von schweigenden Kriegerern seines Volkes.

Und Rudyard Kipling, der Großdichter des britischen Imperialismus, hat eigens für das Begräbnis ein Poem verfasst: Dieser „unermessliche und grübelnde Geist“, heißt es darin, „wird weiterhin anregen und kontrollieren“.

KRIEG AM KAP



Um die Jahrhundertwende habe die Briten die Burenstaaten fast gänzlich umzingelt. Aus Angst vor einem Angriff des Empire gehen die Nachfahren niederländischer Siedler in die Offensive: Im Herbst 1899 dringen ihre Truppen tief in die Kapkolonie ein, belagern wichtige Städte und überfallen britische Militärkolonnen. Erst durch einen brutalen Feldzug gelingt es dem Weltreich, die Macht der Buren zu brechen - und deren Republiken zu annektieren

Für einen Moment ist Cecil Rhodes die Symbolfigur einer Ära - doch mit dieser Ära wird auch sein Ruhm verblasen. Zwar geht die Ausdehnung des Empire vorerst weiter: Nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg fügt sich auch das letzte *missing link* der von Rhodes einst erträumten Achse von Südafrika zum Mittelmeer der königlichen Machtsphäre ein - die einstige Kolonie Deutsch-Ostafrika, die jetzt unter dem Namen Tanganyika britisches Mandatsgebiet wird.

Seine große Vision aber, die Bahnlinie vom Kap nach Kairo, wird nie realisiert: Die Schienen enden im südlichen Kongo, etwa 400 Kilometer nördlich seiner erbeuteten Gebiete. Und ab Mitte der 1960er Jahre verschwindet auch sein Name von den Landkarten: Nord- und Südrhodesien erringen die Unabhängigkeit vom Britischen Empire und heißen fortan Sambia und Simbabwe.

Nur das Maschinengewehr, das Rhodes im Kolonialkampf eingesetzt hat, macht dauerhaft Karriere: Im Ersten

Weltkrieg gehört es zur Standardausrüstung sämtlicher beteiligter Armeen - und hat bis zum heutigen Tag vermutlich mehr Menschen das Leben gekostet als jede andere Waffe der Geschichte. £

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, Autor im Team von GEOEPOCHE, hat bereits in den 1990er Jahren das einstige Rhodesien und heutige Simbabwe besucht.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Martin Meredith, „*Diamonds, Gold and War: The Making of South Africa*“. Simon & Schuster: epische Darstellung der Kämpfe um die Reichtümer südlich des Sambesi - mit einer Hauptrolle für Rhodes als tragischer Schurke. Paul Maylam. „*The Cult of Rhodes: Remembering an Imperialist in Africa*“. David Philip: kritische Einführung in Rhodes' Biografie, die sich mit widerstreitenden Sichtweisen über den Eroberer auseinandersetzt - und mit der Frage, warum ein derart mediokrer Charakter mit Filmen, Romanen und Denkmälern geehrt wurde.



Die Visite des britischen Herrschers in der Kolonie Indien ist eine präzise choreografierte Feier von Monarchie und Imperium (hier das Königspaar am Hafen von Bombay). Paraden, Salutschüsse, Kameras und ausgesuchte Gäste begleiten Georg V. und seine Gemahlin

BESUCH eines KAISERS



Georg V. ist als englischer König zugleich Kaiser von Indien

Indien ist die wohlhabendste Kolonie des britischen Weltreichs, das Juwel im Gefüge des Empire. 1911 reist der neue König Georg V. auf den Subkontinent, um sich seinen dortigen Untertanen in einer nie da gewesenen Zeremonie zu präsentieren. Doch abseits der imperialen Prachtentfaltung wachsen bei den Briten Angst und Zweifel ----- Von ralf berhorst



Einen Tag lang, am 12. Dezember 1911, liegt das Zentrum des Empire gut 6700 Kilometer östlich von London in einer Ebene nahe der indischen Stadt Delhi. Mehr als 80000 Menschen sind unweit der alten Residenz der Mogulherrscher zusammengeströmt. Unter freiem Himmel hat die britische Kolonialregierung ein Amphitheater errichtet — die Bühne für ein Spektakel, das zum größten Ereignis in der Geschichte des Subkontinents werden soll: die feierliche Bekanntgabe der Krönung des englischen Königs und indischen Kaisers Georg V.

Ein mächtiger Erdwall ist aufgeschüttet worden, auf dem nun die meisten Zuschauer sitzen oder stehen; zudem wurde für 12 000 Ehrengäste eine überdachte Tribüne erbaut. Filmteams haben Kameras postiert, um das historische Geschehen festzuhalten.

Nur wenige Meter entfernt von den Rängen der Würdenträger verharrt Georg V. in starrer Würde auf seinem Thron, neben sich seine Frau Mary; beide sind gegen die Mittagssonne durch einen riesigen Baldachin geschützt.

Der Monarch trägt sein Krönungsornat: einen schweren purpurfarbenen Hermelinmantel mit Goldstickereien und meterlanger Schleppe. Auf dem Haupt des 46-Jährigen funkelt eine mit Diamanten besetzte Krone. Pagen in schimmernden Seidengewändern, allesamt Söhne indischer Fürsten, sitzen zu Füßen des hohen Paares.

Hinter dem Thron haben sich einheimische Ehrenwächter postiert. Sie tragen Turbane und halten Amtsstäbe oder Fächer aus Pfauenfedern und Yakschwänzen in der Hand. Vor König Georg stehen 20000 Soldaten stramm: Briten in scharlachroten Uniformen und

mit weißen Helmen; Inder in Khaki mit blauen, grünen oder orangefarbenen Kopfbedeckungen.

Am Vormittag sind Veteranen zu Marschmusik des Komponisten Georg Friedrich Händel in die Arena eingezogen und haben das Programm eröffnet. Als Seine Majestät gegen Mittag den Platz in einer offenen Kutsche erreichte, ertönte ein Salut aus 101 Kanonen. Jetzt unterbrechen Trompetenstöße und Trommelwirbel die feierliche Stille.

Georg V. erhebt sich von seinem Thron und verkündet, er freue sich, seine Gäste begrüßen zu können — zu einer Zeremonie, in der seine offizielle, bereits ein halbes Jahr zurückliegende Krönung noch einmal öffentlich gefeiert werden soll und mit der er sich zudem als Kaiser Indiens präsentiert. „Allen Anwesenden, Fürsten und Untertanen, entbiete ich meine liebevollen Grüße“, schließt er seine kurze Ansprache.

Nun ist es an den Untertanen, ihrem neuen Herrscher zu huldigen. Als Erster tritt Lord Charles Hardinge vor, der Generalgouverneur und Vizekönig Britisch-Indiens, und verbeugt sich dabei dreimal. Er kniet nieder und küsst die Hand Seiner Majestät — nur ihm steht dieses Privileg zu. Dann erweisen die Mitglieder des Exekutivrates, der britischen Kolonialregierung in Indien, ihrem Souverän die Reverenz.

Anschließend ehren die englischen Provinzverwalter den Monarchen sowie die indischen Potentaten: Fürsten, Prinzen und Maharadschas in leuchtenden Gewändern aus Seide oder prächtigen Uniformen mit Tressen und Bordüren, gegürtet mit Schärpen, behängt mit Perlenschnüren und Edelsteinen.

Einzeln bezeugen sie Georg ihre Treue: Manche streuen sich als Zeichen der Untertänigkeit mehrmals eine Handvoll Erde über ihr Haupt, andere verbeugen sich mit vor der Brust zusammengeführten Händen. Die kampferprobten Rajputen legen dem König und der Königin ihre Schwerter zu Füßen.

Seit fast 150 Jahren schon herrschen die Briten über weite Teile des Subkontinents, aber erst 1876 hat das englische Parlament Königin Viktoria zur Kaiserin Indiens erklärt. Die mehr als 550 einheimischen Fürsten sind de facto Untertanen der englischen Krone, das Mutterland der parlamentarischen Demokratie führt seine reichste Kolonie nach dem Muster einer orientalischen Despotie. Die 300 Millionen Untertanen, so glauben viele

Briten, seien einfach nicht geschaffen für Freiheit und Unabhängigkeit.

Georg V., ein Enkel Viktorias, hat darauf bestanden, nach seinem Thronantritt das 6300 Seemeilen entfernte Juwel des Empire zu besuchen. Als erster britischer Herrscher in der Geschichte will er sich von seinen Untertanen bei einer prunkvollen Audienz feiern lassen — einem *darbar*, der an die Empfänge der alten Mogulkaiser erinnern soll.

Eine Stunde lang dauern die Huldigungen. Dann folgt die offizielle Proklamation der Krönung durch einen Herold, ein Inder wiederholt den Wortlaut für das Volk.

Nachdem der Vizekönig einige Wohltaten verkündet hat, etwa eine Amnestie, scheint die Zeremonie schon fast beendet; doch dann erhebt sich der Monarch plötzlich noch einmal und gibt zwei überraschende Entscheidungen bekannt — fast so, als wolle er den Anwesenden seine Allmacht demonstrieren.

Georg erklärt zum einen, dass die Provinz Bengalen wiedervereinigt werden soll, jene bevölkerungsreiche Region, die die Kolonialherren erst sechs Jahre zuvor gegen den Willen der Bewohner geteilt haben. Zum anderen verkündet er den Bau einer neuen Hauptstadt. Die besten Architekten sollen bei Delhi eine Metropole erbauen, wie sie dem größten Reich der Erde gebührt.

Jedem, der dem Spektakel beiwohnt, muss es so Vorkommen, als stünde das Empire im Zenit der Macht. Rund 27 Millionen Pfund (umgerechnet heute fast 3,3 Milliarden Euro) fließen allein in diesem Jahr an Zwangsabgaben aus der Kolonie nach London.

Doch der Darbar ist kaum mehr als eine Kulisse. Hinter dem Pomp, mit dem sich Georg wie ein Halbgott feiern lässt, verbirgt sich eine verunsicherte Nation.

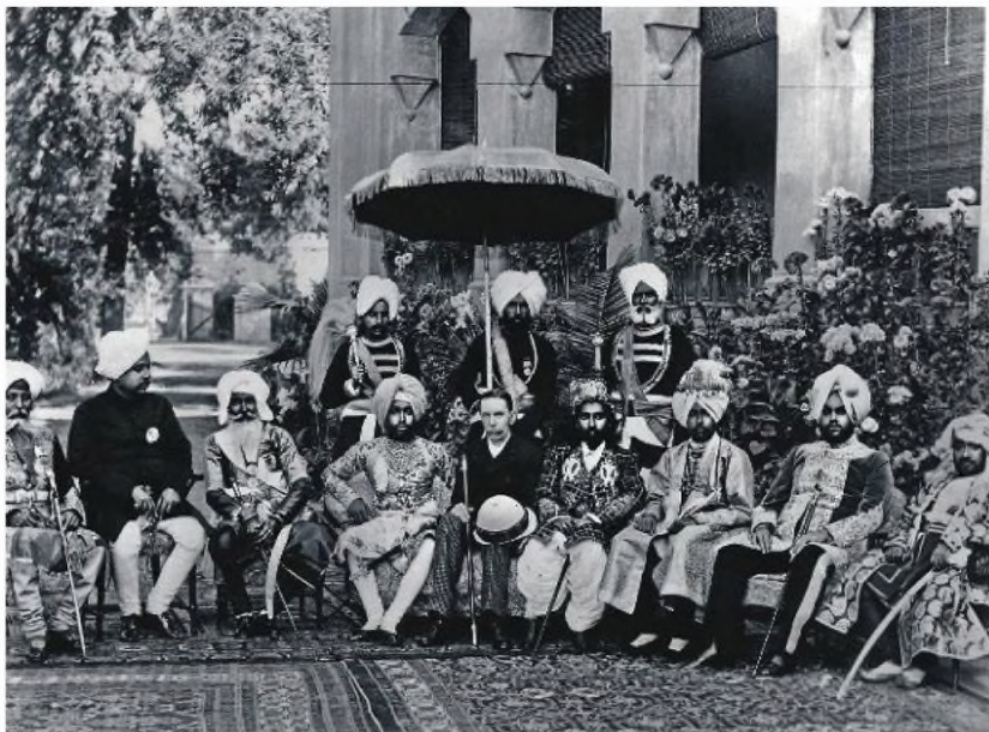
Denn großer Reichtum bringt auch immer große Angst vor dem Niedergang.

Georg V. ist aus einem Land angereist, das von Zweifeln geplagt wird. Die imperialistische Hybris von Männern wie Cecil Rhodes (siehe Seite 122), der sich allen Völkern überlegen wähnte, ist längst der Furcht vor Zerfall und Abstieg gewichen. So warnt der Kolonialminister



Die Briten herrschen bereits seit 1765 über Teile Indiens, seit 1858 regieren sie de facto fast den gesamten Subkontinent. Zwar sind viele einheimische Fürsten weiterhin offiziell unabhängig, doch werden sie von englischen Beamten eng geführt (hier der Beraterstab des Nawab von Bahawalpur mit Briten)

III
CL
3



Ein hoher Kolonialbeamter empfängt um 1895 mehrere Fürsten seiner Region Punjab im Norden des Landes. Zur Selbstbestimmung, wie sie andere Besitzungen der Krone zu dieser Zeit bereits teilweise genießen, etwa Kanada, seien die Inder nicht fähig, so die Ansicht vieler Briten

Georg V. (vorn links) nutzt seine Indienreise, um mit einer Jagdgesellschaft umherzuziehen. Zuvor haben Kritiker in England die Kosten des Staatsbesuchs moniert und den Nutzen des gesamten Empire infrage gestellt

Joseph Chamberlain 1903 seine Landsleute: „Ich war in Venedig, das einst eine wirtschaftliche Vorherrschaft genoss wie wir. Seine Pracht ist geschwunden. Ich behaupte nicht, dass ich eine so große Katastrophe für Großbritanniens Handel erwarte, aber ich sehe Anzeichen eines Niedergangs, Risse und Brüche im Mauerwerk des großen Gebäudes. Ich bin sicher, dass die Fundamente, auf denen es errichtet wurde, nicht tragfähig genug sind, um es zu erhalten.“ Das Empire, so Chamberlain, sei ein „müder Titan“.

Kurz zuvor ist die Krise erstmals sichtbar geworden: mit einem Triumph, der sich wie eine Niederlage anfühlte.

Ein konservatives Kabinett regierte zu jener Zeit, 1901, das Land, alle Minister waren überzeugte Imperialisten. Das Empire führte Krieg - und erfuhr erstmals seit Langem die Grenzen seiner Macht: ein Schock für Regierung und Öffentlichkeit. Denn im Süden Afrikas kämpfte Großbritannien gegen die Buren, weiße Siedler niederländischer Abstammung. Eine halbe Million Soldaten mobilisierte London gegen die rund 80 000 Burenkrieger - und konnte sie dennoch lange Zeit nicht niederringen.

Den Sieg brachte erst eine rücksichtslose Strategie der Zerstörung: Londons Generäle ließen Dörfer, Farmen, Felder der Buren niederbrennen, sperrten deren Frauen und Kinder in *concentration camps*, wo fast 30 000 Internierte an Hunger, Durst und Krankheiten starben.

Bei den britischen Massen entfachte der Burenkrieg zwar eine patriotische Hysterie, doch viele Bürger waren über den desaströsen Feldzug entsetzt. Die liberale Opposition im Unterhaus beschuldigte die Regierung, den Feldzug mit „barbarischen Mitteln“ zu führen.

Der Abgeordnete David Lloyd George nannte den Krieg „ein Verbrechen und einen Fehltritt, angezettelt von verantwortungslosen Kapitalisten“. Der Kriegszug verschlinge zu viel Geld, argumentierte der spätere Premier - Res-



sourcen, die nun für längst überfällige Sozialreformen im Innern fehlten.

Am Ende siegte das Empire um den Preis seiner eigenen Glaubwürdigkeit: Das Weltreich, das sich selbst als Kämpfer für Zivilisation und Wohlstand feierte - Indiens späterer Vizekönig Curzon nannte es um 1880 „ein großartiges Instrument für das Wohl der Menschheit“ - hatte in Südafrika all jene Ideale verraten, mit denen es sein imperiales Streben jahrzehntelang legitimierte.

Schlimmer noch: Das Empire hatte sich vor aller Welt verwundbar gezeigt. Mehr als 22000 Mann waren in Südafrika gefallen, London hatte sogar Soldaten etwa aus Kanada, Neuseeland und Indien zu Hilfe rufen müssen. Denn die eigene Armee war in einer zu schlechten Verfassung. Ein Drittel der engÜschen Freiwilligen, zumeist aus der Arbeiterklasse, hatten die Musterungskommissionen als zu schwach und zu kränklich abweisen müssen, so der schockierende Befund. Sah so die „beste Rasse“ aus, von der englische Imperialisten gern sprachen?

Plötzlich begannen Politiker, Presse und Wissenschaftler im Königreich eine Debatte über die „nationale Effizienz“ des eigenen Landes. Manche Gelehrte warnten vor einer Zunahme der „Minderwertigen“. Und die Regierung setzte eine Kommission ein, die die „physische

Polospieler in Südindien: Vom Kolonialimperium profitierte nur eine kleine Gruppe ohnehin wohlhabender Briten, bemängeln Publizisten, während die Massen im Mutterland verarmten





Die Hierarchie ist eindeutig: Die Briten herrschen, die Inder dienen. Die meisten Europäer - ob Kolonialbeamte, Militärs oder Geschäftsleute - haben gleich mehrere Hausangestellte. Hier wird ein Weißer von Einheimischen durch die Berge des westlichen Himalaya getragen

Degeneration“ der Briten untersuchen sollte. Grund für das Debakel, so die Experten, seien die ärmlichen Lebensbedingungen in den englischen Städten.

T

Tatsächlich ist Großbritannien zwar noch immer eine führende Industrienation Europas und das Finanzzentrum der Welt. Doch im Innern ist das Königreich, das so viel Glanz zu entfalten vermag, erstaunlich rückständig.

Um 1900 leben 30 Prozent der Bevölkerung Londons, der größten Metropole der Erde, in Armut. In den Arbeitervierteln stirbt fast jeder dritte Säugling vor seinem ersten Geburtstag. Kinder

Elitärer Zeitvertreib und zugleich Identitätspflege in der Fremde: In Indien lebende Briten treffen sich ganz in Weiß zum englischen Upper-class-Sport Tennis

spielen in Lumpen und barfuß auf den Straßen. Die Schulklassen sind überfüllt, die Ausbildung der Schüler und Lehrlinge ist unzureichend.

Auf öffentlichen Plätzen sind viele Versehrte zu sehen: Denn die Fabrikarbeiter schützt keine Versicherung gegen Krankheit oder Unfall, viele sind mit 40 Jahren völlig ausgezehrt - eine staatliche Absicherung im Alter gibt es nicht.

Auch sonst wiegen die Folgen des Burenkrieges schwer. Er hat Kosten von 250 Millionen Pfund verursacht, etwa das Doppelte des jährlichen Staatsbudgets.

Bis dahin waren es die Schatzkanzler gewohnt, ausgeglichene Haushalte zu vermelden. Schulden zu machen galt unter Politikern aller Parteien als verpönt. Doch nun muss die Regierung Kredite aufnehmen, zudem Steuern etwa auf Tee und Tabak erhöhen, einen Zoll auf importiertes Getreide einführen.

Premier Arthur Balfour warnt 1904 in einem Kabinettsmemorandum davor, dass sich die Finanzkraft Großbritanniens erschöpfen könnte, wenn die Verteidigungsausgaben weiter erhöht würden.

Seine Sorge passt in eine Zeit, in der das Mutterland der Industrialisierung erstmals wirklich registriert, dass sein großer Vorsprung gegenüber anderen Nationen immer kleiner wird. So ist der britische Anteil am Welthandel zwischen 1880 und 1900 von 25 auf 21 Prozent geschrumpft (während der von Deutsch-

land und den USA zugenommen hat). Zwar wächst die britische Wirtschaft noch, allerdings deutlich langsamer als bei den Konkurrenten. Das deutsche Kaiserreich und die USA schicken sich an, Großbritannien als Produzenten von Kohle und Stahl zu überflügeln.

England, die einstige „Werkstatt der Welt“, ist zum Importeur geworden, es führt aus Deutschland Maschinen, Werkzeug, Haushaltswaren und Spielzeug ein unter dem Label „Made in Germany“. Das Markenzeichen, das die Briten 1887 erzwungen hatten, um deutsche Waren zu stigmatisieren, hat sich schnell zu einem Gütesiegel gewandelt.

Der Handel mit den Kolonien dagegen sollte nicht überschätzt werden, viele Waren erreichen die britischen Häfen hauptsächlich aus anderen Teilen der Welt: Kaffee und Zucker kommen aus Brasilien, Rohbaumwolle aus den USA, gepökeltes Fleisch und Tierhäute aus Argentinien und Uruguay.

Seit Jahrzehnten übertreffen die Einfuhren aus den USA gewöhnlich den gesamten britischen Asienhandel. Von den Lebensmitteln, Waren und Rohstoffen, die Großbritannien vor 1914 importiert, stammt nie mehr als ein Viertel aus dem Empire. Und: All diese Waren könnte das Mutterland zu gleichen Preisen auch aus anderen Ländern beziehen.



So wie diese Briten geht auch König Georg V. gern auf die Tigerhatz. Vom Rücken eines Elefanten aus erlegt der Monarch bei seinem Besuch 21 der gewaltigen Raubkatzen. Und schätzt es wohl auch, dass er sich in Asien von dem Verfassungstreit erholen kann, den die Liberalen in London entfesselt haben

Fotos mit selbst getötetem Großwild sind in Indien beliebte Souvenirs. Auch Briten bringen sie aus der Ferne mit - vermutlich, weil die Bilder koloniale Dominanz symbolisieren. Dabei zeigen ganz andere Ereignisse um 1900. vor allem der opferreiche Burenkrieg in Südafrika, dass das Empire inzwischen verwundbar ist



Den größten Teil ihres Handels wickeln die Industrieländer ohnehin untereinander ab - nicht mit den Kolonien. Auch Großbritannien exportiert vor allem in andere entwickelte Staaten. In den Überseebesitz gehen meist nicht mehr als gut 30 Prozent seiner Ausfuhren.

So verwundert es nicht, dass einige Politiker, Experten und Wissenschaftler grundsätzlich den Wert des Weltreichs in Zweifel ziehen: Ist das Empire für England überhaupt noch von Nutzen?

Kaum jemand beantwortet diese Frage so radikal wie John Atkinson Hobson, ein Ökonom, der den Burenkrieg als Zeitungskorrespondent miterlebt hatte.

Schon während des Südafrika-Feldzugs hat Hobson in einem Buch gefragt: „Für wen kämpfen wir eigentlich?“ Und eine antisemitisch gefärbte Antwort gegeben: „Für eine kleine Gruppe internationaler Finanziere, hauptsächlich deutschen Ursprungs und jüdischer Rasse.“

Seine Streitschrift zielte vor allem gegen die Bankiersfamilie Rothschild, die Goldminen am Kap und Maschinen- gewehrfabriken in England finanzierte.

Kurz nach Ende des Krieges weitet Hobson seine Kritik zu einer grundsätzlichen Anklage gegen den „Imperialismus“ aus, so der Titel seines Buches. Hobsons These: Englands Gesellschaft sei von der Vorherrschaft der Reichen geprägt, die den unteren Schichten die Teilhabe am Wohlstand verwehre.

Tatsächlich sind im Königreich Einkommen und Besitz höchst ungleich verteilt. Knapp 900000 Personen, das sind zwei Prozent der Bevölkerung, verfügen über 87 Prozent des privaten Vermögens. Es sind vor allem rund 7000 adelige Familien, denen vier Fünftel des britischen Bodens gehören und die um die Jahrhundertwende nicht nur die meisten Minister und sämtliche Mitglieder des Oberhauses stellen, sondern auch die Mehrheit im Unterhaus.

Aufgrund dieses Ungleichgewichts, so Hobson, mangle es den Massen an Geld für den Konsum — und den Begüterten an genügend Investitionsmöglichkeiten für ihr Kapital im Inland. So drängten die Finanziere, Waffenproduzenten, Großindustriellen, Reeder

und Aristokraten mithilfe der von ihnen gesteuerten Presse die Regierung zur kolonialen und imperialen Expansion in Übersee, um dort neue Märkte und lukrative Investments zu erschließen.

Mit fatalen Folgen für die Heimat: Durch den Abfluss des Kapitals in die Kolonien fehle es in England an Geld für längst überfällige Sozialreformen. Letztlich profitiere von den imperialen Abenteuern nur eine kleine Interessengruppe.

Moderne Ökonomen halten Hobsons Thesen teils für zutreffend, teils für falsch. Neuere Untersuchungen zeigen nämlich, dass die Finanziere des Königreichs ihr Geld keineswegs vorwiegend in afrikanischen oder asiatischen Kolonien anlegten. Die erhaltenen Daten legen nahe, dass nur ein Viertel des insgesamt verfügbaren britischen Kapitals ins Empire floss: Das übrige Ausland war für Investoren weitaus attraktiver.



Dennoch ist das Empire - darin stimmen heute viele Wirtschaftshistoriker überein - für die große Mehrheit der Briten ein Verlustgeschäft. Die Bürger des Königreichs zahlen deutlich höhere Steuern als ihre Nachbarn auf dem Kontinent. Mit ihren Abgaben finanzieren sie zweieinhalbmal höhere Militärausgaben, als sie die Steuerzahler in Frankreich oder Deutschland zu verkraften haben.

Der Grund: Mit der Ausnahme Indiens beteiligen sich die Kolonien kaum an den Kosten für ihre Verteidigung.

Und von den hohen Ausgaben zum Erhalt und Schutz des Empire profitiert tatsächlich, wie von Hobson kritisiert, nur eine kleine Elite, darunter Waffenfabrikanten und ihre Finanziere sowie Kaufleute im Fernhandel, Reeder, Adelige, die in den Kolonialverwaltungen Karriere machen. Für die meisten Briten aber würden ohne das Empire die Steuern weitaus niedriger liegen, wäre zudem Geld für Wohlfahrtsausgaben und die Modernisierung der Industrie verfügbar.

Trotz allem stellen viele einfache Bürger das Kolonialreich nicht infrage - vielleicht, weil sie das Gefühl haben, seinen Schutz gerade jetzt besonders zu brauchen. Denn zu dem Verfall im Innern kommt noch eine Bedrohung von außen, wie sie Großbritannien seit Napoleons Zeiten nicht mehr erlebt hat.

Denn um 1900 sieht sich die Regierung in London von drei Rivalen und Konkurrenten umgeben, die sich gemeinsam gegen die Briten wenden könnten.

Mit dem Erbfeind Frankreich streitet sie in Afrika um die koloniale Aufteilung des Schwarzen Kontinents.

Mit dem russischen Zarenreich ringt sie in Asien um Einfluss. Beider Interessensphären berühren sich in einem so großen Gebiet, dass die Briten es unmöglich mit Truppen absichern können (außerdem haben es beide Rivalen auf die Territorien des Osmanischen Reiches abgesehen, dessen Zusammenbruch sie bald erwarten).

Und schließlich hat Deutschland - die neue ökonomische Supermacht auf dem Kontinent - begonnen, eine Flotte zu bauen, die Großbritannien die Vorherrschaft in der Nordsee und im Nordatlantik streitig machen könnte.

Diese Aufrüstung unter Kaiser Wilhelm II. bedroht das Fundament der englischen Außenpolitik: den „Two-Power-Standard“. Diese Doktrin besagt, dass Britanniens Flotte an modernen Kriegsschiffen immer so groß sein müsse wie die der beiden stärksten Konkurrenten zusammen (siehe Seite 110).

Doch 1903 besitzen Deutsche und Franzosen bereits jeweils 28 Schlachtschiffe, England dagegen nur 48. Die britischen Schiffe sind zwar von überlegener Qualität, dennoch gerät die Dominanz zur See zunehmend in Gefahr.

Denn Berlin, das nach Kolonien und Weltgeltung strebt, stellt immer neue Kriegsschiffe in Dienst. Zwischen beiden Ländern ist ein kostspieliger Rüstungswettlauf entbrannt.

Bald sind die Briten wie besessen von ihrem neuen Rivalen, dem vor Kraft strotzenden wilhelminischen Deutschland. Artikel und Bücher mit Titeln wie „The German Danger“ schüren antideutsche Ressentiments. Romane fantasieren von Tausenden deutschen Spionen,



Da das Klima in den Ebenen im Sommer heiß und feucht ist, leistet sich die britische Kolonialregierung in Indien einen zweiten Sitz: das in den Bergen gelegene Simla

die sich ins Königreich eingeschlichen hätten. Und der Burenkriegsveteran Robert Erskine Childers entwirft in seinem Buch „Das Rätsel der Sandbank“ 1903 das Schreckensszenario einer deutschen Invasion an den heimischen Küsten.

Die Briten lesen solche Bücher mit einer Art von Angstlust und machen viele zu Bestsellern. Doch nicht alle sind Fatalisten - manche träumen auch davon, das Weltreich zu erneuern.

Einer von ihnen ist Kolonialminister Joseph Chamberlain, ein Schraubenmillionär aus Birmingham und glühender Imperialist. 1903 fordert er in einer Rede einen dramatischen Wandel: Um die einheimische Wirtschaft zu fördern sowie Sozialreformen zu finanzieren und einen Niedergang des Empire durch ausländische Konkurrenz zu verhindern, will der Minister mit einem Tabu brechen: Er befürwortet die Abkehr von der allgemein akzeptierten Freihandelsdoktrin.

Er will im Empire eine Art Zollverein errichten - einen riesigen gemeinsamen Wirtschaftsraum mit Zwangsaufschlägen für Waren, die in diesen Wirtschaftsraum importiert werden.

Doch was als Allheilmittel für die Probleme des Weltreichs gedacht ist, weckt bei vielen Briten eine weitere Angst: die vor steigenden Lebensmittelpreisen. Bei den Unterhauswahlen von

1906 erleiden die Konservativen, zu deren Lager Chamberlain gehört, ein Desaster. Die Tories erhalten lediglich 157 von 670 Parlamentssitzen - in absoluten Mandaten ihr schlechtestes Ergebnis im gesamten 20. Jahrhundert.

Die Liberalen um Lloyd George hingegen verfügen nun über eine überwältigende Mehrheit und damit ein klares Mandat für ihre Reformpolitik.

Das neue Kabinett beginnt sofort mit der Modernisierung des Landes. Schon bald verabschiedet das Parlament eine von den Bismarck'schen Sozialreformen beeinflusste Rentenversicherung: Wer 70 Jahre oder älter ist und unter einer bestimmten Einkommensgrenze liegt, erhält künftig eine wöchentliche Pension von fünf Shilling.

Um weitere Reformen des Gesundheitswesens und die Versorgung von Arbeitslosen zu finanzieren, plant Lloyd George eine kleine Revolution: Er will Vermögende und Großgrundbesitzer mit neuen Steuern belasten.

Doch das Oberhaus - der demokratisch nicht legitimierte Sitz des Hochadels und der Bischöfe - lehnt seinen Entwurf im November 1909 ab. So etwas ist seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr vorgekommen. Das verunsicherte Empire befindet sich plötzlich auch noch in einem schweren Verfassungskonflikt.

Zwar geben die Lords einige Monate später schließlich nach und stim-

men dem Budgetgesetz zu - doch längst haben die Liberalen den Plan gefasst, die Macht des Oberhauses zu brechen.

N

Noch während der Krise stirbt am 6. Mai 1910 König Eduard VII., der Nachfolger Viktorias. Neuer Monarch wird sein Sohn: Georg V.

Der 44-Jährige scheint auf sein schweres Amt kaum vorbereitet: Georg hat die letzten Jahre vor allem in der ländlichen Abgeschiedenheit seines Cottages in Ostengland verbracht. Er mag keine Empfänge, verabscheut die Londoner Gesellschaft, zeigte bislang wenig Interesse an Staatsangelegenheiten. Die

Der Bahnhof von Bombay: Die Briten treiben den Bau von Eisenbahnen voran, auch um die Wirtschaftskraft der Kolonie zu stützen. Denn die dort abgeschöpften Gelder werden in England dringend gebraucht



Prächtige Tempel, hier in Kalkutta, können nicht davon ablenken, dass das Leben in der Kolonie von Armut geprägt ist: Hungersnöte erschüttern immer wieder die einheimische Bevölkerung



Leidenschaft des Thronfolgers gilt vielmehr der Jagd. Unermüdlich erlegt er Fasane, Rebhühner, Waldschneppen und Enten. Die zweite Passion des neuen Monarchen ist das Brietmarkensammeln.

Dennoch entscheidet Georg V. nun den Verfassungskonflikt: Von den Liberalen unter Druck gesetzt, verspricht er dem Premier, notfalls so viele neue Mitglieder für das Oberhaus zu ernennen - ein Vorrecht des Monarchen -, bis dort eine Mehrheit für eine Gesetzesvorlage sicher ist, die die Befugnisse des Oberhauses einschränken soll. (Georg ist alles andere als liberal gesinnt, doch da die Regierung mit Rücktritt droht und er das Chaos fürchtet, gibt er nach.)

Als das Versprechen des Königs bekannt wird, lenkt das Oberhaus ein und lässt im August 1911 die Gesetzesvorlage passieren. Zudem kann die Regierung endlich die geplante Kranken- und Arbeitslosenversicherung verwirklichen.

Doch nun, da er seinem Premierminister widerwillig zu Diensten sein musste, sehnt sich der König nach einer uneingeschränkten Demonstration seiner Macht: Georg V. will als erster britischer Monarch nach Indien reisen, um sich seinen Untertanen dort als neuer Kaiser des Landes zu zeigen.

Der Plan ruft unter den Politikern des Königreichs Überraschung, ja Befremden hervor. Die britische Regierung hat Königin Viktoria 1876 vor allem des-

Mit Faszination und Abscheu beobachten europäische Reisende Rituale wie diese Leichenverbrennung am Ganges, halten sie für Zeichen von Unterentwicklung

halb den Titel einer Kaiserin von Indien verliehen, weil sie auf diese Weise das Prestige der Monarchin gegenüber dem Zaren stärken wollte. Politisch aber war der Kaisertitel bedeutungslos.

Doch Georg verbindet mit Indien eine sentimentale Beziehung. Als Thronfolger hat er den Subkontinent einst 18 Wochen lang bereist - und seinem Vater kritisch über die herablassende Behandlung der Einheimischen durch die Briten berichtet. So überraschte den Kronprinzen etwa, dass Indern die Mitgliedschaft in den Clubs der Europäer verboten war.

Um die Reise des Monarchen zu verhindern, verweist der Premier auf Sicherheitsbedenken. Noch nie habe ein britischer Souverän die Insel für so lange Zeit verlassen — allein Hin- und Rückfahrt dauerten sechs Wochen. Deshalb haben bisher immer die britischen Vizekönige den Kaisertitel stellvertretend für ihren Monarchen öffentlich gefeiert.

Zudem scheuen die liberalen Politiker in Zeiten sozialer Reformen den Pomp und die Kosten, die mit einem solchen Staatsbesuch verbunden wären.

Georg aber setzt sich durch. Einziges Zugeständnis: Er wird sich nicht, wie geplant, die Kaiserkrone selbst aufs Haupt setzen (der einflussreiche Erzbischof von Canterbury lehnt eine solche Zeremonie als zu „napoleonisch“ ab).

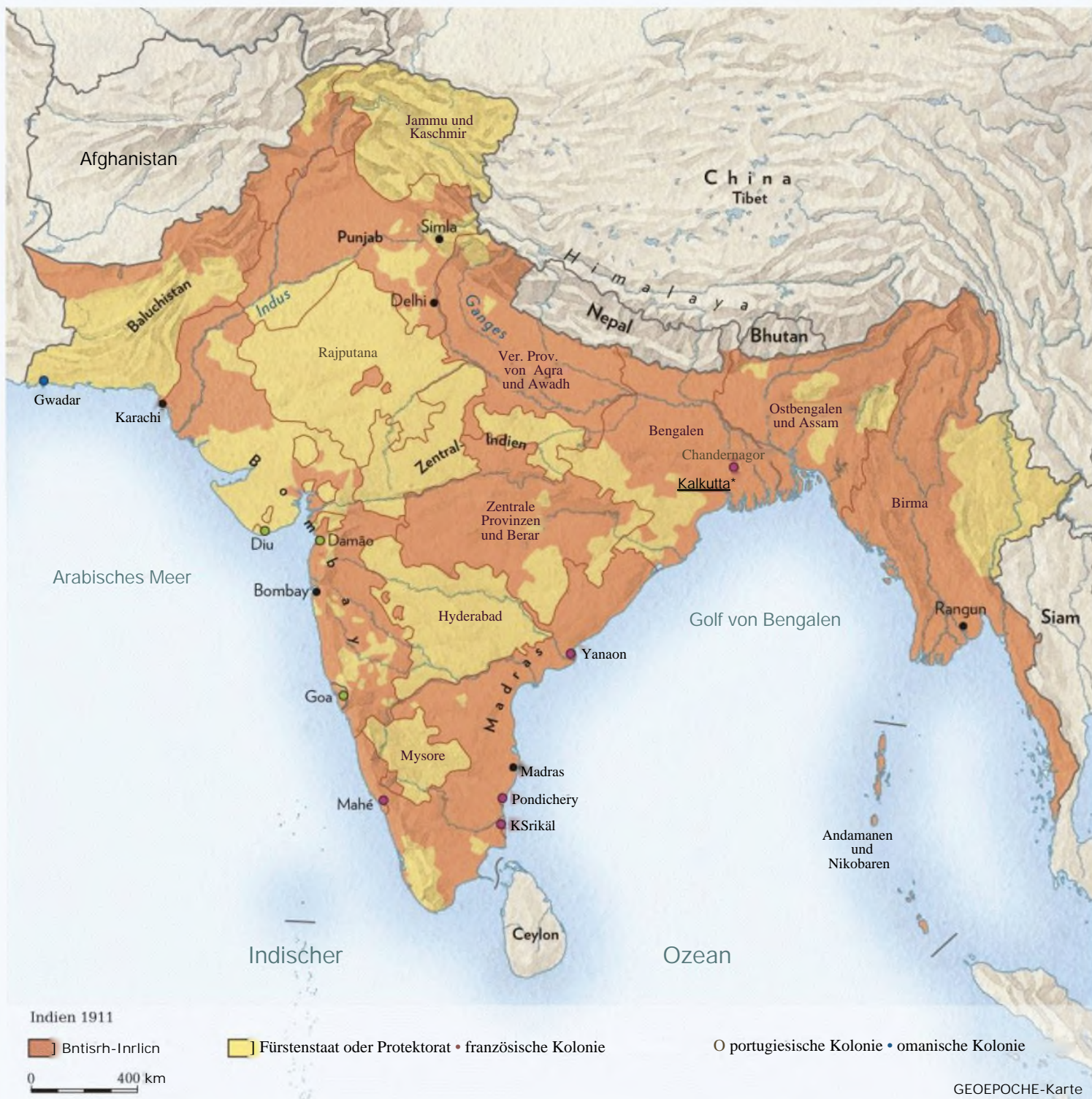
Der Kompromiss: Georg soll schon mit der Krone auf dem Kopf auf dem Durbar in Indien erscheinen.

Aber mit welcher Krone?

Die existierenden Insignien dürfen die Britischen Inseln auf keinen Fall verlassen. So erhält der königliche Juwelier die Order, für 60000 Pfund ein neues Geschmeide anzufertigen. Die Kosten tragen die indischen Steuerzahler.

Am 11. November 1911 sticht Georg in See. Vier Kreuzer der Royal Navy eskortieren seinen luxuriösen Dampfer. Am 2. Dezember erreicht der König Bombay.

DAS JUWEL DER KRONE



Die Briten sind um 1911 die Herren des gesamten indischen Subkontinents, doch nicht alle Regionen stehen gleichermaßen unter ihrer Gewalt. So ergibt sich ein kolonialer Flickenteppich: Gut die Hälfte des Gebietes beherrscht London direkt als British-Indien, etwa die Gegend um Madras. Die anderen Territorien bestehen aus mehr als 550 einheimischen Fürstentümern und Kleinstaaten, die zwar formal souverän, de facto aber von der Kolonialmacht abhängig sind, beispielsweise ohne deren Erlaubnis keine Beziehungen untereinander pflegen dürfen. Hinzu kommen Sonderverwaltungsgebiete sowie Stützpunkte anderer europäischer Mächte. Erst 1858 hat der britische Staat die Kontrolle über die indischen Besitzungen übernommen und sie so offiziell ins Empire integriert - zuvor hatte die East India Company, die berühmte halbstaatliche Handelsgesellschaft, das indische Kolonialreich verwaltet. Seit 1876 ist jeder britische Herrscher zugleich Kaiser von Indien



Der spätere Premier Winston Churchill bereitet sich hier als Offizier in Indien auf einen Ausritt vor. Die Ausgaben für das Militär sind immens - und immer häufiger benötigt das Mutterland Hilfe von einheimischen Kämpfern aus den Kolonien

Seit Monaten lauten in Indien die Vorbereitungen für den Durbar. Unweit des Amphitheaters wurde eine gewaltige Zeltstadt errichtet. Sie bedeckt eine Fläche von 65 Quadratkilometern, verbraucht so viel Strom wie zwei englische Kleinstädte und beherbergt neben dem Königspaar und seinen Gästen auch noch Hunderte Prinzen und Maharadschas aus allen Teilen Indiens sowie Tausende Diener, Pferde, Elefanten.

Bis der Durbar beginnt, unterhalten Fußballspiele, ein Poloturnier, Paraden, Empfänge und Staatsdiners die Angereisten. Das Budget für die Feierlichkeiten in dem von Hungersnöten geplagten Land: eine Million britische Pfund.

12. Dezember 1911. Es war „der schönste und wunderbarste Anblick, den ich je genossen habe“, notiert Georg V. nach dem Durbar zufrieden in sein Tagebuch. Am Abend gibt er in der Zeltstadt einen Empfang für 5000 Gäste, um 23 Uhr geht Indiens Kaiser zu Bett, erschöpft vom Tragen der schweren Krone.

Am Tag darauf empfängt er seine Offiziere und verteilt Orden. Im Zentrum Delhis zeigt sich das Königspaar vom Balkon einer Festung noch einmal einer gewaltigen Menschenmenge, so wie es früher die Mogulkaiser taten.

Fünf Tage nach dem Durbar begibt Georg sich nach Nepal auf die Jagd. Die Aussicht darauf hat ihn vor der Indienreise fast ebenso begeistert wie der Gedanke an die Kaiserproklamation. In den Ausläufern des Himalaya macht er als Gast eines Maharadscha von einem Elefanten aus Jagd auf Großwild.

Er erlegt 21 Tiger, acht Rhinocerosse sowie einen Bären. „Ein Rekord“, notiert er stolz, „und ich denke, er wird schwer zu schlagen sein.“ Seine Frau besucht unterdessen das Taj Mahal, besichtigt Palastruinen des Großmoguls Akbar, bereist die Region Rajputana.

Von der Realität des modernen Indien erfährt das Königspaar vermutlich nichts; Georgs Interesse an dem Land scheint erlahmt zu sein. Dabei mehren sich auch hier die Krisensymptome.

Schon um die Jahrhundertwende war die Kolonie beim Mutterland mit 226 Millionen Pfund verschuldet, sodass sie jährlich 20 Millionen Pfund Zwangsabgaben nach London überweisen musste. Denn die Steuereinnahmen in Indien reichten nicht aus, um den Unterhalt der großen britischen Garnison, die Gehälter und Pensionen der Kolonialbeamten sowie den Bau von Eisenbahnen zu finanzieren.

Auch die meisten indischen Kleinbauern plagten hohe Verbindlichkeiten, da sie die vom Kolonialregime geforderten Steuern oft nicht zahlen konnten.

Zudem hatten schwere Hungersnöte in den letzten beiden Jahrzehnten 20 Millionen Opfer gefordert - eine Folge von Überschwemmungen und Dürren, deren Ausmaß die britischen Kolonialbehörden heillos überforderte.

Anders als in Kanada, Australien oder Neuseeland, den Dominions mit überwiegend weißer Bevölkerung, die ihre inneren Angelegenheiten selbst bestimmen, sind die Einwohner des Subkontinents von der Teilhabe an der Macht ausgeschlossen: Die rein formal unabhängigen Fürsten Indiens werden durch britische Berater dirigiert.

Im *Indian Civil Service*, der Kolonialverwaltung und eigentlichen Exekutive des Landes, dienen kaum mehr als 20 000 Inder, und zwar fast ausschließlich in niedrigerer Stellung als Schreiber, Steuereinnahmer oder Telegraphisten.

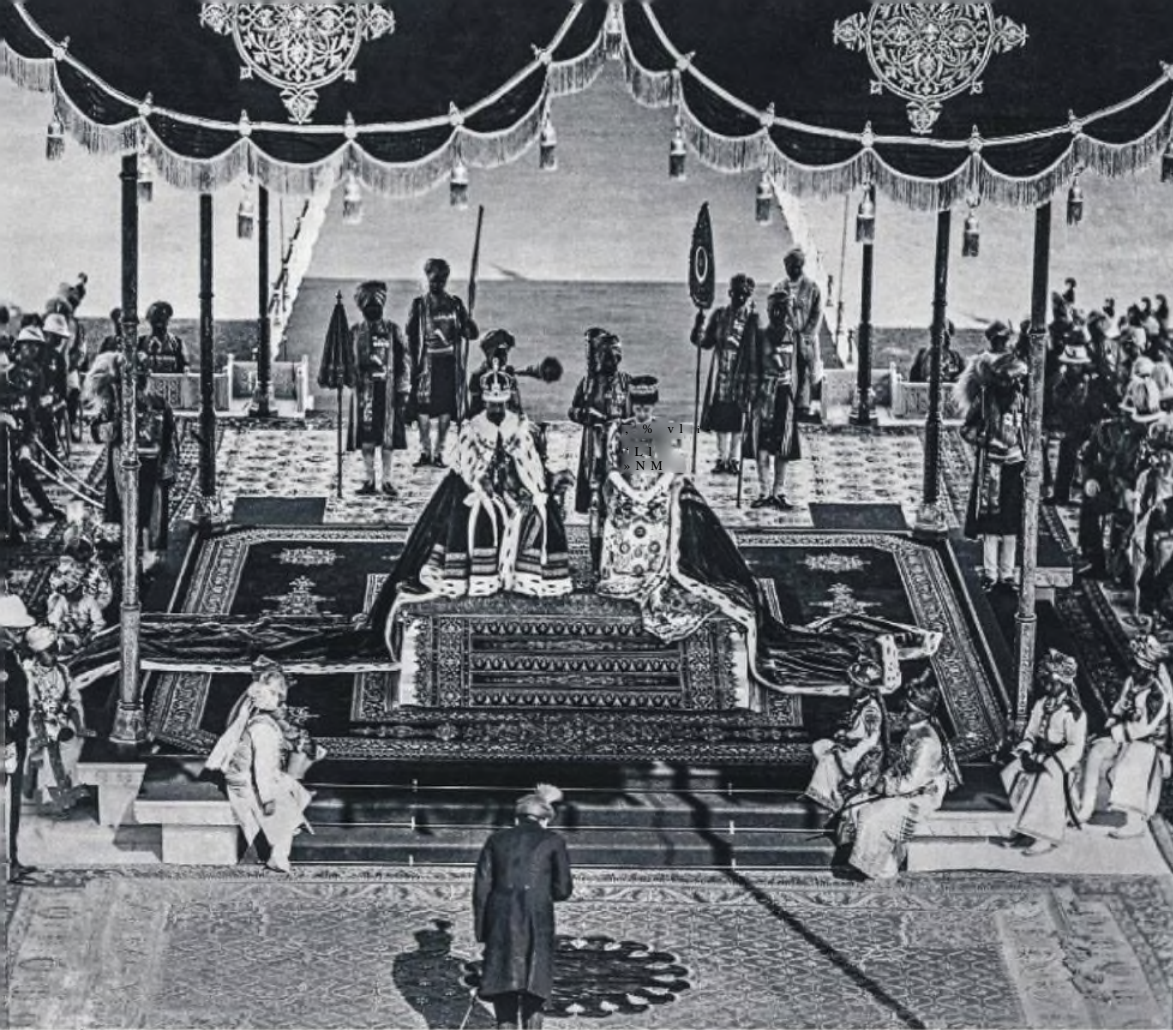
Ein Aufstieg in die höheren Ränge bleibt ihnen in der Regel verwehrt.



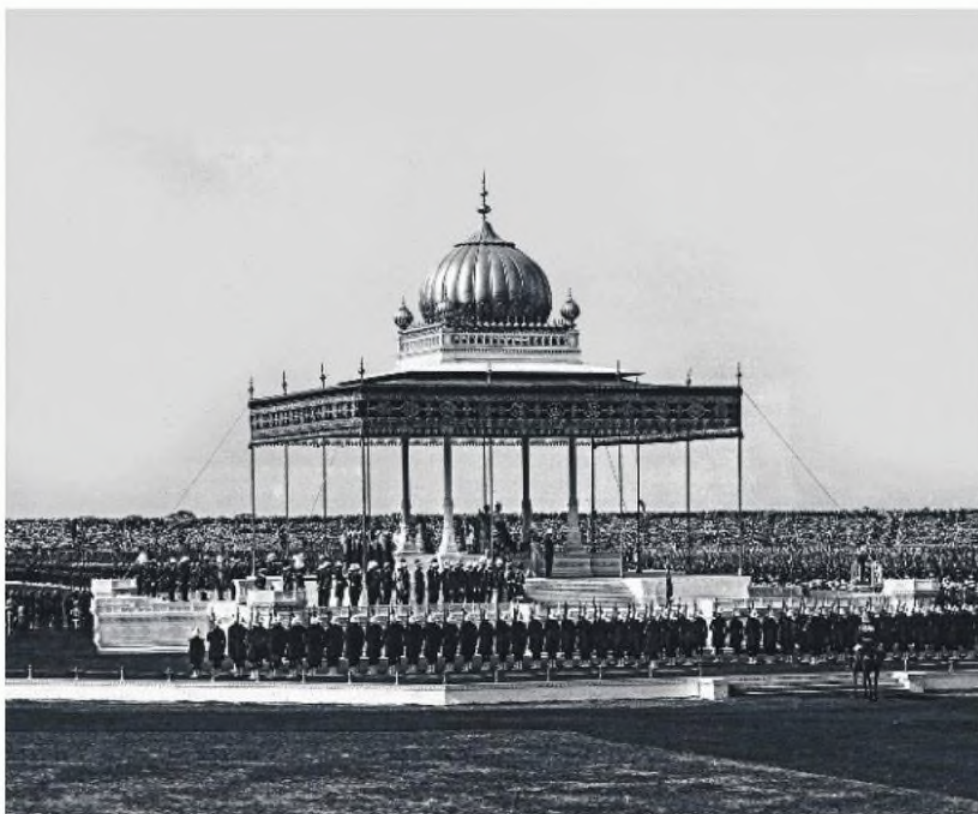
Auch beim Militär bieten sich den Einheimischen nur wenig Karrierechancen. Denn ihre indische Armee rekrutieren die Briten bewusst aus Minderheiten, etwa den nepalesischen Gurkhas oder der Glaubensgemeinschaft der Sikhs.

Die Kolonialherren schätzen deren besondere kriegerische Fertigkeiten und Loyalität. Für die gesamten Kosten des Heeres und der Verwaltung müssen die Steuerzahler des Landes aufkommen.

Trotz allem ist in Indien eine kleine, gut ausgebildete Schicht von Lehrern, Journalisten, Ärzten und Beamten der Kolonialverwaltung entstanden (seit 1857 gibt es in Kalkutta, Madras und Bombay Universitäten, auch Schulen haben die Briten eröffnet).



Britische Beamte sowie zahlreiche indische Fürsten erweisen Georg V. bei seinem Besuch 1911 die Ehre. Seit ein paar Jahren jedoch gibt es auf dem Subkontinent politische Aktivisten, die diese Zeit der Unterwürfigkeit beenden wollen



Ein gewaltiger Pavillon beschirmt das königliche Paar bei der Zeremonie in der Nähe von Delhi. Indien bleibt noch bis 1947 Kronkolonie - da hat der Zerfall des Weltreichs aber schon lange begonnen

Diese neue Intelligenz fordert für Inder nun immer lauter jene Rechte, wie sie die Bürger der Dominions schon genießen, beispielsweise Selbstbestimmung in der Innenpolitik, etwa in der Verwaltung und im Justizsystem.

Doch die Kolonialverwaltung ist kaum bereit, selbst kleine Zugeständnisse zu machen - und entfacht so in dem Land, das in 14 Sprachen und Hunderte Dialekte, in Kasten und mehrere Religionen gespalten ist, eine Nationalbewegung, die nach und nach die Idee einer Kooperation mit den Briten aufgibt.

Besondere Empörung hat 1905 die als willkürlich wahrgenommene Teilung Bengalens hervorgerufen, die vor allem die Hindus in der Region schwächen sollte, da in der durch die Spaltung neu geschaffenen Provinz Ostbengalen die Muslime in der Mehrheit waren. Die Bevölkerung reagierte mit Protesten und einem Boykott britischer Waren.

Manchen Indern aber genügt der passive Widerstand nicht mehr: Extremisten haben militante Geheimgesellschaften gegründet, sammeln Waffen für einen Unabhängigkeitskrieg. Die Kolonialherren gehen rigoros gegen die junge Nationalbewegung vor: Ihre Anführer werden verhaftet, diverse Zeitungen wegen Aufrufs zum Aufruhr verboten.

Vor allem in Bengalen nehmen die Spannungen zu: Dort haben Muslime 1906 eine eigene Organisation gegründet, die den Warenboykott verurteilt. Sie verteidigen die Zerschlagung der Provinz, da sie glauben, davon zu profitieren, und erklären sich den Briten gegenüber loyal.

Die von Georg V. verkündete Rücknahme der Teilung ist also vor allem eine Konzession an unzufriedene Hindus, die jahrelang gegen sie demonstriert hatten. Die Verlegung der Hauptstadt aus dem bengalischen Kalkutta nach Delhi, die einstige Mogulstadt, ist dagegen zugleich eine Warnung an die Protestler, nicht übermütig zu werden. Ansonsten zeigt die liberale Regierung in London wenig Interesse an echten Reformen in Indien.

Warum auch? Londons Herrschaft dort scheint 1911 trotz der wachsenden Proteste nicht ernsthaft in Gefahr, die Nationalbewegung ist noch keine schlag-

kräftige Organisation. Und so ist das Bild, das Georg und seine Frau bei ihrem Staatsbesuch präsentiert bekommen, das eines archaischen, vermeintlich ewig unwandelbaren Subkontinents.

Am 8. Januar 1912 steigt das Königspaar in den Zug nach Bombay, zwei Tage später legt ihr Dampfer ab.

Am Ort des Durbar aber beginnen britische Architekten mit dem Bau jener Kapitale, die Georg seinen indischen Untertanen versprochen hat: New Delhi.

Eine Stadt mit prachtvollen Gebäuden, Parks, Plätzen und Boulevards nach europäischem Geschmack. Allein die neue Residenz des Vizekönigs wird sich über anderthalb Hektar erstrecken. Erst 1931 wird sie eingeweiht.

Gut drei Wochen nach ihrer Abreise aus Indien erreicht Georgs kleine Flotte die englische Küste. Der Monarch kehrt zurück in ein Land, in dem trotz der Auseinandersetzungen der vergangenen Jahre noch immer kaum ein Politiker am Sinn des Empire zweifelt. Zugleich aber droht dem Reich neue Gefahr.

Einerseits haben die erfolgreichen Reformen im Innern auch das Empire stabilisiert, und die außenpolitische Isolation nach dem Burenkrieg ist durchbrochen worden. So ist es Großbritannien gelungen, eine Annäherung mit zwei seiner Rivalen zu erreichen: Mit Frankreich hat es ein Abkommen geschlossen und seine Konflikte in Afrika beigelegt. Und auch das durch die Niederlage im Krieg gegen Japan 1905 und revolutionäre Unruhen geschwächte Zarenreich hat sich in Asien mit London arrangiert.

Doch andererseits nimmt die Wahrscheinlichkeit eines Krieges der Großmächte immer mehr zu. Und die Spannungen werden sich bald entladen - nicht auf einem fernen Kontinent, sondern mitten in Europa. Als ein bosnisch-serbischer Nationalist am 28. Juni 1914 den österreich-ungarischen Thronfolger und dessen Frau in Sarajevo erschießt, eskaliert der Wettstreit zwischen den imperialen Mächten.

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen am 4. August 1914 in das neutrale Belgien zieht auch Großbritannien in den Kampf, und wie selbstverständlich erfolgen die Kriegserklärungen im Namen des gesamten Empire.

Offenbar zu recht, denn das Imperium hält zusammen: Die Kolonien und Dominions entsenden Truppen ins Mutterland (insgesamt mehr als zwei Millionen Soldaten), liefern Lebensmittel, Rohstoffe und Waffen. Allein aus Indien kommen 150 000 Pferde, Ponys und Maultiere, 146000 Gewehre, 1,4 Millionen Granaten und 3000 Kilometer an Eisenbahnschienen. Und mehr als eine Million Inder kämpfen für die Briten in Europa, Afrika und Asien.

Doch die Entscheidung in diesem Krieg erzwingen die USA. Im April 1917 schließt sich Washington den Alliierten im Kampf gegen Berlin und dessen Verbündete an, liefert Schiffe und Getreide, gewährt London Kredit. Dank frischer US-Truppen beginnt im August 1918 die erfolgreiche Gegenoffensive der Alliierten. Das ist die Wende.

Am Ende gehört Großbritannien zu den Siegern - auch wenn es zu schwach war, den Krieg aus eigener Kraft für sich zu entscheiden.

F

Flüchtig betrachtet, steht das Empire nun auf dem Höhepunkt seiner Macht. Es wächst sogar noch: In Afrika weht der Union Jack nun auch über Teilen der einstigen deutschen Kolonien, im Nahen Osten besetzen die Briten die früheren Besitzungen des Osmanischen Reiches, etwa Palästina und das Zweistromland. Nie zuvor war das Imperium so groß.

Doch der Triumph im Ersten Weltkrieg erweist sich als Pyrrhussieg: Die Staatsschulden des Königreichs sind von 600 Millionen auf 7,7 Milliarden Pfund angewachsen — auch deshalb fordert London auf der Pariser Friedenskonferenz so hohe Reparationen von Berlin.

Der einstige Gläubiger der ganzen Welt ist selbst zum Schuldner geworden und hat seine führende Stellung in der Finanzwirtschaft verloren. Und so kann Großbritannien den Verfall seines Weltreiches nur mehr hinausögern.

Bereits 1919 erheben sich die irischen Republikaner und erkämpfen bald die Freiheit für den katholischen Süden der Insel. Kurz darauf wird Ägypten formal unabhängig, und die Dominions

werden mit dem Westminster-Statut von 1931 in jeder Hinsicht souveräne Staaten.

Indien aber hält London mit aller Gewalt im Reichsverband. Proteste werden niedergeschossen. Der Rechtsanwalt Mahatma Gandhi steigt zum führenden Kopf der Nationalbewegung auf und kämpft gegen die Kolonialmacht. 1947 schließlich ziehen sich die Briten aus dem „Kronjuwel“ des Empire zurück.

Es dauert zwar noch mehrere Jahrzehnte, bis London auch seine afrikanischen, mittelamerikanischen und karibischen Kolonien aufgibt, aber mit dem Subkontinent hat das Empire seinen Status als globaler Titan verloren.

Das Vermächtnis des Empire jedoch hat überlebt - im Guten wie im Schlechten. Seine Auswirkungen sind so allgegenwärtig und so eng mit dem Alltag von Millionen Menschen verwoben, dass sie leicht zu übersehen sind: die Weltsprache Englisch, der globale Kapitalismus, die Handelsnetze, die unseren Planeten umspannen, die Verbreitung der parlamentarischen Demokratie, Metropolen wie Mumbai oder Kalkutta, Staaten wie Neuseeland oder Australien.

Aber auch die oftmals willkürlich gezogenen Ländergrenzen in weiten Teilen der Erde, viele blutige Konflikte, etwa zwischen Indien und Pakistan, die Entrechtung vieler Völker sowie der noch immer andauernde Kampf um den Nahen Osten zählen zu den Hinterlassenschaften des größten Weltreichs der Geschichte.

Fast könnte man sagen: Das Erbe des Empire ist nicht weniger als die moderne Welt, in der wir leben. £

Dr. Ralf Berhorst, Jg. 1967, Autor in Berlin, hat für *GYLOEPOCHE* bereits zwei andere Herrscher über Indien porträtiert: die Könige Ashoka und Akbar.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Franz-Josef Brüggemeier. „*Geschichte Großbritanniens im 20. Jahrhundert*“, C. H. Beck: souveränes Panorama über das britische Königreich in dessen letztem imperialen Jahrhundert. Kenneth Rose. „*King George V.*“, Weidenfeld und Nicolson: etwas ältere, aber immer noch die beste Biografie über den britischen Monarchen.

Rule, Britannia!

In den 99 Jahren zwischen 1815 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist Großbritannien so mächtig wie kein anderes Land zuvor. Doch die Wurzeln des Empire reichen zurück bis ins 15. Jahrhundert - und sein Einfluss bis in die Gegenwart ----- Von Isabelle Berens und Frank Otto

1498

Nordamerika. Im Auftrag des englischen Königs Heinrich VII. erkundet der venezianische Seefahrer Giovanni Caboto (engl. John Cabot) die Ostküste des Kontinents. Er nimmt das Land zwischen dem Sankt-Lorenz-Strom und der Hudson-Mündung für die englische Krone in Besitz. Da Cabot in der Region jedoch keine erhofften Rohstoffe wie etwa Edelmetalle oder Zedernholz findet, zeigt England in den folgenden Jahrzehnten kein Interesse an den Gebieten.

1585

Nordamerika. Der englische Seefahrer Richard Grenville erreicht mit 600 Auswanderern die Neue Welt. Sie gründen auf der Insel Roanoke, in der Region des heutigen North Carolina, die erste englische Überseekolonie. Als ein weiteres Siedlerschiff zwei Jahre später vor der Insel ankert, fehlt von den Pionieren jede Spur. Auch der neue Besiedlungsversuch scheitert.

1588

England. Im Ärmelkanal besiegt eine kleine englische Flotte die Spanische Armada, die weltweit

größte Seestreitmacht. Auslöser des Angriffs ist ein Bündnisvertrag Elisabeths I. mit den rebellierenden Niederlanden, die zum Besitz der spanischen Krone gehören. Die Kolonialmacht Spanien befürchtet, England könne ein neuer Konkurrent in Amerika werden.

1600

England. Königin Elisabeth I. verleiht Londoner Kaufleuten das Monopol für den Handel mit Indien und anderen Regionen in Asien. Sie gründen daraufhin die East India Company. 1601 verlässt der erste Konvoi von vier größeren Schiffen London in Richtung Indonesien und kehrt zwei Jahre später mit einer Ladung Pfeffer zurück.

1607

Nordamerika. Am 26. April erreichen drei Schiffe mit 120 Auswanderern die Chesapeake Bay und gründen dort Jamestown, die erste Siedlung der künftigen und dauerhaften Kolonie Virginia - benannt nach der „jungfräulichen Königin“ Elisabeth I. Irland. Nach einem Aufstand der mehrheitlich katholischen irischen Bevölkerung gegen die englische Herrschaft - die London auf der Nachbarinsel

seit dem 12. Jahrhundert dauerhaft zu etablieren versucht, wodurch Irland de facto die erste Kolonie Englands geworden ist - lässt der englische König Jakob I. zahlreiche protestantische Schotten und Engländer in der nordirischen Provinz Ulster ansiedeln. Das ist der Ausgangspunkt des bis heute andauernden Konflikts zwischen Protestanten und Katholiken in Nordirland.

1613

Indien. Der Mogul, Herrscher über weite Teile Indiens, stellt der East India Company einen Freibrief zur Gründung ihrer ersten Niederlassung in Surat an der indischen Nordwestküste aus. Die Kaufleute interessieren sich vor allem für den Handel mit Baumwolle und Seide. Die erste englische Stadt auf dem Subkontinent entsteht 1639: Fort St. George, das heutige Chennai.

1620

Nordamerika. Nach zweimonatiger Überfahrt verfehlen 102 englische Auswanderer an Bord der „Mayflower“ das Ziel Virginia und landen rund 320 Kilometer weiter nördlich in der Bucht von Cape Cod, wo sie die Siedlung New Plymouth gründen.

1651

England. Auf Drängen einer Lobby einflussreicher Kaufleute erlässt das Londoner Parlament die „Navigationsakte“, die vorschreibt, dass der gesamte Überseehandel mit den englischen Kolonien fortan nur mit englischen Schiffen abgewickelt werden soll. Das Gesetz bestimmt zwei Jahrhunderte lang die Handelspolitik.

1655

Karibik. Die Briten nehmen das spanische Jamaika ein. Schon zwei Jahrzehnte zuvor haben sich britische Siedler auf der Insel Barbados niedergelassen. Zunächst ist Jamaika ein Stützpunkt englischer Piraten, später Umschlagplatz für afrikanische Sklaven und Zentrum des Schmuggels. 1866 wird Jamaika zur Kronkolonie erklärt. Die Insel bleibt bis Mitte des 20. Jahrhunderts in britischem Besitz.

1713

Niederlande. Im Frieden von Utrecht (der den Spanischen Erbfolgekrieg zwischen der siegreichen Allianz unter Führung Großbritanniens und den verbündeten Franzosen und Spaniern beendet)

einigen sich die Mächte auf eine Neuverteilung ihrer kolonialen Macht-sphären. Großbritannien erwirbt von Spanien die Flottenstützpunkte Gibraltar und Menorca im Mittelmeer, zudem französische Gebiete in Amerika, wie die Hudson Bay, Neufundland und Neuschottland, und der Karibik. Darüber hinaus erhält das Empire das Monopol auf den Sklavenhandel in die spanischen Kolonien Lateinamerikas. Damit steigt London zur Großmacht auf den Weltmeeren auf.

1739

Großbritannien. Um die spanische Vormachtstellung in Westindien zu brechen und den Überseehandel des Konkurrenten zu stoppen, erklärt London Madrid den Krieg. Doch die Briten können keinen entscheidenden Erfolg erringen, weil ihre Truppen durch Tropenkrankheiten geschwächt sind. 1742 stellen sie die Kämpfe ein.

1757

Indien. Vor allem durch Bestechung siegt eine Armee der East India Company gegen die zahlenmäßig überlegenen Truppen des Herrschers von Bengalen, der zuvor das britische Fort in Kal-

kutta eingenommen hat. Das Geld der Briten bringt einen Großteil der bengalischen Truppen dazu, sich zu ergeben. In Folge erhält die Krone die Steuerrechte über Bengalen, obwohl nominell weiterhin ein einheimischer Herrscher regiert. Acht Jahre später übernehmen die Briten die gesamte Verwaltung.

1763

Frankreich. In Paris beschließt ein Friedensvertrag jenen Teil des Siebenjährigen Krieges, der in Westeuropa, Nordamerika und Indien zwischen Großbritannien und den verbündeten Frankreich und Spanien ausgefochten worden ist (der andere Teil des Krieges, in dem sich Preußens König Friedrich II., Londons Alliierte, und Kaiserin Maria Theresia gegenüberstanden hatten, endet kurz darauf mit dem Frieden von Hubertusburg). Durch das Abkommen erhält Großbritannien von Frankreich dessen Besitzungen in Neuschottland, Kanada, Louisiana (östlich des Mississippi) sowie von Spanien Florida. Darüber hinaus bekommt London neue Stützpunkte im Mittelmeer, in Afrika und der Karibik. Dadurch verschiebt sich das Machtgleichgewicht auf dem Globus zugunsten Großbritanniens. das den Krieg eigentlich nur zum Schutz der eigenen Kolonien geführt hatte.

1769

Südpazifik. Während einer Reise mit dem Auftrag, für Großbritannien im südlichen Pazifik einen „unbekannten Südkonti-

nent“ zu finden, umrundet der Seefahrer James Cook Neuseeland und nimmt im Jahr darauf die Ostküste Australiens als „New South Wales“ für die Krone in Besitz.

1773

Großbritannien. Das Parlament übernimmt die Kontrolle über die East India Company, die in finanziellen Schwierigkeiten steckt. Warren Hastings, erster Generalgouverneur in Indien, reformiert in der Folge die korrupte Verwaltung in Kalkutta und erobert teils durch Diplomatie, teils durch Gewalt weitere indische Gebiete.

Nordamerika. Als Indianer verkleidete Bostoner Bürger entern ein mit Tee beladenes Schiff der East India Company und werfen die gesamte Ladung ins Hafenbecken. Die „Boston Tea Party“ ist der Höhepunkt eines langschwelenden Streits zwischen den 13 nordamerika-

zu bestimmen. Der Gouverneur erhält zudem die Befugnis, zukünftig Richter, Sheriffs und Geschworene zu benennen oder Gerichtsverfahren nach England zu verlegen. Der Streit eskaliert, schließlich verlangen die Vertreter der Kolonien uneingeschränkte Selbstständigkeit. Als Großbritannien die Autonomie verweigert, beginnen die amerikanischen Siedler einen bewaffneten Aufstand.

1775

Nordamerika. Im April kämpfen erstmals englische Soldaten und eine Miliz aus Massachusetts gegeneinander. Delegierte der Kolonien ernennen den militärisch erfahrenen George Washington aus Virginia zum Befehlshaber der kolonialen Truppen.

1776

Nordamerika. Am 4. Juli verkünden die 13 britischen Kolonien ihre Unabhängigkeit vom Mutter-

Kanada, das sich an dem Konflikt nicht beteiligt hat, bleibt britisch.

1788

Australien. Eine Flotte von elf Schiffen mit 723 Sträflingen an Bord landet nach achtmonatiger Überfahrt nördlich der Botany Bay. Die britische Regierung hat zwei Jahre zuvor die Gründung einer Strafkolonie in New South Wales beschlossen. Insgesamt werden rund 160 000 Sträflinge nach Australien verbannt, ehe die Deportationen in den 1860er Jahren enden.

1805

Spanien. Vor Kap Trafalgar besiegt das von Vizeadmiral Lord Horatio Nelson kommandierte Geschwader der Royal Navy die vereinigte französisch-spanische Flotte. Der französische Kaiser Napoleon muss nach dieser Niederlage sein Ziel, England zu erobern, endgültig aufgeben. Mit

britischen Untertanen, sich am transatlantischen Sklavenhandel zu beteiligen. Um den Menschenhandel endlich zu stoppen, setzt die Seemacht andere europäische Staaten unter Druck, ebenfalls ein solches Verbot zu erlassen, und rüstet eine Kriegsflotte aus, die vor der afrikanischen Küste patrouilliert, dort verdächtige Schiffe abfängt und lokale Machthaber dazu zwingen soll, den Menschenhandel von ihren Territorien aus zu untersagen.

1815

Belgien. Bei Waterloo. 15 Kilometer südlich von Brüssel, schlägt eine Armee aus britischen, niederländischen und deutschen Soldaten die Streitmacht Napoleons. Damit endet für die Krone der letzte von sieben großen Kriegen seit 1689 gegen Frankreich. Großbritannien hat sein Ziel erreicht, den Haupttrivalen auszuschalten, und ist nun unangefochtene Seemacht; zudem wird ihm auf Jahrzehnte vom Kontinent keine Gefahr mehr drohen.

1819

Singapur. Sir Thomas Stamford Raffles, Lieutenant-Governor von Bengkulu, einem Stützpunkt der East India Company auf Sumatra, gründet in dem Piratennest Singapur einen britischen Handelshafen. weil er den Einfluss der Niederländer in dem Gebiet fürchtet, das alle Frachtschiffe auf der Route zwischen China und Indien passieren müssen.

Da die Niederländer ebenfalls Ansprüche auf

Die Briten demütigen Frankreich

nischen Kolonien und dem britischen Mutterland, das versucht, die Überseebesitzungen durch Steuern an den steigenden Kosten für Militär und Verwaltung des Empire zu beteiligen.

Die Kolonisten fordern Mitbestimmung im britischen Parlament, sonst wollen sie keine Abgaben an das Mutterland mehr leisten. London ergreift Strafmaßnahmen, schließt den Bostoner Hafen, widerruft die Rechte der Kolonie, ihre Räte selbst

land und schließen sich zu den Vereinigten Staaten von Amerika zusammen. In den nachfolgenden Kämpfen werden die amerikanischen Truppen von Frankreich und Spanien unterstützt. Vor allem wegen der großen Distanz hat Großbritannien Schwierigkeiten, seine Truppen zu versorgen.

Nach mehreren militärischen Niederlagen akzeptiert London 1783 die Unabhängigkeit seiner ehemaligen Kolonien.

dem Triumph, einem seiner bedeutendsten maritimen Siege, sichert sich Großbritannien die Vorherrschaft zur See und baut diese Stellung durch weitere Stützpunkte systematisch aus. So bringt ein Angriff der Royal Navy 1806 das Gebiet am Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas unter britische Kontrolle.

1807

Großbritannien. Das Parlament verbietet allen

Singapur erheben, muss sich London mit ihnen 1824 in einem Vertrag einigen: Die Briten übernehmen die Stadt Malakka und behalten Singapur und verzichten zugunsten Den Haags auf ihre Territorien auf Sumatra. Zu diesem Zeitpunkt ist Singapur bereits ein bedeutender Umschlagplatz für Gummi, Zinn und Öl und wird später zu einem wichtigen Stützpunkt der Royal Navy.

1831

Jamaika. Der Prediger Sam Sharpe organisiert einen Streik unter den Sklaven auf der Insel. Der daraus resultierende Aufstand von 60 000 Unfreien wird nach vier Wochen niedergeschlagen - und Sharpe gehängt.

Tasmanien. Die letzten der einst 5000 Ureinwohner dieser Insel südlich von Australien geben den Widerstand gegen die britischen Einwanderer auf. Durch Morde und von den Europäern eingeschleppte Krankheiten ist die Zahl der Ureinwohner auf rund 200 dezimiert worden. Die Briten siedeln sie auf eine australische Insel um.

1833

Großbritannien. Das Parlament beschließt per Gesetz das Verbot der Sklaverei in den britischen Kolonien zum nächsten Jahr. Es ist ein Triumph der 1823 gegründeten und vor allem christlich-moralisch motivierten „Anti-Slavery Society“. Entscheidend beigetragen zu diesem Beschluss hat aber auch die Rebellion der Sklaven 1831 auf Jamaika. Die Plantagenbesitzer dort

hatten auf den Aufstand der Zwangsarbeiter mit brutaler Vergeltung reagiert. Nachrichten von den Racheaktionen empörten die britische Öffentlichkeit, die fortan starken Druck auf die Parlamentarier ausübte.

1835

Südafrika. Viele Buren, Siedler vor allem niederländischer Herkunft, ver-

lassen die britisch dominierte Kapkolonie. Denn die Krone hat sie gezwungen, alle Sklaven auf ihren Farmen in die Freiheit zu entlassen. In den folgenden zehn Jahren ziehen rund 14000 Buren nach Norden und gründen die Republiken Oranje-Freistaat und Transvaal.

1837

Großbritannien. Als Nachfolgerin König Wilhelms IV. besteigt die 18-jährige Viktoria den englischen Thron. Es ist der Beginn des bis 1901 dauernden Viktorianischen Zeitalters, in dem das Empire den Höhepunkt seiner Macht erreicht.

1838

Afghanistan. Britische Truppen aus Indien fallen in das Emirat am Hindu-kusch ein. Damit will die Krone ihren Einfluss in Asien festigen, da die Regierung in London befürchtet, dass Russland sonst eines Tages bis nach Indien vorstoßen könne. Doch erst nach einem zweiten Krieg 1880 wird

Afghanistan Teil der britischen Einflussphäre.

1839

China. Ein kaiserlicher Sonderkommissar lässt 1200 Tonnen britisches Opium vernichten. Seit mehr als vier Jahrzehnten verkauft die East India Company Opium aus Bengalen an britische Zwischenhändler, die es auf Schiffen nach China trans-

portieren. Dort wird die Droge dann von einheimischen Gangstern weitervertrieben, Schätzungsweise zwölf Millionen Chinesen sind opiumsüchtig. Als der Kaiser in Beijing nun den Handel mit dem Rauschmittel verbietet, setzen die Briten im ersten „Opiumkrieg“, der bis 1842 andauert, ihre Interessen durch: Das chinesische Handelsmonopol wird abgeschafft, fünf Städte an Chinas Küste müssen sich dem europäischen Handel öffnen, und Großbritannien erhält das ein Jahr zuvor besetzte Hongkong.

1840

Neuseeland. Die Briten schließen mit den Ureinwohnern, den Maori, einen Vertrag und machen die Doppelinsel zur Kolonie. Der Plan, anders als bei anderen Landnahmen diesmal im Einverständnis mit den Einheimischen vorzugehen, scheitert an Übersetzungsfehlern des Vertrags und an den Interessen der weißen Siedler in Neuseeland. Es kommt

zu mehreren Kriegen, die bis 1872 andauern und mit der Niederlage der Maori enden. Die Ureinwohner verlieren große Teile ihres Landes.

1851

Australien. In New South Wales wird Gold entdeckt. Diese Nachricht lockt Glücksritter aus aller Welt an. Innerhalb eines Jahrzehnts steigt die weiße

Bevölkerungszahl Australiens von 400 000 auf über eine Million an. Die Verwaltungen der inzwischen fünf britischen Kolonien auf dem Kontinent versuchen, mit kostenpflichtigen Schürflizenzen an den Gewinnen der Goldgräber teilzuhaben. Dagegen entwickelt sich 1854 ein Aufstand, den die Briten blutig niederschlagen.

Großbritannien. Königin Viktoria eröffnet am 1. Mai im Londoner „Crystal Palace“ die erste Weltausstellung - eine Schau der größten Errungenschaften in Technik, Produktion, Kunst und Design. Diese und nachfolgende Ausstellungen präsentieren den Reichtum und die Exotik des Empire.

Nigeria. Um den Sklavenhandel wirksam zu unterbinden, lässt London seit Jahrzehnten eine eigene Flotte vor der Küste Afrikas kreuzen, die vor allem verdächtige Schiffe aufbringen soll. Doch als sich der König von Lagos weigert, das Geschäft auf seinem Territorium zu verbieten, beschließen die

Briten den Ort und setzen den Herrscher ab. Zehn Jahre später nimmt die Krone den Küstenstreifen um Lagos offiziell als Kolonie in Besitz.

1854

Südliches Afrika. Der Schotte David Livingstone startet eine zweijährige West-Ost-Expedition durch das noch unerforschte südliche Afrika. Während seiner Reise entdeckt er als erster Europäer die riesigen Wasserfälle am Mittellauf des Sambesi und nennt sie zu Ehren der britischen Königin „Victoria Falls“.

Großbritannien. Die Regierung gründet ein Ministerium für die Kolonien. Zuvor sind sie vom Kriegsminister mitverwaltet worden.

1856

China. Zweiter Opiumkrieg. Als Beamte der kaiserlichen Regierung ein britisches Schiff wegen Verdachts des Opiumschmuggels durchsuchen und die Besatzung verhaften, nimmt London das zum Anlass, China erneut anzugreifen. Mit französischer Hilfe siegt das Empire nach zwei Jahren. China muss Kowloon, das Festland nördlich von Hongkong, an Großbritannien abtreten. Die Öffnung elf weiterer Häfen verbessert die Handelsmöglichkeiten für ausländische Kaufleute. Da Chinas Kaiser jedoch keine diplomatischen Vertretungen in Beijing gestattet, nimmt eine britisch-französische Armee die Kapitale ein, plündert und zerstört die Sommerpaläste. Der Kaiser kapituliert: Der

Ein Schotte durchquert Südafrika

Opiumhandel wird legalisiert, und fortan dürfen westliche Vertreter in Beijing residieren.

1857

Indien. Ein britisches Militärgericht verurteilt sepoys, einheimische Söldner unter dem Kommando britischer Offiziere, zu langen Haftstrafen. Sie haben sich geweigert, eine neue Munition zu verwenden, da die Patronen angeblich mit Schweine- oder Rinderfett eingeschmiert und somit für Hindus und Muslime verunreinigt seien. Als Reaktion auf das Urteil meutern Kameraden aus der bengalischen Armee am nächsten Tag, befreien die Gefangenen und erschließen britische Offiziere und Zivilisten. Daraus entwickelt sich ein Aufstand gegen die Fremdherrschaft, der sich auf dem gesamten Subkontinent ausbreitet. Mehr als ein Jahr lang kämpfen indische Söldner gegen britische Soldaten, ehe die den Aufstand blutig niederschlagen können.

1858

Großbritannien. Als Reaktion auf den Aufstand in Indien verabschiedet das Londoner Parlament den „Government of India Act“. Mit diesem Gesetz übernimmt die Krone von der East India Company die Herrschaft über Britisch-Indien. Zwar erhält nun das neu gegründete Ministerium „India Office“ die Verantwortung für die Verwaltung der Kronkolonie, die Herrschaftsstrukturen vor Ort bleiben jedoch fast unverändert bestehen. Großbritannien herrscht nun über mehr

als die Hälfte des Subkontinents (einschließlich des heutigen Bangladesch und weiten Teilen Pakistans und Birmas). Der Rest wird von mehr als 550 einheimischen Fürsten regiert, die jedoch von den Kolonialherren abhängig sind.

1861

Großbritannien. In London läuft die „HMS Warrior“ vom Stapel. Der Bau des ersten ozeantauglichen Panzerschiffes der Royal Navy verstärkt noch die Dominanz der britischen Flotte auf den Weltmeeren.

1867

Kanada. Mit der Zustimmung des britischen Parlaments schließen sich am 1. Juli die im Osten des heutigen Kanada gelegenen Kolonien Quebec, Ontario, New Brunswick und Nova Scotia zu einem dominion zusammen, einer quasi halb unabhängigen Kolonie, die von London die Ermächtigung erhält, ihre innenpolitischen Angelegenheiten fortan selbst zu regeln. Nach diesem Vorbild werden Jahrzehnte später weitere britische Gebiete zu Dominions: Australien (1901), Neuseeland sowie Neufundland (1907) und Südafrika (1910): allerdings bleibt dieser privilegierte Zustand auf von Weißen besiedelte Kolonien beschränkt.

1875

Ägypten. Das britische Kabinett kauft für gut drei Millionen Pfund von der ägyptischen Regierung, die vor dem Bankrott steht, 40 Prozent der Aktienanteile an dem erst

wenige Jahre zuvor eröffneten Suezkanal. Die Wasserstraße verkürzt den Seeweg nach Asien um mehrere Tausend Kilometer. In der Folge wird der Kanal zur Hauptverkehrsader des Empire.

1877

Indien. Vizekönig Robert Lytton ruft Königin Viktoria in Delhi zur Kaiserin von Indien („Kaiser-i-Hind“) aus. Damit soll vor allem das Prestige der Monarchin gegenüber dem Zaren gestärkt werden.

1880

Südafrika. Der englische Pfarrerssohn Cecil Rhodes gründet mit einigen Partnern in den Diamantfeldern von Kimberley die De Beers Mining Company. Bis 1889 wird er sich in Südafrika ein Monopol auf die wertvollen Kristalle sichern und mit der weltweit größten Produktion zum mächtigsten Unternehmer und Finanzier am Kap aufsteigen.

1882

Ägypten. Am 11. Juli bombardieren britische Kriegsschiffe den Hafen von Alexandria. Grund dieser Intervention ist ein Aufstand ägyptischer Offiziere, der die britische Kontrolle über den Suezkanal bedroht. Nach dem Ende der Rebellion besetzen die Briten das Land und üben fortan die Regierungsgewalt aus, obwohl nominell ein Vasall des osmanischen Herrschers an der Spitze des Staates steht.

1883

Ägypten/Sudan. Kämpfer eines selbst ernannten

islamischen Erlösers, des „Mahdi“, der den Dschihad gegen die Fremdherrschaft ausgerufen hat, besiegen drei ägyptische Armeen. Die Briten entsenden daraufhin General Charles George Gordon nach Khartum. Er soll die dortigen Soldaten und Zivilisten evakuieren. Doch im Frühjahr 1884 wird Gordon eingeschlossen, Khartum monatelang von den Anhängern des Mahdi belagert und schließlich gestürmt, wobei der General und die gesamte Garnison getötet werden. Der Mahdi-Aufstand ist eine der ersten erfolgreichen Revolten gegen die britische Kolonialmacht in Afrika. Erst 1898 können die Briten den Aufstand in Omdurman blutig niederschlagen. Mithilfe einer neuartigen Waffe, des Maschinengewehrs, töten sie 10 000 Rebellen.

1884

Deutschland. Auf Einladung des Reichskanzlers Otto von Bismarck treten in Berlin Delegierte von zwölf europäischen Nationen sowie aus den USA und dem Osmanischen Reich zusammen, um ihre Interessen in Afrika zu regeln. Fast der gesamte Kontinent wird anschließend im „Wettlauf um Afrika“ bis 1914 unter den Teilnehmern aufgeteilt, vor allem Großbritannien und Frankreich profitieren. Die Briten werden in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg weite Gebiete des heutigen Botswana, Swasiland, Simbabwe, Sambia, Kenia, Uganda, Nigeria, Sudan und Somaliland annektieren.

1885

Indien. In Bombay tritt zum ersten Mal der „Indian National Congress“ zusammen, eine politische Organisation der einheimischen Führungsschicht. Mit ihrer Forderung nach mehr Mitbestimmung wird der Kongress zur Keimzelle der indischen Unabhängigkeitsbewegung,

1889

Südafrika. Königin Viktoria gewährt Cecil Rhodes das Recht, Gebiete im heutigen Simbabwe zu besiedeln. 1890 entsendet der Diamanten-Tycoon bewaffnete Siedler und Truppen, um die Privatkolonie in Besitz zu nehmen. Sie heißt ab 1895 nach ihrem Gründer „Rhodesien“.

1898

Sudan. Am Weißen Nil stellt der englische Feldmarschall Horatio Kitchener ein französisches Expeditionskorps. das dort sein Fort errichtet hat, und fordert es zum Rückzug auf. Dies ist der Höhepunkt im Wettstreit der beiden Mächte um die Vorherrschaft in Afrika. Denn während Paris eine koloniale West-Ost-Verbindung von Dakar bis Dschibuti anstrebt, träumt London von einem Reich, das sich von Kairo im Norden bis zum Kap der Guten Hoffnung im Süden erstreckt. Da die Franzosen den Briten militärisch nicht gewachsen sind, verzichten sie auf den Sudan.

China. Die britische Regierung unterzeichnet mit Beijing einen Pachtvertrag über die „New

Territories“ nahe Hongkong. Für die nächsten 99 Jahre stehen damit das nördliche Umland der Stadt sowie mehr als 230 kleinere Inseln unter englischer Kontrolle. Die Kronkolonie wächst dadurch um ein Vielfaches.

1899

Südafrika. Als sich die Burenrepublik Transvaal weigert, die rechtliche Situation der nichtburschen Einwanderer zu verbessern, verstärkt Großbritannien als Drohung die Truppen an der Grenze der Kapkolonie. Daraufhin erklärt Transvaal, gefolgt vom benachbarten Oranje-Freistaat, London den Krieg. Die Briten sehen nun eine Chance, die Burenstaaten zu annektieren und damit ihre Vorherrschaft in Südafrika zu festigen. Nach anfänglichen Erfolgen der Buren erringen die Briten durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit die Oberhand und gliedern die Republiken 1900 ihrer Kolonie an. Den daraufhin einsetzenden Guerillakampf der Buren kann London nur mit brutaler Härte niederschlagen, etwa durch die Internierung von Frauen und Kindern in Konzentrationslagern. Der Krieg endet 1902: Die Burenrepubliken werden britische Kolonien, erhalten Hilfe beim Wiederaufbau und eine Zusage baldiger innerer Autonomie.

1904

Großbritannien/Frankreich. Die beiden europäischen Mächte schließen ein Abkommen, um ihre kolonialen Interessen in Afrika auszugleichen.

Frankreich erhält Marokko, erkennt dafür im Gegenzug die britische Vorherrschaft in Ägypten an.

1906

Großbritannien. Auf der Marinewerft läuft ein neues, stark gepanzertes und mit überlegener Geschützreichweite ausgestattetes Großkampfschiff vom Stapel, die „HMS Dreadnought“. Auf einen Schlag sind alle anderen Kriegsschiffe veraltet. Das seit Jahren anhaltende Wettüben mit dem Deutschen Kaiserreich um die Vorherrschaft zur See erreicht damit seinen Höhepunkt.

Indien. Um die Rechte der islamischen Minderheit auf dem Subkontinent zu wahren, gründen indische Muslime im bengalischen Dhaka die Muslimliga („All-India Muslim League“). Es ist eine Gegenbewegung

1914

Großbritannien. Am 4. August erklärt die britische Regierung für das gesamte Empire dem Deutschen Reich den Krieg. Rund 2,5 Millionen Soldaten aus den Dominions und Kolonien werden im Ersten Weltkrieg für Großbritannien kämpfen. Mehr als 130 000 Kanadier, Australier und Neuseeländer sowie 100 000 Afrikaner, die den Truppen als Träger dienen, kommen um.

1917

Indien. Edwin Montagu, der britische Indienminister, verspricht der indischen Bevölkerung, angesichts ihrer Unterstützung im Ersten Weltkrieg, die Mitbestimmung in der Regierung ihres Landes.

1919

Indien. Im nordindischen Amritsar demonstrieren

Weltreich gehören unter anderem die Dominions Kanada, Australien, Südafrika, Neufundland und Neuseeland sowie die Kolonien Indien. Singapur und Ceylon und Besitzungen in Süd- und Mittelamerika wie Honduras, British-Guayana, die Bahamas und Jamaika. Zudem kontrolliert London nun auch weite Teile Afrikas und des Nahen Ostens, etwa Palästina.

1921

Großbritannien/ Irland. Ein Vertrag beendet den in Irland seit 1919 anhaltenden Guerillakrieg der Unabhängigkeitsbewegung IRA. Als „Irischer Freistaat“ erhält der Süden der Insel am 6. Dezember den Status eines Dominion und damit weitgehende Autonomie. Nordirland hingegen bleibt Teil des Vereinigten Königreichs.

fang der 1920er Jahre der Bürgerrechtler Mohandas Karamchand Gandhi.

1930

Indien. Gandhi ruft den „Tag der Unabhängigkeit“ aus und fordert London auf, die politischen Gefangenen freizulassen, zum Schutz der indischen Industrie Zölle auf die in Großbritannien gefertigten Textilien zu erheben und die hohe Salzsteuer abzuschaffen. Als die Briten nicht nachgeben, startet Gandhi mit Begleitern einen 385 Kilometer langen Protestmarsch gegen das britische Salzmonopol an die Küste. Tausende folgen seinem Aufruf, verbotenerweise selbst Salz zu gewinnen. Bald breitet sich der Protest über ganz Indien aus.

1932

Großbritannien. Mit dem Statut von Westminster gewährt London seinen Dominions auch formal die fast vollständige Unabhängigkeit. Sie gelten nun als „autonome Gemeinschaften innerhalb des Britischen Empire“, die durch die Krone vereint sind. Das Gesetz ist zugleich die Geburtsstunde des „British Commonwealth of Nations“ (von den Briten amtierende Sultan wird zu König Fuad I.; Londons Einfluss bleibt aber noch lange bestehen).

1939

Großbritannien. Nach Ablauf eines Ultimatums, die Truppen der Wehrmacht zurückzuziehen, die

1997 verliert London auch Hongkong

zum überwiegend hinduistischen Nationalkongress, der sie ihrer Meinung nach nicht ausreichend repräsentiert.

1911

Indien. In einer prächtigen Zeremonie, an der sämtliche indische Fürsten sowie 80 000 Zuschauer teilnehmen, lässt sich der englische König Georg V. in Delhi als Kaiser von Indien feiern. Während seines Besuches legt er auch den Grundstein für eine neue Kapitale, die zwei Jahrzehnte später fertiggestellt wird: New Delhi.

20 000 Inder friedlich für ihre Unabhängigkeit. Auf Befehl des britischen Kommandeurs eröffnen Kolonialtruppen das Feuer auf die unbewaffnete Menge. Offiziell gibt es 379 Tote, tatsächlich sind es wohl dreimal so viele Opfer.

Frankreich. Während einer fünfmonatigen Friedenskonferenz wird der Erste Weltkrieg offiziell beendet. Obwohl Großbritannien durch die Kriegsanstrengungen geschwächt ist, erreicht das Empire in den folgenden Jahren seine größte Ausdehnung. Zu dem

1922

Ägypten. Das Nilland wird als erste afrikanische Kolonie in die Unabhängigkeit entlassen. Der zuletzt unter den Briten amtierende Sultan wird zu König Fuad I.; Londons Einfluss bleibt aber noch lange bestehen.

1929

Indien. Großbritannien ignoriert ein Ultimatum der indischen Kongresspartei, in dem die Erhebung Indiens zum Dominion gefordert wird. Anführer der indischen Nationalisten ist seit An-

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 01805/J7052098. Telefax 040/570J5648
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf [www geo-epoche.de](http://www.geo-epoche.de) vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice. 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo-Fr 7 50 bis 20 00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14 00 Uhr
E-Mail: geoepoche-service@gujde
Telefon innerhalb Deutschlands: 040/SS 55 89 90
Telefon außerhalb Deutschlands: *49/40/55 5589 90
Telefax: *49/1805/8 6 1 8002'
GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 57,00 € (D), 64 80 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 54,20 € (D), mit DVD: 59,40 € (D)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für
GEO EPOCHE Digital unter [wwwgeo-epoche.de/digital](http://www.geo-epoche.de/digital)

BESTELLADRESSE FÜR
GEO BÜCHER, GEO KALENDER, SCHUBER ETC

Kundenservice und Bestellungen
Anschrift GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden
Telefon: *49/40/42256427 Telefax: *49/40/42256427
E-Mail: guj@sigloch.de

H Cant/Martka au dem deutschen Fatlnatz MobJunkp»»' mailmal 4? Cant/Mmule

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout. l.= links, r.= rechts, o.= oben,
m - Mitte, u = unten

TITIL S»n<4cl of Clirfnd' Univwvy Lfcmv EDITORIAL Bew' 0'1 fa' GEOEPOCHE 5 o . Camr.al Fdms 3 m INHALT Chnstles Images/Bndgeman Art bbrary. 4 l o.. Derek Bayes/Lebrecht MusK'Ans/Corbo 4 r. o.. almd.net. 4 l. m., Moniel/TKe LIFE Picture Collection/Getty Images: 4 l u., Mary Evara/Interfoto 4 m u., BaUmn H Ward & Kathryn C. Wa-d/Corbs 4 r u DIE HERREN DER WELT Syndiol of Camfndge University Lfcrary 6/7. Alcian/Getty knages 8/9. Derek Bayes/Lebrecht Musc'Arts/Corbs 10/11; Phlpp Kester/Vilsteft bild 12/13. Graogt Collection/Interfoto 14/13. Science & Soeety Picture Ubrary/Getty knages 16/17. Kikon A/chre.e/Getti Images. 18/1». HUlton/Deutsch Colecbon/Corbs». 20/21 AUFSTIEG DES IMPERIUMS: Stcfame lWs für GEOEPOCHE 22. 23 DER TRAUM DES MR. RAFFLES CWes lmsgel/Bndgnan Art Lfcrary 26/27 Pum Verlag Vollex Cbjlten/Bndgeman Art Library Tm Wehrmann für GEOEPOCHE 28. Luca Tettm/Bndgeman Art Library 28/29. 36. Stock Montage/Super Stock/Interfoto 30: Bndgeman Art Lfcrary 31 o Privat sammk'>g. Tim Wehrmann H8 GEO EPOCHE 31 u.. Collection Of the National Museum of Singapore. National He'tage Board 32/33 34/35. Hentage Images/Corbs 35 o. Look and Learn/ Husrated Papers CoBcc-tior/Bndgeman An bbrary Tn. Wehrmann für GEO EPOCHE 5' REBELLION AUF DER ZUCKERINSEL Chwltex Images/Bndgeman An bbrary 40/4. 43 o. Mary Evans/Interfoto 42. 44. 4». Stefan» Peters hjr GEOEPOCHE 43 u. Robana/ British Library 8»ard/bp'. 43. Yale Center fo» Braish Art Paul Mellon Colect-o»V Bndgeman Art Library 46. Bibbotheque des Am Decoratrv Parts/Atchives Charmel/ Bndgeman Art Library. 4l Chlulopher Issa Collection. Jamarca 4». akq-Images 50. PrivatsamlHing 31 DAHEIM IN DER FREMDE: Mwv Evans/lr"dcio 52. 54 o.. 57 u.. 58 o. Top Foto/Ulste« bild SS 54 u 57 o SB j DIE DROGENHÄNDLER IHRER MAJESTÄT: Edward Duncan/National Mantme Museum. Londo/Kerfoco. 60/61 dpa Picture-Abance. 63 (2). 64/65 akq-Images. 64 u.. 67 m.. 67 u. lotas Phkppe Alphonse Bicheboo. National L-brary of AustraliA an10J95079. 65 u.. Soence Photo Lfcrary/akq-mager 66/67. Yale Cento« for 8r tr». Art. Paul Melcn Collection/ Bndgeman An bbrary 68 ddp Images 69 o.. almd.net 69 u. Oranger Collection/ Interfoto 70 Stefane P'vien f' GEOEPOCHE. 72 LAND DER WEISSEN WOLKE: Aleander Turnbull Library Nabend Lfcrary of Nex Zealand 74. P-rvatsamrWmg 75 IM REICH OER KOPFJÄGER: Oranger Cdelecon/InteHoto 76.. Look and Learl/ Nustrated Papers Collection/Bndgeman Art Library: 77. 80/81. 82. 83 (2). 84 85. 87. Top Foto All »er, brtd 78. Bnbsh Lfcrary Board 79. Stefane Peters für GEOEPOCHE 81 u.. Staatsbibliothek zu Berlm/bpk. 86. Mary Evans/Irvcdoto. 88. Leemage/Imago 89 KÜSTE DER VERDAMMTEN -Vm Ronan P.cture/dpa P.cture-AJUXe »0 Bndgeman Art bbrary 9' LONDON ZENTRUM DER WELT Mansell/The LIFE Picture Collectwn/Getty Images. 92/93. Bnlhh bbrary/Soence Photo bbrary/Agcn-hr Focus 94. Poppedoto/Getty Images 95 ulften bild 96.102. 101 u.. Corbis 96/97 The Kealbury-Gordon Photograph ArcbvelAJamy 98. Hldton Arthrm/Getty Images 99. Huhon/Deutsch CeffecDon/Corbx »OO London Stereoscopic Company/ Hulton Arcbvel/Getty knages 101. Soence 6 Society Picture bbrary/Getty knages 103. 105. 106. 108 o. Campbell' Press S'udK»/Engksh Hemage/Arcaid/Cort»B 104. Manp Evans/Intedoto 107 MIT DER MACHT DER KANONEN: Malcolm Innes Gallery. Londen/Bndgeman Art Library 110/111 Nabend Mantime Musetm. Londen/ Interfoto 112/113. Soence & Society Picture bbrary/Interfoto Tn. Wehrmann für GEOEPOCHE 114. 113. David Kalcaldy/Natonal Mantime Museum. Lcndor/lr'er-foto 116 National A/dvresofAustraLa. 117. GrangerCollection/uhswin bild 118: ddp mages. 120. North Wind Picture Archves/akq-mages ol DER GRIFF HACH AFRIKA Baldwin H Ward 6 Kathryn C Ward/Corbis 172/123 SZ Photo. 124 u.. 140 Alman ArcKves/Getty Images 125 o . TCJ/MarU/UG/Getty kmages. 125u HJlton-Deutsch ColWcta»/Corba 126 139 u.. Granger Colecbon/Irtedcto 127. Henry Gc'tmann/Getty Images 128 o. Undemood & Underwood/The bbrao, of Congress 128 u., United Archves/Imago. 129. United Archr.es/matribLO mages. 134. 139 o., Stefanie Peters für GEOEPOCHE 133 o. 141. The Bos'eB Colecbon/Berley Hentage Trust/Mary Evans/ keerfoto 135 u.. Britih Erpre and Common-ealth NVseum/ UIG/Bndgeman Art Library 136 137 o.. Nald Witness Archrves/Gdio knages/Getty Images 157 u Huk<-> Archnre/Getty Images 138 BESUCH EINES KAISERS T»p Foto/Untred Archves/dpa P.cture-Abance: 142/145. dpa P<ture-Akance 143 ».. Bn-bsh Library/Scence Photo bbrary/Agentur Focus 145 o.. Popperfoto/Getty Images. 145 u. Hulton-Deutsch CoUecton/Corbs 146 o. Royal Geograpfncal Soccty/Bndgeman Art bbrary 146 m.Royal Corrmsson on the Anpent and Histoncd Monuments of Scotland 146 u. Haedcel A/chr./ulstcm bild 147. Underwood Archnes/Getty Images 148 o. Sureshchand Deendayd. Hyderabad 148 u.. Fh'ppe Vogel/The Kern ksbttute Collection of Photography. Leiden. 150. Ulstern bild. 151 o. Oswdd Lübeck/ Archiv Joachm K. Bautze 151 m.. Aknin Archrves/G«ey knages. 151 u. Stefane Peters für GEOEPOCHE 152. Hulton Arcbvel/Getty Images 153 Dady Mirror/Mirror-pn/Corbn. 154 o. Bndgeman An Lfcrary 154 t VORSCHAU akq-Images 164 Bayensche Staatsgemildesarrrkingen/bp'. 165

Für urweriangt eingesandte MaruAnpte und Fotos übernehmen
Verlag und Redskbn keine Haftung <- GEO 2015 Verlag Gruner » Jahr.
Hamburg für simtlkhe Betrage.

drei Tage zuvor Polen überfallen haben, erklärt London dem Deutschen Reich am 3. September den Krieg. Anders als im Ersten Weltkrieg gilt diese Erklärung aber nicht auch automatisch für das gesamte Empire.

Dennoch wird ein Großteil der Truppen Londons aus den Kolonien rekrutiert: Indien stellt bis 1945 rund 2,5 Millionen Soldaten, die afrikanischen Kolonien etwa 500000 Mann. Die Dominions treten freiwillig in den Krieg ein: Kanada schickt 72 5 0 00 Mann. Neuseeland und Australien jeweils eine halbe Million, Südafrika rund 200 000 Soldaten. Nur Irland erklärt seine Neutralität.

1940

Indien. Die Muslimliga fordert einen unabhängigen muslimischen Staat namens „Pakistan" (ein Kunstwort, gebildet aus den Anfangsbuchstaben der Gebiete Punjab, Afghanistan, Kaschmir und Sindh sowie der letzten Silbe von Baluchistan).

1947

Indien. Anfang Juni stellt der neue Vizekönig Louis Mountbatten einen Plan zur Teilung Britisch-Indiens in zwei unabhängige Staaten vor: Indien für die mehrheitlich hinduistischen, Pakistan für die überwiegend muslimischen Gebiete. Am 14. August verkündet Mountbatten die Gründung Pakistans. Nur einen Tag später erklärt Jawaharlal Nehru in Neu-Delhi die Unabhängigkeit Indiens. Die letzten britischen Truppen verlassen Indien ein Jahr später.

Damit endet die fast 200-jährige Herrschaft der Briten auf dem Subkontinent.

1952

Kenia. Radikale schwarze Widerstandskämpfer verüben zahlreiche Attentate auf Einheimische, die im Dienst der Briten stehen. Sie wollen damit die Unabhängigkeit Kenias erzwingen. Der Gouverneur der afrikanischen Kolonie verkündet daraufhin den Ausnahmezustand. Insgesamt vier Jahre brauchen die Briten, um den Aufstand niederzuschlagen: dabei sterben Zehntausende Afrikaner.

1956

Ägypten. Der ägyptische Präsident Gamal Abdel Nasser verkündet die Verstaatlichung des Suezkanals. Die Briten fürchten um ihren Transportweg, vor allem für den Ölimport. Gemeinsam mit Frankreich und Israel greifen sie militärisch ein. Ihre Truppen besetzen die Kanalzone, werden aber kurz danach durch weltweite Proteste und Drohungen ihres engsten Bündnispartners USA zum Rückzug gezwungen. Das gedemütigte Großbritannien hat - für alle sichtbar - seine Position als Weltmacht verloren.

1960

Südafrika. Am 3. Februar hält der englische Premierminister Harold Macmillan eine Rede vor dem Parlament in Kapstadt, in der er vom „Wind der Veränderung" in Afrika spricht. Im Verlauf der kommenden zwei Jahrzehnte zieht sich Großbritannien aus Afrika zurück: Noch im gleichen

Jahr wird Nigeria unabhängig, Uganda 1962, Kenia 1963 und zuletzt Swasiland 1968. Und in Rhodesien erklären weiße Siedler ihr Gebiet 1965, gegen den Widerstand der britischen Krone, zum eigenen Staat.

1982

Südatlantik. Argentinische Truppen besetzen die Falklandinseln. Mit Unterstützung der USA erobern die Briten den 13 000 See-meilen entfernten Archipel, der seit über 140 Jahren in britischem Besitz ist, innerhalb von vier Wochen zurück. Dieser Kampf ist der letzte große Kolonialkrieg des Empire.

1997

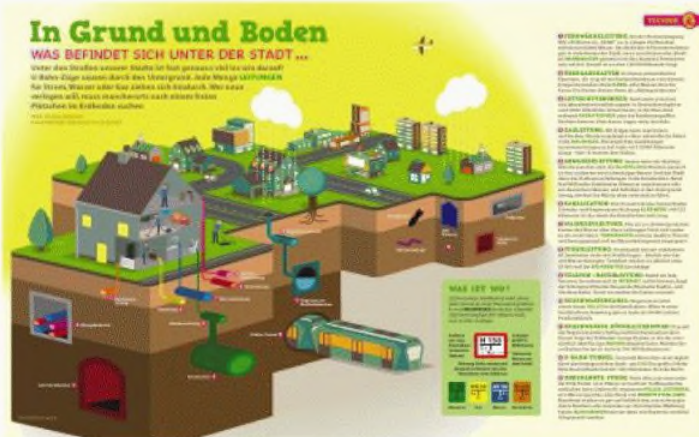
China. Weil der Pachtvertrag von 1898 für die New Territories ausläuft - und Hongkong allein nicht überlebensfähig wäre - wird die gesamte britische Kronkolonie am 1. Juli an die Volksrepublik China übergeben. Mit dem Verlust der letzten bedeutenden Überseebesitzung endet die 155-jährige britische Kolonialherrschaft in China.

Das Empire - das einst ein Viertel der Landfläche der Erde umfasste - ist mittlerweile zu einer Ansammlung bedeutungsloser Inseln wie St. Helena herabgesunken. Wichtige Hinterlassenschaft des Weltreichs ist wohl die englische Sprache: In 59 Staaten ist sie Amtssprache, in weiteren 25 Ländern Verkehrssprache. £

Isabelle Berens, /[^]. 1988, ist Historikerin in Hamburg. Dr. Frank Otto, Jg. 1967, ist der Geschäftsführende Redakteur von GEOEPOCHE.

DIE WELT VON GEO

Neues aus den Redaktionen



Nicht nur auf, auch unter den Straßen unserer Städte ist jede Menge los - wie diese Grafik beweist

Es geht abwärts!

Das neue GEOlino extra »Unter der Erde« nimmt seine jungen Leser mit in ein unbekanntes Universum im Untergrund

Wo stoßen Abenteurer noch heute auf fremde Welten? Wo spüren sie verborgene Schätze auf? In fernen Ländern wohl kaum. Jeder noch so entlegene Winkel ist erforscht - spätestens seit Satelliten die Erde scannen. Unter der Erdoberfläche aber, manchmal direkt unter unseren Füßen, verbergen sich noch viele geheimnisvolle Flecken. GEOlino extra entführt seine Leser dorthin. Reporter begleiten Höhlenforscher auf einer Expedition durch ein chinesisches Höhlenlabyrinth, das kaum ein Dutzend Menschen je betreten hat. Geschichten erzählen von einem chilenischen Bergwerk, das für 33 Kumpel fast zur tödlichen Falle wurde, und von einem Tunnel, der aus der DDR in die Freiheit führte. Außerdem ein Porträt des weltgrößten Tunnelbohrers „Bertha“ und ein Blick ins Tierreich: Wer tut sich dort als Tunnelbauer hervor? GEOlino extra legt damit eine absolut unterirdische Ausgabe vor. Doch nur im örtlichen Sinne!



GEOlino extra „Unter der Erde“ kostet 7.00 Euro, mit DVD („Reise zum Mittelpunkt der Erde - Der rastlose Planet“) 12.90 Euro

Weitere Themen im Heft: Pilze: Das Internet im Erdboden / Diamanten: Die funkelnde und die dunkle Seite der schmutzigen Steine / Tagebau: Das Megaloch von Garzweiler / Archäologie: Ein Krimi im Moor / Technik: Die Stadt unter der Stadt / Kinderarbeit: Alltag am Silberberg



Kaliforniens Kleinod: Der Yosemite-Nationalpark, in dessen Süden der Merced River entspringt

California dreamin'

Was macht Kaliforniens Lebensgefühl aus? Eine Reise durch atemberaubende Naturlandschaften, aber auch in die Denklabors der Hightech-Nerds

Der Autor Wallace Stegner schrieb einst: „Kalifornien ist wie der Rest von Amerika - nur viel mehr.“ In der Tat: Mehr Sonne, mehr grandiose Natur, mehr Meer machen Kalifornien zu einem der beliebtesten US-Reiseziele. Gleichzeitig scheint der Golden State ein Sammelbecken für Glücksucher, Abenteurer, Lebenskünstler, Visionäre, die mit scheinbar grenzenlosem Optimismus an der Zukunft arbeiten. Das neue GEO Special zeigt ihn von seinen schönsten, ungewöhnlichsten und verrücktesten Seiten: Warum ist Los Angeles attraktiver als sein Ruf? Wo trifft man beim Wandern Wapitis? Wie leben die Technik-Nerds im Silicon Valley? Wie ergeht es Schauspielern in Hollywood? Und wie fühlt es sich an, in einem selbstfahrenden Auto die Hände vom Lenker zu nehmen? Dazu: viele Hotel- und Restauranttipps, die besten Weingüter, Strände und Nationalparks, eine traumhafte Wohnmobilroute — und jede Menge „California dreamin'“.



GEO Special Kalifornien kostet 8,50 €, mit DVD 16.50 €, als eMagazine 7,99€

Weitere Themen im Heft u. a.: Der Aufstieg der Latinos / Strategien gegen die große Dürre / Pulitzer-Preisträger Jonathan Gold über Kaliforniens Food-Szene / Santa Barbara, San Diego, San Francisco / Abstecher nach Las Vegas

In neuem Gewand

Ab Ausgabe 9 erscheint GEO in völlig überarbeiteter Form: mit frischem Design, veränderter Heftstruktur und neuen Rubriken

Die augenfälligste Änderung im neuen GEO betrifft das Layout: Es ist zeitgemäßer, eleganter sowie lesefreundlicher - und es räumt den Fotos mehr Raum ein, um sie noch besser zur Geltung zu bringen. Die Redaktion hat zudem die Struktur des Heftes verändert, um Abwechslung und Vielfalt zu steigern. So rückt das beliebte GEOSkop in die Heftmitte; es heißt fortan „361 Grad“ und folgt unter dem Motto „Weiter fragen“ nicht mehr dem üblichen Nachrichtenschema, sondern stellt jeweils die relevanten Fragen heraus, die sich hinter aktuellen Forschungen verbergen.

Auch am Anfang des Heftes finden sich Neuerungen: Auf die Foto-Doppelseiten des Kosmos folgen nun die „Horizonte“, die zu einer abwechslungsreichen Reise um die Welt einladen. Darin finden sich neue Rubriken, etwa „Moral international“, das Gewissensfragen in anderen Ländern aufgreift.

Treu bleibt die Redaktion dem Motto „Die Welt mit anderen Augen sehen“ - und damit der Verpflichtung, Lesern das Abenteuer von Entdeckungen und ungewöhnlichen Erkenntnissen zu bieten. In Ausgabe 9 gehört dazu etwa eine Geschichte über die erste Blinde in Deutschland, die lernt, sich mithilfe der Echo-Ortung zu bewegen. Und die Titelseite wirft einen Blick in die ethnisch bunte Zukunft unserer Gesellschaft, in die Gesichter von morgen.



Das Echo-Wunder: Wie sich ein blindes Mädchen mit verblüffender Selbstständigkeit in der Welt orientiert



Die neue GEO-Ausgabe ist ab dem 21. August im Handel für 7.00 Euro erhältlich. Die digitale Version für Tablet-Computer kostet 5.99 Euro.
Weitere Themen: Chinko - Expedition zu Afrikas letztem weißem Fleck / Die überraschenden Talente der Pilze / Mach doch, was du willst: Motivation richtig genutzt / Theater im Iran: Kreativ in der Islamischen Republik / Tag der Artenvielfalt: Neues Leben in den Eibauen



Bilder des Zweiten Weltkriegs: vom Überfall der Wehrmacht auf Polen 1939 bis zur Kapitulation Deutschlands und Japans 1945

Der Zweite Weltkrieg

GEO EPOCHE PANORAMA erzählt in historischen Fotos die Geschichte des Weltenbrandes (1939-1945)

Der Zweite Weltkrieg ist ein Waffenkampf, wie es ihn nie zuvor gegeben hatte: Er fordert mehr Opfer als je ein anderer, wird rund um den gesamten Erdball ausgefochten, zieht tiefere globale Veränderungen nach sich als irgendein anderes historisches Ereignis.

Und er produziert nie gesehene Bilder. Denn erstmals begleiten an allen Fronten Fotografen die Truppen; ihre Aufnahmen lassen die grauerregende Wirklichkeit eines Konfliktes im 20. Jahrhundert erkennen. Die neue Ausgabe von GEOEPOCHE PANORAMA zeigt die beeindruckendsten - wie bedrückendsten - Fotos des Zweiten Weltkriegs. Und erzählt damit zugleich eine kurze Geschichte dieses furchterlichsten aller jemals ausgetragenen Waffenkämpfe. ^

GEO EPOCHE digital

Die aktuelle sowie ältere Ausgaben von GEOEPOCHE gibt es auch als eMagazine für Tablets (www.geo-epoche.de)

Außerdem erscheinen zu immer mehr Themen GEOEPOCHE-eBooks, die in allen wichtigen digitalen Bookstores erhältlich sind



Die Redaktion von GEO EPOCHE erreichen

TM Sie in der digitalen Welt über den Facebook-

Account sowie den Briefkasten der Website

www.geo-epoche.de

DIE PEST

Europa im Zeitalter des Schwarzen Todes 1340–1360



Der Tod triumphiert über die Lebenden: Niemand ist sicher vor der Pest

Es ist das Jahr 1347, und mehrere Schiffe tragen den Tod nach Europa. Sie kommen aus dem Schwarzen Meer, an dessen Gestaden die Pest ausgebrochen ist. Ohne es zu ahnen, bringen die Besatzungen der Handelssegler den Erreger in die Häfen des Mittelmeers.

Von dort wird sich die Seuche nahezu im ganzen Abendland ausbreiten und selbst entlegene Regionen treffen. Sechs Jahre lang wird die Pandemie wüten, etwa 25 Millionen Menschen werden sterben – ein Drittel aller Bewohner Europas. Der „Schwarze Tod“ ist die größte Katastrophe des Mittelalters.

Die Seuche trifft einen Kontinent im Umbruch: Das Papsttum steckt in einer Krise; England und Frankreich zerfleischen sich im Hundertjährigen Krieg. Gelehrte rütteln am Bildungsmonopol der Kirche.

Die Pest forciert diesen Wandel. Da weder Gottesfurcht noch Gehorsam gegenüber der Obrigkeit die Menschen vor der Krankheit bewahren, beginnen sie, die alten Autoritäten infrage zu stellen. Tausende Männer und Frauen, die in der Seuche eine Strafe Gottes sehen, ziehen in schaurigen Büsserprozessionen umher und brüskieren als selbst ernannte Prediger den Klerus. In Frankreich

kommt es zu einer Rebellion der Bauern gegen die Adeligen. Und im italienischen Siena lösen neue Eliten die alteingesessene Stadtregierung ab.

GEOEPOCHE erzählt von den Verheerungen der Seuche in Venedig; von den Pogromen gegen Juden, die als vermeintliche Schuldige verdammt werden; von Englands König Eduard III., der die Herausforderung durch die Pest nutzt, um seine Macht zu stärken. Und von einer Familie, die es sich leisten kann, auf einer prächtigen Fürstenhochzeit den Schwarzen Tod zu ignorieren.

GEO EPOCHE: über Leben und Sterben im Mittelalter.

Die nächste Ausgabe von GEOEPOCHE erscheint am 21. Oktober 2015

ALBRECHT DÜRER

und die Revolution der deutschen Kunst



Aus Italien trägt
Albrecht Dürer die
Ideen der Renaissance
über die Alpen - und
befördert in Deutsch-
land eine realistische
Kunst, die nicht mehr
Heilige, sondern
den Menschen in den
Mittelpunkt stellt

Nur 27 Jahre alt ist Albrecht Dürer, als er zum international gefeierten Künstler wird - mithilfe eines Weltuntergangs. 1498 illustriert der Nürnberger das Drama derart detailliert, dass seine Zeitgenossen so fasziniert wie erschüttert auf die 15 Holzschnitte blicken, in denen die apokalyptischen Reiter heranpreschen oder der Erzengel Michael auf einen Drachen einsticht. Wie keinem Meister vor ihm gelingt es Dürer mit diesen Arbeiten, den Holzschnitt auf ein neues künstlerisches Niveau zu heben.

Das ganze Genie des Deutschen aber zeigt sich in seiner Vielseitigkeit: Gleich ob Zeichnung, Kupferstich oder Ölgemälde, es scheint keine Technik zu geben, die er nicht perfektioniert. 1505 reist er nach Venedig - und schafft dort Bildnisse, für die ihn sogar die italienischen Meister bewundern.

Umgekehrt bringt Dürer die Lehren der Renaissance nach Deutschland, wo Maler oft noch ohne theoretisches

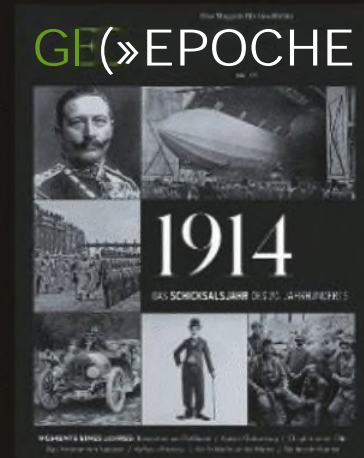
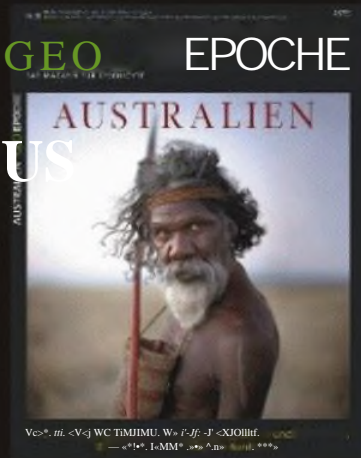
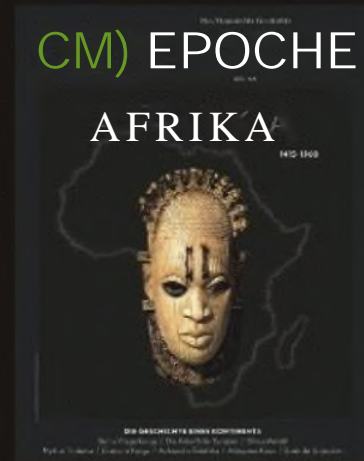
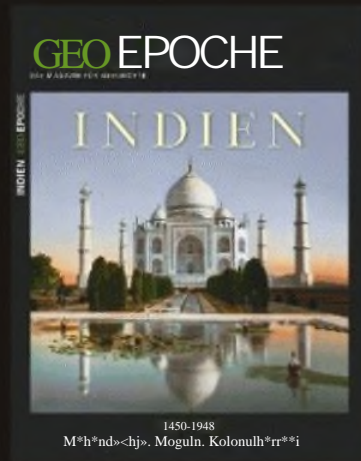
Wissen über Perspektive und Proportionen die häufig gleichen biblischen Motive produzieren. Und wo bald darauf durch Humanismus und Reformation eine geistige Revolution beginnt, die auch die Kunst dramatisch verändern wird.

In dieser Epoche des Umbruchs entdecken Maler wie Dürer, der Franke Lucas Cranach d. Ä. und der Augsburger Hans Holbein d. J., dass die Natur an sich ein lohnendes Motiv sein kann. Sie erforschen, welche fulminante Wirkung ungewöhnliche Farbkontraste haben, wie individuell Porträts wirken können. Gemeinsam begründen sie die schöpferischste Phase der altdeutschen Malerei.

Im nächsten Heft beschreibt GEOEPOCHÉ EDITION, wie die Künstler der „Dürerzeit“ mit der traditionellen christlichen Ikonographie brechen und technisch filigrane Werke schaffen, deren Kompositionen überraschender und deren Motive provozierender sind als alles, was man bis dahin kannte.

Die nächste Ausgabe von GEOEPOCHÉ EDITION erscheint am 21. Oktober 2015

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder im Internet auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE